~~Zc. III 56. c.~~

L. arab. 12/5

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
übersetzt
von
F. H. von der Hagen.

Fünfter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyschen Buchhandlung.

1827.

BIBLIOTHECA BAM... STS

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Fünfter Band.

Inhalt des fünften Bandes.

Seite

Geschichte Haleschalbehs und der unbekannten Dame.

Zweihundert und fünf und funfzigster Tag . . . 1
256ster Tag 7
257ster Tag 10
258ster Tag 15
259ster Tag 20
260ster Tag 26
261ster Tag 29
262ster Tag 34
263ster Tag 40
264ster Tag 43
265ster Tag 48
266ster Tag 52
267ster Tag 59

Geschichte Xaïluns des Blödsinnigen.

268ster Tag 64
269ster Tag 68
270ster Tag 72
271ster Tag 77
272ster Tag 81
273ster Tag 84

Seite
274ster Tag 88
275ster Tag 92
276ster Tag 96
277ster Tag 101
278ster Tag 105
279ster Tag 111
280ster Tag 114
281ster Tag 118
282ster Tag 122
283ster Tag 126
284ster Tag 129
285ster Tag 133
286ster Tag 138
287ster Tag 142
288ster Tag 145
289ster Tag 150
290ster Tag 155
291ster Tag 159
Geschichte des Schebandad's von Szurat und seiner Familie 164
Geschichte des Liebhabers der Sterne.
292ster Tag 166
293ster Tag 174
294ster Tag 179
295ster Tag 183
296ster Tag 188

Seite

297ster Tag 194
298ster Tag 203
299ster Tag 208
300ster Tag 214

Heldenthaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter und seiner tapfern Genossen.

301ster Tag 225
302ter Tag 230
303ter Tag 235
304ter Tag 240
305ter Tag 246
306ter Tag 253
307ter Tag 260
308ter Tag 267
309ter Tag 271
310ter Tag 276
311ter Tag 281

Valid-Haßens Traum 287

Geschichte Simustapha's und der Prinzessinn Ilsetilsone.

312ter Tag 296
313ter Tag 301
314ter Tag 310
315ter Tag 315
316ter Tag 320

Seite

317ter Tag 327
318ter Tag 332
319ter Tag 337
320ster Tag 343
321ster Tag 348
322ster Tag 353
323ster Tag 358
324ster Tag 363
325ster Tag 369
326ster Tag 373
327ster Tag 378
328ster Tag 383
329ster Tag 388

Geschichte
Haleschalbeh's und der unbekannten Dame.

Zweihundert und fünf und funfzigster Tag.

„Der Chalyf Harun Alraschid berief eines Tages seinen Großvesyr Giafar und Meßrur, den Obersten der Verschnittenen, und sprach zu ihnen:

„Ich will heute unerkannt Bagdad durchwandern und die Krankenanstalten besuchen, um mich selber zu überzeugen ob die Verwaltung derselben gewissenhaft und verständig ist, und ob die Kranken darin alle die Hülfe und Pflege erhalten, deren sie bedürfen. Ich werde mich als Dervisch verkleiden, und ihr beide, die ihr mich begleiten sollt, wählet euch auch eine

Verkleidung, vermittelst welcher ihr durchaus unerkannt bleiben könnt."

Gesagt gethan, und bald ist der Chalyf mit seinen Begleitern auf dem Wege. Angelangt in den Anstalten, welche er zu besuchen sich vorgesetzt hatte, findet er alles in der erwünschten Ordnung, bis er an die Thüre eines sehr geräumigen Hofes kam, in welchem er lautes Getöse hörte. Er wandte sich an Giafar, und fragte ihn:

„Woher kömmt dieser Lärm?"

„Herr," antwortete der Vesyr, „dieß ist der Ort, wo die Narren eingesperrt sind: diejenigen, deren Tollheit nicht gefährlich ist, können in diesem großen Hofe frei umhergehen, und sie haben ihre Zellen oder kleinen Gemächer rings um denselben."

„Laß uns hineingehen," sagte der Chalyf; „dieser Gegenstand ist nicht minder wichtig. Wir wollen zuvörderst sehen, ob auch alle aus triftigen Gründen hier eingesperrt sind: man läßt gar viele Leute in Freiheit, welche, ihrer Unsinnigkeit wegen, wohl verdienten eingesperrt zu werden; dagegen befinden sich hier vielleicht manche, für welche es, um ihrer selbst und um der Gesellschaft willen, besser wäre, wenn sie wieder in Freiheit gesetzt würden. Jeder von uns besonders soll einen von den Bewohnern dieses Hofes prüfen. Wir wollen loosen, wer von uns dreien

zuerst eine solche Prüfung übernehmen soll, und sogleich ans Werk gehen."

Das Loos entschied, daß Meßrur den Anfang machen sollte.

Als sie alle drei in den Hof gekommen waren, ging der Oberste der Verschnittenen gleich nach der ersten Zelle: hier fand er einen Mann von ungefähr vierzig Jahren, der eine Pfeife rauchte, sehr ernsthaft aussah, und den Ellnbogen auf einen Tisch gestützt hatte, auf welchem etliche Papiere lagen. Meßrur bot dem Tabacksraucher einen Gruß, der ihm auf der Stelle erwiedert wurde, und redete ihn an:

„Vermuthlich bist du der Aufseher derjenigen, die in diesem Hofe so lärmen."

„Diese Aufsicht," antwortete der Tabacksraucher, „ist eine Last, von welcher ich frei bin. Ich führe nur die Aufsicht über mich selbst, und habe vollauf zu thun."

„Aber," fuhr Meßrur fort, „man sperrte dich doch gewis nicht auch als einen Verrückten hier ein?"

„Und warum sollte man mich hier nicht als einen solchen festhalten? hältst du mich für klüger, als jeden andern? Man hat mir die Gerechtigkeit widerfahren laßen, welche alle Einwohner von Bagdad verdienten. Ich kann mich nicht beklagen; ich bin durch meinesgleichen gerichtet worden, und sie haben die Aufmerksamkeit, mich täglich hier zu besuchen."

„Ich verstehe," sagte Meßrur, „wir haben Alle einen kleinen Sparren; wenn er indessen nicht ein gewisses Maaß überschreitet, so thut man wohl, uns die Hinterthür offen zu laßen: nur gegen die außerordentlichen Tollheiten . . ."

„Ja, du hast Recht," unterbrach ihn der Tabacksraucher, „die Menschen sehen sich alle ihre gewöhnlichen Tollheiten nach, wie lächerlich sie auch sein mögen: aber wenn einer von ihnen durch seine Gedanken, seine Einsichten oder seine Beobachtungen sich über die anderen emporschwingt, so ist dieses für sie eine Art Vorwurf der Niedrigkeit, in welche sie sich hinabsinken laßen, und sie suchen sich alsdann, seinen Blicken zu entziehen. Das ist eben meine Geschichte: ich wußte mehr als der große Haufe; man hat mich in den Ruhestand versetzt."

„In welchem Fache zeichnetest du dich aus?" fragte Meßrur weiter.

„In der Wissenschaft, welche der Schlüssel aller übrigen ist, in der Sterndeutung." —

„Und du hattest sie ganz inne?" —

„Ich war nahe daran; aber man hat meine Fortschritte unterbrochen." —

„Du standest also in Verkehr mit den Gestirnen?" —

„Allerdings." —

„Und welches Gestirn war dir besonders günstig?" —

„Die Mondgöttinn.“ —

„Stehst du denn nicht mehr bei ihr in Gnaden?“ —

„Seitdem ich nicht mehr frei bin, benimmt sie sich sehr launisch gegen mich; sie ist mir große Verbindlichkeiten schuldig, denkt aber gegenwärtig nicht sonderlich daran: sie hatte eine ungeheure Warze auf der Nase, welche ich ihr vertrieb: sie verdankt mir also das glatte Gesicht, welches du zuweilen an ihr siehst. Noch mehr, ich rettete sie von einer Verfinsterung, welche alle Sterngucker erwarteten, indem ich ihren Lauf seitwärts richtete. Sie bezeugte mir anfangs einige Erkenntlichkeit; aber seit dem Augenblicke, daß ich hier eingesperrt bin, verläßt sie mich: wende ich mich an sie beim Zunehmen, so ist sie noch zu schwach, um zu meinen Gunsten zu wirken; und wende ich mich an sie, wenn sie voll ist, so verhüllt sie sich in Gewölk und Nebel: aber beim Abnehmen stehen alle ihre bösen Einflüsse mir zu Gebote; dann sind es Flüsse, Schnupfen und Husten, die auf mich herabregnen. Ich bin jetzt eben damit beschäftigt, mich von den letzten Beweisen ihrer Gunst zu befreien. — Ha! wenn ich sie einmal fasse, so soll sie inne werden, daß sie keinen Undankbaren verpflichtet hat.“ —

„Und wie willst du es anstellen, sie zu fassen?“ fuhr Meßrur fort.

„Nichts ist leichter, als das,“ sagte der Raucher, „wenn jemand wie du, mir helfen wollte: sie kömmt

diesen Abend um neun Uhr, um sich in diesem Brunnen zu spiegeln und zu baden, den du hier mitten auf dem Hofe siehst; ich will dir meinen Tisch geben, dich darunter zu verstecken; sie wird sich deiner nicht versehen, und während sie sich nun damit ergetzt im Wasser zu plätschern, mußt du plötzlich den Brunnen zuschlagen: alsdann haben wir sie; es wird ein guter Fang für uns beide sein, und wir wollen sehen, wie sie es anstellen wird, ihre Aufführung zu rechtfertigen."

„Sie wird also sprechen," fragte Meßrur, „und wir werden es hören?"

„Ich will eben nicht sagen, daß du es genau hören wirst," antwortete der Raucher: „aber ich, dessen Ohr so geübt ist, daß es sogar den Takt in der Harmonie der Himmelskörper vernimmt, ich werde kein Wort verlieren. Was dich betrifft, so kömmt es darauf an, wie dein Ohr gebauet ist."

Indem der Raucher dieß sagte, legte er seine Pfeife weg, untersuchte Meßrurs Ohr in der Nähe, ergriff es dann plötzlich, zog es mit aller Kraft empor, und rief dabei aus:

„Dein Ohr ist gar zu kurz!"

Meßrur stieß vor Schmerz einen lauten Schrei aus, ein Wächter lief herbei, und machte ihn von dem Sterndeuter los. So kam Meßrur, sein Ohr

mit beiden Händen festhaltend, wieder zu dem Chalyfen, und erzählte ihm sein klägliches Abenteuer.

Zweihundert und sechs und funfzigster Tag.

„Es ist mir långst gesagt," sprach Harun lachend, „daß man sich am meisten vor den Narren hüten muß, die einen Anstrich von Weisheit haben. — Nun ist die Reihe an dir, Giafar," sagte er zu seinem Großvesyr, „du bist zum voraus gewarnt, daß man sich nicht muß beim Ohre zupfen laßen. Geh hin und fang deine Prüfung an: Meßrur und ich, wir wollen in der Nähe der Zelle bleiben, in welche du eintrittst, damit wir gleich bei der Hand sind, dir nöthigenfalls zu Hülfe zu kommen."

Der Großvesyr hatte schon seine Augen auf eine Thüre gerichtet, an welcher er einen Mann mit ehrwürdigem Barte sitzen sah, dessen Ansehen Ehrfurcht gebot. Er begann damit, dem Greise ein Almosen zu reichen, und begrüßte ihn dann. Der Alte nahm es an, schien aber mehr auf die Höflichkeit, als auf das Almosen zu achten; er erwiederte Giafars Gruß, und machte ihm ein Zeichen, daß er sich auf einen Stuhl einige Schritte von ihm setzen sollte.

„Junger Mann," sprach er zu ihm, „du kömmst ohne Zweifel hieher, dich zu unterrichten: du kannst

dem Himmel danken, daß du an den rechten Mann gekommen bist: von welchem Kapitel meines Buchs verlangst du den Text oder die Auslegung zu vernehmen?"

Das Buch, von welchem der Mann zu sprechen schien, war ein kleines viereckiges Brett von Cedernholz, auf welchem durchaus keine Schriftzüge zu sehen waren.

„Was ist das für ein Buch?" fragte Giafar. —

„Wie! du erkennst also in diesen Schriftzügen nicht den Finger Gottes und die Eingebung des Engels Gabriel? Ein Muselmann erkennet nicht den göttlichen Koran, und in demjenigen, der ihm denselben vorhält, ganz so wie er eingegeben worden, den großen Propheten Mahomed?"

Bei diesem Ausrufe stand der Vesyr auf und entfernte sich; er nahte dem Chalyfen und sagte zu ihm:

„Beherrscher der Gläubigen, ich bin genöthigt worden, das Spiel aufzugeben: der Mensch, den ich verlaßen habe, lästert zum Entsetzen: er giebt sich für den großen Propheten aus."

„Wer weiß, ob er auch lästert," erwiederte der Chalyf: „jedermann kann sich für einen Propheten ausgeben, sobald er seine Sendung durch Wunder beweiset: geh hin und fordere eins von ihm."

Giafar gehorchte, ging hin und nahm seinen Platz wieder ein:

„Wenn du Mahomed bist," sagte er zu dem alten Narren, „wer hat dich denn an einen Ort versetzen können, wie dieser hier ist?"

„Mein undankbares Volk," antwortete der vorgebliche Prophet, „hat nicht an mich glauben wollen, und das hat mich gekränkt, ohne mich zu verwundern; es glaubt ja fast nicht einmal an Gott."

„Aber," fuhr Giafar fort, „ein Prophet bewährt seine Sendung durch Wunder: warum hast du nicht auch dergleichen gethan?"

„Mein Volk," erwiederte der vermeintliche Prophet, „hätte dergleichen von mir fordern sollen: aber es fürchtet, überzeugt zu werden, und will lieber in seinem Unglauben beharren."

„Du kannst also Wunder thun?" fragte Giafar.

„Zweifelst du daran, daß Mahomed es könne?" —

„So thu doch auf der Stelle eins."

„Es soll dir nicht versagt sein. Besteig auf dieser äußern Treppe die Zinne dieses Minaretthurms, stürze dich ohne Bedenken von oben herab: und wenn du auch in tausend Stücken zerschmettert am Boden lägest, dennoch will ich durch Ein Wort dich wieder auferstehen laßen, gerader und gesunder, als du jetzo bist."

„Ah!" sagte Giafar, indem er sich zurückzog, „ich will dich lieber so für einen Propheten halten, als dich bemühen, es zu beweisen."

Damit kam er wieder zu dem Chalyfen und erzählte ihm, welchen Vorschlag man ihm gemacht hatte.

„Du wirst nicht viel lernen," sagte Harun zu ihm: „du willst nichts versuchen."

„Wenn jemand sich auf diesem Wege unterrichten will," erwiederte Giafar, „der Wundermann und der Thurm sind da: er mag das Abenteuer versuchen, ich werde ihn nicht darum beneiden."

Die Unterhaltung des Fürsten mit seinen Vertrauten wurde durch einige Tollhäusler unterbrochen, welche sich ihnen nahten. Einer derselben gab sich für den Chalyfen selber aus, und machte Harun den Antrag, er sollte sein Dervischkleid ablegen und die Vesyrsstelle bei ihm annehmen. Er wollte ihn mit einem prächtigen Pelze bekleiden: dieser bestand aus einem alten zerrissenen schmutzigen, und von Würmern zerfressenen Stücke Zeug. Ein andrer kam mit einem Korbe voll Nußschalen, und bot ihnen Zuckerwerk zum Kaufe.

Zweihundert und sieben und funfzigster Tag.

Diese kurzen und öffentlichen Auftritte genügten aber nicht der Absicht Haruns, noch dem Zwecke der Verabredung. Es war jetzt an ihm, in eine der

Zellen zu treten, um so wie seine beiden Gefährten, eine besondere Unterhaltung anzuknüpfen.

Er kam an ein Gemach, welches ihm größer und besser eingerichtet schien, als die übrigen. Ein junger Mann von eben so sanfter als einnehmender Bildung, saß darin auf einem Sopha, und schien in Schwermuth versunken: in der Hand hielt er den Koran.

Der Chalyf trat näher, begrüßte ihn, und redete ihn mit dem liebreichen und vertraulichen Ton an, welchen das Derwischkleid berechtigte anzunehmen:

„Ei! schöner junger Mann,“ sagte er zu ihm, „warum finde ich hier unter den Wahnsinnigen einen so verständigen Menschen, wie ihr zu sein scheint?“

Auf diese Frage machte der junge Mann sein Buch zu, erhub bescheiden die Augen, betrachtete den Derwisch, und antwortete ihm:

Nicht alle Handlungen meines Lebens sind verständig gewesen: ich habe Anlaß gegeben zu dem Misbrauche, welchen man jetzo von der Gewalt macht, mich hier festzuhalten.“

„Und könnte ich nicht,“ sagte hierauf der Derwisch, „eure Geschichte von euch vernehmen, da ihr so gut im Stande scheinet, sie zu erzählen?“

„Frommer Derwisch,“ antwortete der junge Mann, „wenn ihr der Chalyf wäret, so würde ich euch auffordern, euch bei mir niederzulaßen, und euch mein Herz öffnen. Täglich bitte ich Gott, mir diesen

gerechten Fürsten herzusenden. Aber es würde mir unnütz sein, einen andern als ihn zu meinem Vertrauten zu machen. Ihr seht hier ein Schlachtopfer seines Großvesyrs Giafar, auf dessen Befehl ich hieher gebracht wurde, aus einer damals triftig scheinenden Ursache; aber ich kann sagen, daß ich gegenwärtig noch ohne Grund hier festgehalten werde; und wenn nicht die Religion mich aufrecht erhielte, so würde ich der Last meines Unglücks und dieser schauderhaften Gefangenschaft erliegen."

Der Chalyf war aufs höchste erstaunt, eine so zusammenhangende und so verständige Rede zu vernehmen. Er winkt Giafar und Meßrur heran, und wiederholt ihnen, was er so eben gehört hat.

Der Großvesyr betrachtet den jungen Menschen aufmerksam, und versichert den Chalyfen, daß der Gefangene und seine Geschichte ihm durchaus unbekannt sind.

Die Neugier des Chalyfen ward um so lebhafter und dringender; er trat, mit jener Freiheit, deren sich gemeinlich alle Dervische bedienen, in die Zelle, setzte sich neben dem angeblichen Schlachtopfer der Befehle Giafars nieder, und sprach zu ihm:

„Unglücklicher junger Mann, ihr wißt, daß Leute meines Standes mancherlei Vorrechte haben, und besonders den Großen sich nahen und ihnen die Wahrheit sagen dürfen. Der Beherrscher der Gläubigen ist

von Allen der zugänglichste für uns: drum bauet auf meinen Eifer; ich bin im Stande, euch zu dienen, und ihr werdet eure Schicksale einem verschwiegenen Ohr und einem wahrhaft liebreichen Herzen anvertrauen."

Der junge Mann seufzte von neuem, saß einen Augenblick in tiefen Gedanken, vergoß einige Thränen, und begann dann seine Geschichte also:

„Ich heiße Haleschalbeh, mein Vater ist Vorstand der Kaufmannschaft von Bagdad. Eines Tages lud er die vornehmsten Kaufleute der Stadt zu einem Abendessen ein. Jeder hatte seinen ältesten Sohn mitgebracht, und nach dem Mahle, welches glänzend und fröhlich gewesen war, unterhielten sich die Gäste über die mancherlei Absichten, welche sie mit ihren Kindern hätten.

Der eine schickte seinen Sohn in ein auswärtiges Handelshaus; der andre vertraute dem seinigen ein mit Waaren befrachtetes Schiff an; der dritte übergab ihm irgend einen Zweig seines Handels: mit Einem Worte, ich hörte, wie alle meine Altersgenossen vortheilhaft angestellt, oder ausgestattet werden sollten. Nachdem man sich über diese mannigfaltigen Anordnungen besprochen hatte, ging die Gesellschaft aus einander.

Als ich mit meinem Vater allein war, machte ich ihm bemerklich, daß ich, als Sohn des ersten unsers

Standes, allein ohne Bestimmung geblieben wäre. Er fühlte, daß ich Recht hatte, und erbot sich, ein Waarenlager für mich in einem der Stadtviertel Bagdads, wo ich es wünschte, zu eröffnen.

Dieses Erbieten schmeichelte meiner Neigung für den Handel und für die Unabhängigkeit. Ich nahm es an, und schon am nächsten Tage war ich im Besitz eines reichen Vorraths der schönsten Persischen und Indischen Stoffe. Ich hatte Sklaven, die sich gut auf den Handel verstanden und mir bei dem neuen Geschäfte zu Hülfe kamen.

Am Tage war ich nun mit der ganzen vornehmen Welt Bagdads in Verkehr, deren Bekanntschaft mir auf diese Weise offen stand, und des Abends kam ich heim zu meinem Vater. Ich betrieb mein Geschäft eifrig, und führte ein thätiges Leben; voll Abwechselung, kurz, ganz nach meinem Geschmacke. Mein Vater besuchte mich häufig in meinem Laden; er sah hier mit Wohlgefallen das Gedränge der Neugierigen und der Kunden beiderlei Geschlechts. Er machte sich ein Vergnügen daraus, mir alles was er Seltenes aus der Fremde bekam, zuzuschicken; der Geschäftsführer seines eigenen Handels hatte den Befehl dazu.

Eines Tages war ich in meinem Laden von vielen Kunden umgeben, als zwo Frauen von sehr stattlichem Ansehen hereintraten. Aus Höflichkeit machten ihnen die übrigen Anwesenden Platz, und eine der beiden

Frauen verschob ihren Schleier weit genug, um mich eine Schönheit erblicken zu laßen, von welcher meine Augen plötzlich geblendet wurden.

Beide setzten sich auf ein Sopha; sie verlangten die reichsten Stoffe zu sehen, wurden über den Preis mit mir einig, und kauften mir für dreitausend Thaler ab. An diesem Handel gewann ich, nach meiner Rechnung, fünfhundert Thaler. Die Waaren wurden eingepackt, und Sklaven trugen sie auf Befehl derjenigen, die ich für die Herrinn hielt, hinweg. Ich war im Begriff, so zu sagen, die Hand nach meiner Bezahlung auszustrecken, als die junge Dame das Wort nahm, und also zu mir sprach:

„Haleschalbeh, ich habe kein Geld bei mir; — aber ihr dürft wegen eurer Bezahlung nicht besorgt sein, in wenigen Tagen komme ich wieder her, sie euch zu bringen, und ich gedenke bei euch noch ansehnlichere Einkäufe zu machen."

Zweihundert und acht und funfzigster Tag.

Ihre Begleiterinn nahm hierauf das Wort, und sagte:

„Oh Gebieterinn, ihr redet ja mit dem Sohne des Vorstehers der Kaufmannschaft, einem Manne von bekanntem Reichthum, und dessen Werth der Chalyf

selbst zu schätzen weiß, — als ob ihr zweifelt, daß er es sich zur Ehre anrechnet, einer Dame, wie ihr seid, eine solche Kleinigkeit zu borgen."

Die Rede dieser Frau, der Eindruck, welchen die schönen Augen ihrer Gebieterinn unter ihrem verschobenen Schleier gemacht hatten, bewirkten, daß ich nicht nur nicht wagte, meine Bezahlung zu fordern, sondern mich auch nicht einmal nach dem Namen der Dame erkundigte, der ich diese Summe borgte. Nachdem sie sehr höflich Abschied genommen hatte, verließ sie mich, und ich blieb an meiner Thüre stehen, wie eine Bildsäule, ohne daß ich die Vorsicht gebrauchte, ihr einen Sklaven nachzuschicken.

Als ich allein war, fiel mir die Unvorsichtigkeit, zu welcher ich mich hatte hinreißen laßen, aufs Herz: Wem hatte ich meine Waaren überliefert? Wie konnte ich der Warnungen meines Vaters vergessen, daß Bagdad von Abenteurern wimmelt, die alle möglichen Gestalten anzunehmen und alle Rollen zu spielen wissen? Jetzo ward mir alles verdächtig, bis auf die schönen Augen, welche man mich hatte sehen laßen. Ich hielt mich für betrogen, und als ich am Abend wieder nach dem Hause meines Vaters kam, zitterte ich, die Vorwürfe zu hören, welche ich verdient zu haben glaubte."

Meine Mutter gewahrte bald meinen Kummer; sie wußte mir geschickt das Geständnis desselben zu entlocken, und tröstete mich, so viel sie konnte:

„Der Kaufmann, der nicht zu verlieren weiß," sagte sie zu mir, „verdient auch nicht zu gewinnen: wenn du etwa bei der Berechnung mit dem Vater in Verlegenheit kömmst, so soll meine Börse dir aushelfen."

Voll Verdruß, so angeführt zu sein, und über den erlittenen Verlust, begab ich mich am folgenden Morgen nach meinem Laden. Indessen war ich nicht ganz ohne Hoffnung, daß die Dame wiederkommen würde: aber der Abend kam heran, ohne daß sie erschien. Diesem trübseligen Tage folgten noch zwei andere ähnliche, und meine Mutter sah meine Betrübnis zunehmen, ohne daß sie dieselbe zu heilen vermochte.

Sie mochte mir noch so viel wiederholen, daß sie den Verlust aus ihrer eigenen Börse decken wollte; daß ich dieß Begegnis als ein nützliches Unglück betrachten müßte, weil der Mensch nur durch Schaden klug werde: alle ihre Reden waren fruchtlos, und nichts konnte mich darüber trösten, daß ich mich durch zwei schöne Augen, durch Prunk und glatte Worte hatte hinters Licht führen laßen: meine gekränkte Eitelkeit schmerzte mich tief.

Endlich, am vierten Tage, erschien die unbekannte Dame plötzlich wieder, im Gefolge ihrer Sklaven, und ein voller Beutel wird auf meinen Tisch geworfen.

„Schöner junger Mann," sagte sie zu mir, „ich bringe euch hier euer Geld; sehet zu, ob es richtig gezählt ist."

Bei diesem von mir eben so ersehnten als unerwarteten Anblicke verschwand alle meine Furcht, all mein Kummer: mit Einem Worte, ich fühlte mich plötzlich wie neugeboren.

Meine Unbekannte ließ sich neue Stoffe vorlegen, wählt darunter aus, und nimmt aus meinem Laden wieder für dreihundert Goldstücke Waaren mit: ich hätte ihr, in meinem Eifer, wohl für zweitausend hingegeben.

So bald sie verschwunden war, kam ich heim zu meiner Mutter, mit eben so viel Freude auf dem Gesicht, als ich zuvor Traurigkeit und Niedergeschlagenheit hatte blicken laßen. Ich erzählte ihr mein heutiges glückliches Abenteuer, und ward nun empfänglich für alle die Lehren, welche sie bis dahin vergeblich wiederholt hatte, um mich zu überzeugen, daß, wer im Handel nicht wagt, der gewinnt nicht.

Kurz, mein verehrter Derwisch, ich setzte diesen Verkehr mit der jungen unbekannten Dame fort, bis sie mir für alle die Stoffe, welche sie täglich über die

mitgebrachte Zahlung mitnahm, gegen zehntausend Thaler schuldig war: so viel als ungefähr der ganze Gewinn betrug, welchen ich in den verschiedenen Geschäften mit ihr gemacht hatte.

Eines Tages, als ich eben mein Waarenlager geöffnet hatte, und auf meinem Sopha saß, trat eine alte Frau zu mir herein; ich glaubte, sie suchte Pelzwerk oder Stoffe, und wollte ihr dergleichen vorlegen laßen.

„Mein Sohn," erwiederte sie mir, „ich habe einen Auftrag von ganz andrer Wichtigkeit an euch; ich komme zu euch im Namen der jungen Dame, die euch zehntausend Thaler schuldet. Ich bringe euch nicht eure Bezahlung, bin aber beauftragt, euch von ihr zu sagen, daß sie bloß deshalb vor allen anderen Kaufleuten in Bagdad bei euch allein ihren Bedarf an Stoffen entnommen hat, weil ihr Herz euch einen Vorzug andrer Art einräumte: Mit Einem Worte, mein Sohn, sie ist schön, jung und reich, und wünscht sich mit euch zu vermählen. Wenn ihr sie demnächst gesehen und mit ihr gesprochen habt, und dieser neue Handel euch ansteht, so soll der ganze Brautschatz, den ihr zu entrichten habt, in den zehntausend Thalern bestehen, welche sie euch schuldig ist: wenn nicht, so sollen sie euch ausgezahlt werden, und ihr könnt sie heimtragen. Um mich aber in den Stand zu setzen,

zu beurtheilen ob der Handel euch ansteht, müßt ihr euch entschließen, mir zu folgen."

Zweihundert und neun und funfzigster Tag.

Bei dieser Rede der Alten durchdrang ein mir bisher unbekanntes Feuer meine Adern, dessen Heftigkeit sich noch durch die Hoffnung vermehrte, welche sie mir eröffnete: ich war ganz entbrannt von Liebe.

Die schönen Augen der Dame hatten gleich anfangs, als sie mich dieselben erblicken ließ, mich dermaßen über meinen Vortheil verblendet, daß ich sie meine Waaren mitnehmen ließ, ohne zu wissen, ob ich auch die Bezahlung derselben erhalten würde; seitdem hatte zwar bei allen folgenden Besuchen ihr Schleier mir die Züge ihres Gesichts völlig verhüllt, aber ihr weites Gewand hatte mir doch nicht die Zierlichkeit ihrer Gestalt, die Anmuth aller ihrer Bewegungen, die Schönheit ihres Fußes und ihrer Hände entziehen können.

Ueberdieß handelte sie mit mir über den Preis der Waaren mit so viel Anstand und mit einem so englischen Tone der Stimme, daß sie niemals meinen Laden verließ, ohne noch etwas mehr, als meine Waaren, mitzunehmen; aber ich wußte eben nicht, was es war: kaum war sie von mir weggegangen, so befand ich mich unbehaglich, und sagte bei mir

selber: „diese Dame ist sehr reizend!“ sodann verfiel ich in eine lange und tiefe Träumerei.

Als nun die Alte mir zu verstehen gegeben hatte, daß die unbekannte Dame mich liebte, fühlte ich mich von höchster Leidenschaft entbrannt. Ich befahl meinen Sklaven, meinen Laden zu schließen, und heimzugehen, um meinen Vater und meine Mutter zu benachrichtigen, daß ich nicht nach Hause kommen würde, weil ich zur Belustigung mit meinen Freunden nach einem von der Stadt entlegenen Garten ginge; und so überließ ich mich der Führung der Alten.

„Euer Vertrauen zu mir,“ sagte sie unterweges, „wird euch nicht gereuen; ihr müßt mir aber einen neuen Beweis desselben geben: wenn nun die Dame euch nicht anstände, wenn die Anträge, welche sie euch machen wird, nicht nach eurem Geschmacke wären, so ist, nach eurer Trennung, ihr sehr daran gelegen, euch immer unbekannt zu bleiben; ihr Zartgefühl fordert es, und ich habe Befehl, euch eine Binde um die Augen zu legen, damit ihr niemals das Haus wiederfinden könnet, welches ihr betreten sollt.“

Ich unterwarf mich ohne Mühe dieser Bedingung; wir traten unter eine Vorhalle, und dort hinter zwei vorstehenden Säulen, verband sie mir die Augen mit einem sehr dichten seidenen Tuche. Dann ließ sie mich

drei= oder viermal auf meinem Absatz umdrehen, nahm mich bei der Hand, und ließ mich so eine gute Viertelstunde neben ihr hingehen. Auf einmal stehen wir still, ich höre an eine Thüre klopfen, sie öffnet sich, ich trete hinein, und die Thüre schließt sich wieder.

Einen Augenblick darauf, wurde mir das Gesicht wieder frei gemacht, und ich der Führung zweier sehr schönen und zierlich gekleideten Sklavinnen übergeben. Diese führten mich durch sieben Thüren; worauf mich vierzehn andere so stattliche und reich gekleidete Sklavinnen empfingen, daß ich ganz davon geblendet wurde. Jetzo befand ich mich in einem prächtigen Zimmer, wo alles von Marmor, Jaspis und Vergoldung war. Ich riß die Augen weit auf, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wachte, so sehr hatte mein Abenteuer das Ansehen eines Traums.

Hier trennte sich die Alte, die mir stäts gefolgt war, einen Augenblick von mir, und kam bald wieder mit einer Sklavinn zurück, welche auf einer großen vergoldeten Schüssel ein Frühstück hereintrug. Ich setzte mich, um mich zu erfrischen.

Während ich nach Gefallen aaß, zählte die Alte die mir schuldigen zehntausend Thaler auf einem Tische hin, und sagte zu mir:

„Da habt ihr all euer Geld; beunruhiget euch nicht, daß meine Gebieterinn noch nicht erscheint: ihr

dürft euch beide nicht eher sehen, als bis der Heirats-vertrag abgeschlossen ist; so gebietet es das Gesetz, und fordert es der Anstand."

Kaum hatte die Alte ausgesprochen, so erschien ein Kadi, mit zehn Personen seines Gefolges. Ich stand auf, und begrüßte ihn; worauf die Alte ihn also an-redete:

„Die junge Dame, die sich mit diesem Kaufmanne verheiraten will, hat euch zum Vormund erwählt: willigt ihr ein, ihr diesen Dienst zu leisten?"

Der Kadi antwortete, daß er sich durch die ihn getroffene Wahl sehr geehrt fühlte; er fertigte auf der Stelle den Heiratsvertrag in allen Förmlichkeiten aus, und ließ ihn von den mitgebrachten Zeugen un-terschreiben. Sodann wurde für ihn und sein Gefolge ein reichliches Mahl aufgetischt, und ihm ein prächti-ges Kleid nebst dreihundert Zeckienen überreicht: wor-auf er sich entfernte, indem er der Alten auftrug, ihrer Gebieterinn seinen Dank abzustatten.

Ich war von allem dem was ich sah, so betäubt, daß ich, ohne auf die Zurücklaßung meines Geldes zu achten, beim Weggehen des Kadi's auch eine Bewe-gung machte, als wenn ich ihm folgen wollte. Die Alte aber nöthigte mich, mich wieder zu setzen und sagte zu mir:

„Seid ihr bei Sinnen? muß man euch erinnern, daß auf den Heiratsvertrag die Hochzeit folgt? Seid

verständig, und geduldet euch bis zur Nacht, wo alles zur Vollendung der Feierlichkeit bereit sein wird."

Ich blieb also in dem Saale; eine Menge von Sklaven war auf meine geringsten Bewegungen aufmerksam, um allen meinen Wünschen zuvorzukommen. Ich befand mich in einem seltsamen Zustande: ich fühlte, so zu sagen, nicht mehr die Gewalt der Leidenschaft, welche mich so leichtsinnig, mit verbundenen Augen, hiehergeführt hatte; die Liebe hatte sich auf den Grund meines Herzens zurückgezogen, erstaunt über den Glanz um mich her und über das Gepränge dieser sonderbaren Heirat.

Gegen Abend trug man mir ein herrliches Mahl auf, allerlei eingemachte Sachen und köstliche Weine; ich machte nur sehr mäßigen Gebrauch davon. So bald ich ein Zeichen gegeben, daß man abtragen könnte, kam die Alte, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Bad. Hier wurde ich von acht mit Seidenzeug bekleideten schönen Sklavinnen empfangen: sie hüllten mich in eben solches Zeug, traten mit mir ins Wasser, und bedienten mich mit solcher Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, als wenn ich der Chalyf selber gewesen wäre.

Ihr könnt euch denken, mein ehrwürdiger Dervisch, wie groß mein Erstaunen über dieß alles war! ich war fast ganz verdutzt davon. Ich wurde aber bald durch

die Erscheinung von zwanzig anderen Sklavinnen daraus erweckt, die noch schöner und noch geputzter waren, als alle, die mich bisher umgeben hatten. Einige von ihnen trugen Wachsfackeln, andere Gefäße voll des köstlichsten Räucherwerks, dessen Geruch, vermischt mit dem des Aloeholzes, womit man das Bad geheizt hatte, die Luft durchduftete; und diese Wohlgerüche erfüllten das Zimmer bis an die Decke.

Man entzog mich diesen Genüssen, um mich noch andere kosten zu laßen. Zwanzig Sklavinnen gingen voraus, und führten mich in ein prächtiges Zimmer, wo ich mich auf ein Sopha von Goldstoff niederlaßen mußte: eine wohllautsvolle Musik erwartete mich hier, die zugleich so fröhlich und lebhaft war, so geeignet zur Freude zu begeistern, daß ich mich alsbald dadurch etwas ermuthigt fühlte.

Hierauf erboten sich die Sklavinnen, mich in das Hochzeitgemach zu führen. Ich stand auf: eine große Thüre öffnete sich, und ich sah die mir zur Gattinn bestimmte hereintreten, in Begleitung von zwanzig Sklavinnen, welche sie allein an Schönheit übertreffen konnte.

Zweihundert und sechzigster Tag.

Bei ihrem Anblicke stand ich fast besinnungslos da; aber augenblicks wich dieser erste Eindruck der Liebe, und meine Leidenschaft gewann vollends die Herrschaft über mich, deren Gewalt mir noch gegenwärtig, jeden Augenblick meines Lebens, Quaalen bereitet, welche grausamer sind, als der Tod.

Die schöne Unbekannte ging mit mir, jeder von zwanzig Sklavinnen begleitet, in das zur Hochzeitfeier bereitete große Zimmer, wo wir uns beide auf ein Sopha niederließen.

Die Alte erschien jetzo mit vier Sklavinnen, die auf goldenen Schüsseln allerlei Erfrischungen, Eingemachtes und Früchte brachten, von denen wir uns gegenseitig darboten. Darnach verschwand alles, und wir blieben allein.

Ich zitterte fast; meine reizende Unbekannte aber beruhigte mich, und indem sie mich bei der Hand faßte, sagte sie zu mir:

„Haleschalbeh, ich liebe euch von dem Tage an, da die Neugier mich in euern Laden zog; dasselbe Gefühl führte mich mehrmals dahin zurück, unter dem Vorwande, Stoffe einzukaufen. Der kleine Handel, welchen wir mit einander getrieben haben, hat mir Gelegenheit gegeben, euch kennen zu lernen, und hat nur meine Neigung vermehrt, in dem Maaße, daß

ich wünsche, mich für immer mit euch zu verbinden: wollt ihr mir nun das Opfer eurer Freiheit bringen?"

„Herrinn," antwortete ich ihr, „eure Reize haben ihre Wirkung auf mich nicht verfehlt, seit dem ersten Augenblicke, da ihr mir erschienet. Ich sah euch niemals, ohne eine unbegreifliche Unruhe zu empfinden, die gleichwohl mit süßem Vergnügen gemischt war; niemals verließet ihr mich, ohne mir innige Sehnsucht zu erregen: indem ich jeden Tag euch erwartete, war ich unaufhörlich mit euerm Bilde beschäftigt. Ich wagte es nicht, mir selber meine Leidenschaft zu gestehen: aber weil ihr mir nun durch das Geständniß eurer Liebe zuvorkommet, so schwöre ich euch, daß die Lebhaftigkeit meiner Gefühle mit nichts zu vergleichen, und daß das Opfer der Freiheit für denjenigen etwas sehr geringes ist, der gern sein Leben für euch hingäbe."

„Ah, Haleschalbeh," erwiederte sie mir, „die Wahrheit scheint eurem Munde zu entströmen! Gebet nicht euer Leben hin, es ist zu meinem Glücke nothwendig. Aber wenn wir uns für immer mit einander verbinden sollen, so höret jetzo die Bedingungen, welche mit dem Besitze meiner Person und meines Herzens unerläßlich verknüpft sind.

Ihr dürft meinen Namen und meinen Stand nicht wissen, bis gewisse Umstände, welche ich berücksichtigen muß, mich in den Stand setzen, euch öffentlich als

meinen Gemahl anzuerkennen: ihr dürfet in diesem Hause keine Nachforschungen anstellen, um euch hierüber aufzuklären; die Thüre desselben öffnet sich nur einmal des Jahres."

„Ah! Herrinn," rief ich aus, „ich will schweigen, ich will nichts wissen!"

„Haltet inne," sagte sie, „ich habe euch eine noch strengere Bedingung aufzulegen. Da ich mich euch ganz hingebe, so ist es billig, daß ihr auch ganz mein seid.

Meine Sklavinnen, welche die eurigen werden, sollen euch in allem gehorchen, aber ihr dürfet nur in Betreff ihrer Dienste mit ihnen sprechen: ließet ihr euch mit einer derselben zu der geringsten Vertraulichkeit herab, die mehr, als bloßer Ausdruck der Gütigkeit wäre, wenn ihr . . . Ich muß euch mit meiner Gemüthsart bekannt machen: ich habe Hang zur Eifersucht; und würde ich durch eure Schuld das Opfer dieser unseligen Leidenschaft, so weiß ich nicht, bis zu welchem Aeußersten mich die Rache gegen euch treiben könnte."

„Beruhiget euch," sagte ich zu ihr: „Oh! meine anbetungswürdige Gemahlinn, die Stärke meiner Liebe überhebt euch der leichtesten Unvorsichtigkeit von meiner Seite. Ich könnte sterben, weil ich euch misfiele; aber ich fürchte niemals das Unglück zu haben, euch zu beleidigen."

Bei der Lebhaftigkeit und der Aufrichtigkeit, mit welcher ich meine Betheurungen ausdrückte, füllten sich die Augen meiner Unbekannten mit Thränen.

„Haleschalbeh,“ sprach sie zu mir, „leget die Hand auf mein Herz, und fühlet, wie bewegt es durch die Furcht ist, welche ich hegte, daß ihr meine Bedingungen nicht annehmen würdet: wir sind nun für immer vereinigt. Hättet ihr aber nur im geringsten angestanden, so hätte ich mein Glück meinem Zartgefühl geopfert, und wir wären für immer geschieden.“

Zweihundert und ein und sechzigster Tag.

Während sie so sprach, hielt ich meine Hand an ihrem Herzen, dessen Bewegung bald in das meine überging. Ich drückte meine Gattinn zärtlich in meine Arme; sie sank ohnmächtig hin. Ich rief eine Sklavinn, und die leichteste Hülfe vertrieb einen Unfall, dessen Ursache nicht gefährlich war: die Abgöttinn meines Herzens öffnet wieder ihre beiden schönen Augen, und ich sehe sie liebevoll sich zu mir wenden . . .

Ich kürze, ehrwürdiger Dervisch, den Bericht von den übrigen Begebenheiten meiner Heirat ab; er kann eure Theilnahme nicht in Anspruch nehmen, obwohl

die Erinnerung, welche ich davon hege, gegenwärtig die Quaal meines Lebens ausmacht.

In der Bezauberung, in welcher meine Leidenschaft mich festhielt, verlebte ich vierzehn Tage in Vergessenheit der ganzen übrigen Welt, und selbst, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß, meiner wichtigsten Pflichten, indem ich keinesweges an die Unruhe dachte, in welche mein Vater und meine Mutter meinetwegen versenkt sein mußten.

Endlich, nachdem die Natur allmählich wieder ihre Rechte geltend machte, begann ich traurig an den Schmerz zu denken, welchem die mich so zärtlich liebenden Urheber meiner Tage, nothwendig hingegeben sein mußten. Es entschlüpften mir einige Seufzer, welche aus dem Grunde meines Herzens kamen, und die neue Stimmung meiner Seele malte sich auf meinem Antlitze. Meine aufmerksame Gattinn gewahrte bald die Unruhe meines Gemüths; sie entwand mir das Geheimnis, und indem sie an meinem Kummer Theil nahm, eröffnete sie mir auch selber einen Weg, mich davon zu befreien.

„Geliebter Haleschalbeh,“ sagte sie zu mir, „ich lobe deine Anhänglichkeit an deinen Vater und deine Mutter, sie sind mir theuer um deinetwillen: wir haben uns zwar Gesetze auferlegt, aber wir sind auch selber die Richter derselben; sie dürfen nicht die Natur verletzen: geh heim zu deinen Aeltern, und bleib

sieben Tage bei ihnen. Zugleich fang auch dein Geschäft wieder an. Ich habe triftige Gründe, dich zur Fortsetzung desselben aufzufordern. —

Zuvörderst wird es zum Deckmantel unsrer Verbindung dienen: es giebt dir Gelegenheit, nach Belieben, zu erscheinen und zu verschwinden, ohne den Verdacht zu erregen, daß dieß wegen einer heimlichen Verbindung, wie die unsrige, geschähe. Sodann setzt es dich in den Stand, durch ein ehrenvolles, freies und edelmüthiges Benehmen die öffentliche Achtung zu erwerben, deren wir einst zur Aussöhnung bedürfen werden; denn der Chalyf Harun herrscht hier, und er hat überall Ohren, ungerechnet die seinigen, von denen er fleißig Gebrauch macht.

Geh also hin; mein Herz folgt dir überall, wo du sein magst; könnte es sich sichtbar machen, so würdest du es unaufhörlich dich umschweben sehen. Uebrigens bleibst du an meiner Hand: wir haben unsre alte Vertraute; durch sie kann ich dir das Vergnügen verschaffen, von mir reden zu hören, während ich das Vergnügen habe, von dir Nachricht zu erhalten und dir meine Wünsche mitzutheilen. — Vor allen Dingen," fügte sie hinzu, „weil deinen Aeltern unsre Heirat nicht verborgen werden kann, empfiehl ihnen das tiefste Stillschweigen über dieselbe."

Nach diesen Worten befahl meine Gattinn, da der Abend nahte, mir wieder eine Binde um die Augen

zu legen und mich aus dem Palaste bis nach der Halle zu führen, wo ich mich das erstemal dieser Förmlichkeit unterworfen hatte.

So bald meine Führerinn mir das Gesicht wiedergab, flog ich nach dem Hause meines Vaters. Eine unserer Nachbarinnen wollte eben hinein gehen; sie erkannte mich bei dem Scheine des Lichtes, aus einem Laden, an welchem ich vorbeiging, und rief aus:

„Wie, Haleschalbeh, ihr seid's! Um Gotteswillen gehet nicht hin und zeiget euch so plötzlich eurer Mutter. Tretet einen Augenblick bei mir ein, während mein Mann hingeht, sie auf eure Rückkehr vorzubereiten; der Kummer über euern Verlust setzt sie in Verzweiflung, die Freude über eure plötzliche Wiedererscheinung könnte ihr den Tod zuziehen.“ —

„Wo kommt ihr denn her, ihr böser junger Mensch?“ sagte sie zu mir, sobald wir uns gesetzt hatten: „wie habt ihr eure guten Aeltern so lange in der Ungewißheit laßen können, was aus euch geworden sei?“

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, weil ich meine Verheiratung vor aller Welt verbergen mußte, und hatte für den ersten Neugierigen nicht sogleich eine Geschichte in Bereitschaft. Ich half mir durch Gegenwart des Geistes, und war genöthigt, zu einer Lüge meine Zuflucht zu nehmen.

„Ihr setzet mich in Verwunderung," antwortete ich, „indem ihr von dem Kummer sprechet, welchen ich meinen Aeltern verursacht habe. Da ich eine günstige Gelegenheit fand, nach Balsora zu reisen, wo ich eine eben so dringende als wichtige Erkundigung über einen meiner ansehnlichsten Gläubiger einzuziehen hatte, war kein Augenblick zu verlieren, und ich reiste ab, ohne daß mir Zeit übrig blieb, meinen Vater von meiner Reise zu benachrichtigen: aber ich habe, sobald ich gekonnt, einen Boten an ihn abgesendet, dem irgend ein Unfall begegnet sein muß, weil man von mir keine Nachricht erhalten hat."

Die Nachbarinn ließ sich mit dieser Ausrede abspeisen, und erwiederte mir:

„Unterdessen seid ihr hier todt, für ganz Bagdad, und was noch mehr ist, prächtig begraben; denn gestern ist euer feierliches Leichenbegängnis gewesen. Ich will euch dieß alles erzählen, während mein Mann die Nachbarn darauf vorbereitet, daß sie den Todten bei guter Gesundheit wiedersehen werden."

Der Mann übernahm mit Vergnügen diesen Auftrag, und die Nachbarinn fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Euer Sklave kam heim, und meldete eurer Mutter, daß ihr den übrigen Tag und die Nacht in einem Garten bei euren Freunden bleiben würdet. Dabei beruhigte man sich den Abend und den nächsten Morgen:

Aber die folgenden Tage waren alle Kaufleute von Bagdad in Bewegung, euch aufzusuchen. Man forschte in allen Gärten rings um die Stadt, in den Gehölzen und Gefilden weit umher: da man euch aber nirgends fand, und niemand traf, der euch gesehen hatte, so vermuthete man, daß jugendliche Unvorsichtigkeit euch in eine der in Bagdad nur zu gewöhnlichen Schlingen hätte fallen laßen, in welchen junge sittenlose, oder unerfahrene Leute so häufig den Tod finden, indem sie der Lust in die Arme zu eilen wähnen.

Euer Vater und eure Mutter zerrauften in ihrem Schmerze sich die Haare. Eure Verwandten und Freunde legten Trauer an, und man gedachte eine Art von Tröstung in dem leeren Leichengepränge zu finden, wobei alle Klageweiber von Bagdad ihre Rolle gespielt haben, wobei aber auch viel wahrhafte Thränen vergossen sind; denn die Betrübnis eurer Aeltern rührte alle Leute."

Zweihundert und zwei und sechzigster Tag.

Es war mir bei dieser Erzählung, o frommer Dervisch, sehr unbehaglich zu Muthe. Ich erkannte nun die traurigen Folgen der Vergessenheit meiner selbst und meiner Pflichten; und ich habe mein Un=

glück und die Verirrung, welche die Folge davon waren, stäts als eine Strafe des Himmels betrachtet, daß ich in den Armen der Liebe der heiligsten Pflichten der Natur vergessen konnte.

Nachdem die Nachbarinn mir so viel von meiner Geschichte erzählt hatte, als mir zu wissen nöthig war, stand sie auf und sagte:

„Es ist nun Zeit, daß ihr hingehet und euch zeiget. Mein Mann muß euch jetzo schon angemeldet haben: Gehet hin und bestätiget seine Verkündigung eurer Heimkehr.“

Ich trat also in das väterliche Haus. Ich kann euch die Freude meines Vaters nicht beschreiben, noch weniger die meiner Mutter, welche ohnmächtig in meine Arme sank.

„Wie, du kömmst von Balsora?“ rief mein Vater aus: „du armes Kind! Der Verlust, welchen du erleiden konntest, verlohnte sich in meinen Augen nicht der Gefahr, welcher du dich ausgesetzt und den Beschwerden, welche du überstanden hast.“

„Mein Vater,“ sagte ich, indem ich vor den Nachbarn meine ersonnene Geschichte weiter bekräftigte, „ich weiß nicht, ob unser Schuldner Zahlung leisten wird, aber ich bringe euch hier Unterpfänder, welche hinreichend sind, alle eure Besorgnisse zu zerstreuen: hier ist ein Diamant für euern Turban; hier ein andrer für den Knopf eures Dolchs, noch ein andrer

für euern Schwertgriff, und hier ein Armband für meine Mutter. Ich denke, dieß wird ziemlich die Summen decken, welche bei ihm in Gefahr stehen."

Man umarmte mich von neuen, ohne weitere Erklärungen von mir zu fordern; in einem Augenblick verschwand die vorher im Hause verbreitete Trauer, jeder legte festliche Kleider an. Spielleute erfüllten das Haus, tausend Kerzen erleuchteten es, und ein glänzendes Freudenfest versammelte darin die Freunde meines Vaters und die meinigen. Der Abend und die Nacht verging unter Vergnügungen und Wohlleben.

Am folgenden Morgen, hielt ich es für Pflicht, die Urheber meiner Tage über die Angaben aufzuklären welche ich klüglich ersonnen hatte, um die Menge zu täuschen. Ich erzählte ihnen also meine Vermählung mit allen Umständen, und bat sie, das Geheimnis zu bewahren, weil mein Glück daran hinge.

Ihr Erstaunen wuchs mit jedem Umstande meiner Erzählung; und die reichen Kleinode, welche ich ihnen von meiner Gattinn überbrachte, waren eben so viel sprechende Beweise.

„Er muß," sagte meine Mutter, „die Tochter eines Geistes geheiratet haben!"

„Zu einer solchen Hochzeit läßt man aber nicht den Kadi kommen," sagte mein Vater darauf; und beide wußten nicht, was sie davon denken sollten:

aber sie sahen, daß ich glücklich war, und sie waren zufrieden.

Ich sagte meinen Aeltern, daß ich meinen Handel fortsetzen wollte; sie waren erfreut, zu sehen, daß mein Glück mir nicht den Geist der Thätigkeit und der Wirthschaftlichkeit benahm; und schon am folgenden Morgen erschien ich wieder in meinem Laden. Man bezeugte mir in dem dortigen Stadtviertel allgemeine Freude über mein Wiedersehen. Da ich nun nicht mehr auf Gewinn gestellt war, so zeigte ich mich willfährig und uneigennützig im Handel, und ich zog ganz Bagdad an mich. Des Abends ging ich, wie gewöhnlich, heim ins älterliche Haus.

Am Morgen des siebenten Tages kündigte ich meinem Vater an, daß ich wieder verschwinden würde. Er machte Anstalt, daß ich durch einen geschickten Handelsdiener vertreten wurde, der sich bemühte, die von mir angenommenen Grundsätze zu befolgen. Meine neue Abwesenheit betreffend, so war es leicht, sie unter dem Vorwand eines auswärtigen Geschäfts zu verhüllen.

Gegen Abend dieses siebenten Tags erschien die Alte bei mir, und sagte:

„Eure Gemahlinn erwartet euch mit Ungeduld.“ Da meine Ungeduld, sie wiederzusehen, nicht minder lebhaft war, so ließ ich mich nicht lange mahnen, meiner Führerinn zu folgen. Ich wurde auf dieselbe

geheimnisvolle Weise, wie zuvor, in den Palast geführt, und meine Gattinn erwartete mich an der der ersten Thüre: ihre eigenen schönen Hände befreiten mich von der Binde.

Ich verlebte hier abermals vierzehn noch köstlichere Tage, als zuvor, in Freuden, wie sie nur eine gegenseitige Liebe gewähren kann, und unter Vergnügungen und Lustbarkeiten, wie sie nur die Bemühung und der Reichthum meiner Gattinn um uns versammeln konnte.

Nach Verlauf dieser Zeit, welche mir sehr kurz vorkam, kehrte ich zurück ins väterliche Haus, und von dort wieder zu meinen Geschäften. Meine Aeltern empfingen mich mit den größten Beweisen der Zärtlichkeit: aber ich erfreute mich derselben kaum, als ich schon wieder wünschte, daß der siebente Tag erschiene, und die gute Alte käme, mir die Binde um die Augen zu legen, und mich nach einem Orte zu führen, welcher für mich das irdische Paradies geworden war.

Meine Gattinn ihrerseits empfand unsere Trennung eben so wie ich. So bald ich den Palast verlaßen hatte, war das einzige Mittel ihrer Zerstreuung, daß sie ein Saitenspiel nahm, und mit Begleitung ihrer Sklavinnen die Verse sang, welche die Liebe ihr eingegeben hatte. Da sie mir dieselben bei meiner Rückkehr mittheilte, so habe ich einige davon behalten,

welche ich euch hersagen will, wär's auch nur, um euch zu beweisen, daß ich eben so leidenschaftlich geliebt wurde, als ich selber liebte:

Oh! mein Geliebter, weh der Trennung Leiden!
Ich schmachte, wieder dich zu sehn,
Wie Augen, die in ew'ger Nacht vergehn,
Sich sehnen, sich am Tageslicht zu weiden.

O weh! warum verläßt du mich?
Dein Anblick entzückt mein Gesicht;
Komm wieder, meines Lebens Licht:
Ich lebe nur allein durch dich.

Mein Herz giebt ganz sich der Verzweiflung hin;
Nichts kann mir Freude hier gewähren,
Wenn deines Anblicks ich beraubet bin:
Ertränken könnt' ich mich in meinen Zähren.

Bis hieher habe ich euch mein Glück geschildert: es bleibt mir nur noch übrig, euch den schrecklichen Umsturz desselben zu erzählen. Er hat seinen Grund in einer Leidenschaft, welche Salisa, die Lieblingssklavinn meiner Gattinn, für mich faßte; sie verbarg dieselbe sorgfältig vor den Blicken ihrer Gebieterinn und ihrer Gefährtinnen, erklärte sie mir aber ohne Rückhalt. Ich war genöthigt, um ihrer Zudringlichkeit Einhalt zu thun, ihr zu drohen, daß ich es meiner Gattinn entdecken würde. Wuth und Rachgier bemächtigten sich von nun an des Herzens dieser Sklavinn.

Zweihundert und drei und sechzigster Tag.

Eines Tages, in meiner Abwesenheit, besang meine Gattinn mein Lob und unsere Liebe; Salisa mit den anderen Sklavinnen, begleitete sie, aber bei einem Verse von meiner Treue, that sie, als ließe sie, aus einer Bewegung des Unmuths, ihre Laute fallen, und nahm sie nicht wieder auf.

„Warum," fragte sie meine Gattinn, „läßt du deine Laute auf den Boden fallen?"

„Weil ich," antwortete Salisa, „nicht von der Treue der Männer singen hören mag; denn ich glaube nicht daran. — Haleschalbeh ist sehr liebenswürdig, er liebt euch zweifelsohne; und wer sollte euch nicht lieben? Aber ist seine Zärtlichkeit der euren gleich? Ich glaube es nicht; er ist nicht treuer, als ein andrer, und ich könnte es euch wohl beweisen, wenn ihr es wolltet."

Diese heimtückischen Worte flößten meiner Gattinn den unseligen Verdacht der Eifersucht ein: indessen ließ sie mich nichts davon gewahr werden. Auf die unter uns verabredete Weise kehrte ich zu meinen Aeltern und zu meinen Geschäften zurück; und wenn ich dann wieder zu meiner Gattinn kam, so sah ich mich eben so herzlich, eben so zärtlich empfangen, wie gewöhnlich.

Eines Tages, als ich mich in meinem Laden befand, zwei Stunden vor der Zeit, wo die Alte sich einzustellen pflegte, bot ein öffentlicher Ausrufer auf der Straße ein goldenes mit Diamanten besetztes Rauchfaß, für zweitausend Zeckienen feil. Ich ließ den Ausrufer durch einen Sklaven heran rufen, und fragte ihn:

„Wem gehört dieses Rauchfaß?“

„Es gehört,“ antwortete mir derselbe, „dieser Dame hier, und zeigte auf eine wohlgebildete und sehr gut gekleidete Frau.

„Ersuchet sie,“ fuhr ich fort, „mit mir zu reden.“

Die Frau nahm hierauf das Rauchfaß dem Ausrufer aus der Hand, bezahlte ihm seinen Lohn, und nahte sich mir.

„Schöne Frau,“ sagte ich zu ihr, „da euch das Rauchfaß gehört, ich weiß es anzubringen, wenn wir uns über den Preis vereinigen können.“

„Da es euch gefällt, Haleschalbeh,“ antwortete mir die Frau, „so ist es euer, und ich verlange kein Geld dafür.“

„Es ist nicht meine Art,“ erwiederte ich ihr, „dergleichen Handel zu machen.“

„Noch die meinige,“ sagte die Frau, „Geld zu nehmen für ein Geschenk, welches ich dem liebenswürdigsten und geliebtesten aller Männer zu machen wünsche.

Haleschalbeh," fuhr sie fort, „ich besuche schon seit langer Zeit euern Laden: leider, habt ihr mich nicht bemerkt; aber mich haben eure Gestalt und euer Betragen bezaubert, und bezaubern mich je mehr und mehr. Ich schätze mich zu glücklich, euch dieß Rauchfaß anbieten zu können, weil es euch ansteht."

„Ich nehme es an, schöne Frau," erwiederte ich ihr, „wenn ihr den Werth desselben von mir annehmet."

„Weder Silber noch Gold," sagte sie darauf, „haben Werth in meinen Augen. Die Liebe, welche ich für euch fühle, hat mir die Ruhe geraubt: seid nicht grausam gegen mich; die Erwiederung meiner Zuneigung würde euch nicht erniedrigen; dem Himmel sei Dank, ich könnnte auf meine Herkunft einigermaßen stolz sein: wenn ich aber, miskannt von euch, nicht an die höchsten Gunstbezeigungen denken darf, so laßt mich euch doch nur einen einzigen Kuß geben, und das Rauchfaß ist euer."

„Ich kann nicht einwilligen, schöne Frau," erwiederte ich ihr, „daß ihr einen so schlechten Handel machet; nehmet euer Geld, oder behaltet euer Räuchergefäß: ein Kuß ist kein kaufmännischer Preis."

„Er ist unschätzbar," antwortete die Frau, „für jemand, der vor Liebe stirbt. Ich habe dieses Rauchfaß nicht hergebracht, um es zu verkaufen, sondern

um es euch zu geben; nehmet es für diesen Preis, und ihr rettet mir das Leben." —

Ach! ehrwürdiger Dervisch, ich bekenne meine Schwachheit, ich ließ mich durch diese verliebten Reden und Schmeicheleien verleiten. Ohne Mistrauen, da ich die Gesichtszüge der Schönen durch den Schleier nicht erkennen konnte, und eben so sehr von meiner Eigenliebe, als durch ihre dringenden Bitten bewogen, trete ich mit ihr in einen dunkeln Winkel meines Ladens, und halte ihr die Wange hin: aber anstatt eines Kusses, fühle ich einen so heftigen Biß, daß ich einen lauten Schrei ausstoßen muß; und so läßt sie mich stehen, das Rauchfaß in der Hand, die Wange in Blut gebadet, und das Gesicht entstellt.

Es gelang mir, das Blut zu stillen; aber ich konnte die Geschwulst nicht vertreiben, noch die Spuren des boshaften Bisses wegbringen.

In diesem Augenblick trat die Alte herein, mich abzuholen; sie schien verwundert über den Zustand, worin sie mich fand.

Zweihundert und vier und sechzigster Tag.

Ich gab vor, ich wäre auf ein zerbrochenes Glas gefallen. Ich nahm mir vor, meiner Gemahlinn dasselbe Mährchen zu erzählen, aber die Verrätherinn

Salisa war mir schon zuvorgekommen und hatte sie von allem unterrichtet. Sie selber hatte mir diesen tückischen Streich gespielt, welchen sie meiner Gemahlinn ohne Zweifel auf eine Weise erzählt hatte, welche mich noch viel schuldiger erscheinen ließ, als ich war.

Als ich in dem Palast ankam, wurde ich nicht, wie gewöhnlich, von einer liebevollen und zärtlichen Gattinn empfangen, sondern fiel in die Gewalt eines erzürnten und unversöhnlichen Richters.

„Wer hat dir die Wange verwundet?“ fragte mich meine Gattinn, so bald ich vor ihr erschien.

Ich wollte ihr von dem zerbrochenen Glase erzählen; aber gleich bei den ersten Worten unterbrach sie mich und fragte:

„Wo hast du das Rauchfaß her, welches du in der Hand hältst?“

„Es kostet mich zweitausend Zeckienen,“ antwortete ich stammelnd.

„O du Lügner! es kostet dich noch weit mehr,“ versetzte meine Gattinn mit zornfunkelnden Augen, „die Rechnung steht auf deiner Wange. Niederträchtiger und nichtswürdiger Mensch! du treibst Handel mit deinen Gunstbezeigungen: aber diese Schändlichkeit soll dir theuer zu stehen kommen. — Morizan,“ rief sie, indem sie sich zu ihrem obersten Verschnittenen wandte, „hau ihm den Kopf ab.“

Schon hatte Morigan mich ergriffen, als die Alte, unsre Vertraute, sich meiner Gattinn zu Füßen stürzte, und zu ihr sagte:

„Ach Gebieterinn, begehrt nicht ein solches Verbrechen! setzet euch nicht Gewissensbissen aus, welche ihr unmöglich ertragen könntet.“

Die Fürsprache der Alten brachte meine Gattinn zur Besinnung; sie schien einen Augenblick nachzudenken, und änderte ihren Ausspruch dahin, daß sie befahl, mir die Bastonnade zu geben.

Während der Verschnittene Morizan diesen strengen Befehl gegen mich vollzog, dessen schmerzhafte Wirkungen ich ohne Klagen auszuhalten suchte, ergriff sie eine Laute und schlug die Saiten auf eine Weise, welche Wuth und Eifersucht und zugleich befriedigte Rache ausdrückte, und sang dazu aus dem Stegreif folgende Reime:

Bricht mir mein Gatte seine Treue,
Geh' er, den tief ich verabscheue,
Zu ihr, nach der er buhlend blickt:
Wie sehr es immer mich verdrieße,
Ich duld' es, daß sie sein genieße,
Doch erst nachdem ich ihn zerknickt.

Der Schmerz, welchen ich litt, verhinderte mich, mehr davon zu verstehen. Ich verlor gänzlich das Bewußtsein, und bekam es nicht eher wieder, als in dem Hause meines Vaters, wo ich mich auf einem

Bette von den Meinigen und von heilkundigen Leuten umgeben fand, die beschäftigt waren, mir Linderung zu verschaffen. Man hatte mich, nach der grausamen Züchtigung weggetragen, und an die Hausthüre meines Vaters geklopft, nachdem man mich auf der Schwelle niedergelegt.

Es währte vierzig Tage, bis ich mich von den Folgen der erlittenen Mishandlung erholte. Als ich, nach Verlauf dieser Zeit, wieder anfing aufzustehen, suchte mein Vater in mein Geheimnis einzudringen, und ich verhehlte ihm nicht den geringsten Umstand meines letzten Abenteuers.

„O Himmel, mein Sohn,“ sagte er hierauf zu mir, „du hast dich mit einem Ungeheuer von Rachsucht und Bosheit verbunden.“

„Haltet ein, mein Vater,“ rief ich aus; „ich gestehe es, meine Gattinn war grausam, aber sie glaubte Grund zu haben, sich zu beklagen; ich habe sie beleidigt, während sie mich mit Zärtlichkeit und Huld überschüttete; ich fühle, daß ich sie noch anbete, und meine Liebe wächst noch durch das Gefühl meines Vergehens und durch die Verzweiflung, worin ich bin, mich für immer von ihr getrennt zu sehen. Ach! wollte der Himmel, daß sie mich zum niedrigsten ihrer Sklaven aufnähme!“

„Deine Gefühle,“ versetzte mein Vater, „ziemen sich nicht für einen Mann; erkenne besser die Würde

deines Geschlechts. Ich vermag nicht zu entscheiden, welche Art Wesen diejenige ist, mit welcher du dich durch eine feierliche Heirat verbunden hast; ich würde sie für ein Wesen der Einbildung halten, wenn sie uns nicht, zumal zuletzt, so derbe Beweise ihrer Wirklichkeit gegeben hätte. Erröthest du aber nicht, junger Mensch, von guten Aeltern, der du Anspruch machen kannst mit den beßten Häusern von Bagdad in Verbindung zu treten, daß du dich von einer thörichten Leidenschaft hast hinreißen laßen, eine so seltsame und ungleiche Verbindung einzugehen, wie diejenige, in welche du verstrickt bist? Vergiß deine abscheuliche Furie!"

Jedes Wort, welches mein Vater gegen meine Verbindung und meine Gattinn ausstieß, war mir ein Dolchstich ins Herz.

„Ich werde sie schon noch eines Tages entdecken, dieses abscheuliche Geschöpf," setzte mein Vater hinzu: „ich gehe hin, sie dem Chalyfen anzuzeigen, um ihr die Mittel zu benehmen, neue Schlachtopfer zu finden."

Anstatt meinem Vater seiner Entrüstung Dank zu wissen, empörte sich mein Herz gegen seine Gedanken der Rache, und trat zwischen ihn und meine grausame, aber reizende Gattinn ins Mittel.

Bald verschlimmerte mein Seelenzustand, troz den Arzneimitteln, wieder meine Gesundheit, und verwirrte meinen Geist; ich versank in Träumerei, Schwermuth und Trübsinn; ich stieß alle Tröstung zurück, ich

wies meine nur zu zärtliche Mutter von mir, und war eine Plage für das Hausgesinde; nichts konnte man nach meinem Geschmacke bereiten, und ich schalt auf die Ungeschicklichkeit der Köche.

Zweihundert und fünf und sechzigster Tag.

Einer von diesen kam eines Tages, um sich zu entschuldigen: „Sieh," sagte ich zu ihm, indem ich den Tisch umstieß, und alle Schüsseln mit Füßen trat, „wie hoch ich deinen Eifer und deine Geschicklichkeit achte."

Er wollte etwas erwiedern, ich aber stürzte über ihn her, und schlug ihn nach Herzenslust. Sein Geschrei und Geheul riefen meine Mutter herbei: sie will den Gegenstand meiner Entrüstung meinen Händen entreißen, sie wagt es, ihren Vorwürfen einige Zurechtweisungen mit der Hand beizufügen, und ich, in meiner blinden Wuth, habe das Unglück, sie zu schlagen. Mein Vater kömmt jetzo dazu, und wird nicht mehr geschont. Endlich fesselt man mich. Ich erinnere mich, daß ich mit meiner Hand an den Mund kam, und sie ganz mit Schaum bedeckt war. Mit Einem Worte, ich verlor das Bewußtsein, und bekam es nur wieder, um mich an diesem traurigen Orte zu finden, wo ihr mich gegenwärtig sehet. Man

sagte mir hierauf, daß ich hier auf Befehl des Großvesyrs Giafar festgehalten würde.

Es sind viele Monden verlaufen, seitdem ich in dieser unwürdigen Gefangenschaft schmachte. Die Einsamkeit, und vor allen die Freiheit, mich hier ganz meiner Leidenschaft, wie unglücklich sie sei, hinzugeben, ohne diejenige mit Verwünschungen überhäufen zu hören, die ich mein lebelang lieben werde, haben mir die Ruhe des Geistes wiedergegeben.

Hier, mein ehrwürdiger Derwisch, werde ich gegenwärtig nur noch von der Traurigkeit beherrscht, und nie mehr von Launen: ich bin mir nichts mehr bewußt, was berechtigen könnte, mich in diesem Irrenhause gefangen zu halten. Ach! es scheint, die Meinigen haben mich hier vergessen: aber der Großvesyr sollte doch ein Einsehen haben, da ich auf seinen Befehl hier sitze, und mich wieder mit meinen Aeltern zu vereinigen suchen, weil ich sie nur in einem Anfalle des Wahnsinns beleidigte, und jetzt wieder genugsam bei Sinnen bin, um mich gebührlich zu betragen.

Dies ist, ehrwürdiger Derwisch, meine ganze Geschichte. Mein einziger Trost ist der Koran, und die Hoffnung, daß der Chalyf, der alles mit eigenen Augen zu sehen trachtet, eines Tages seine Schritte zu diesem traurigen Aufenthalte lenken werde. Ich

bitte Gott täglich hundertmal darum: aber ach! meine Gebete sind nicht bis zu ihm gedrungen."

„Fahret fort in euren Gebeten, mein liebes Kind," sagte hierauf der Chalyf: „ihr werdet bald die Wirksamkeit derselben inne werden, und eure Bitte wird erhört werden."

Nach diesen tröstenden Worten, kehrte Harun mit Giafar und Meßrur nach seinem Palast zurück.

„Was dünkt euch," sagte der Fürst zu den Gefährten seines Abenteuers, „von der Geschichte, welche wir eben gehört haben? denn ihr standet in der Nähe, und müßt kein Wort davon verloren haben."

„Ich denke," sagte Giafar, „dieser junge Mensch, von welchem ich niemals gehört habe, obwohl er mir sein gegenwärtiges Unglück Schuld giebt, spricht ins Blaue hinein, und hat euch Gesichte oder Lügen erzählt."

„Alles kann doch nicht erlogen sein in seiner Erzählung," erwiederte der Chalyf, „und ich befehle dir, auf Mittel zu denken, der Sache auf den Grund zu kommen: du wirst mir morgen mehr davon sagen."

Am folgenden Morgen kam der Großvesyr und berichtete, was er ersonnen hätte, um auszumitteln, in wiefern die Klagen und die Geschichte Haleschalbehs gegründet wären:

„Die Leute," sagte der Minister, „welche an Verstandesverwirrung leiden, weichen stäts in ihren

Ezählungen ab: wenn Euer Hoheit sich den jungen Menschen vorführen läßt, und er vor euch seine lange Geschichte wiederholt in derselben Folge wie gestern und ohne die Umstände zu verändern, dann wird es Zeit sein, die nöthigen Nachforschungen anzustellen, um sich über die Wahrheit der Thatsachen aufzuklären."

Da der Vorschlag des Vesyrs sehr verständig erschien, so wurde der Befehl, Haleschalbeh herbei zu holen auf der Stelle ertheilt.

So bald der junge Mann am Fuße des Thrones war, redete der Chalyf ihn also an:

„Haleschalbeh, man hat mich versichert, du seiest in Folge einer Reihe seltsamer Abenteuer in das Narrenhaus eingesperrt worden: raffe all deine Geisteskraft zusammen, und zweifle nicht an meinem Wunsche, allen meinen Unterthanen Gerechtigkeit wiederfahren zu laßen: aber in dem Berichte, welchen ich von dir fordre, übergeh keinen Umstand, und gedenke der Ehrfurcht, welche du der Wahrheit und meiner Gegenwart schuldig bist."

Haleschalbeh sah die Weissagung des Dervisch eintreffen; voll Vertrauen, und von seinem Gegenstande durchdrungen, begann er seine Geschichte von neuen und wich selbst nicht in den Ausdrücken ab.

Giafar war nun genöthigt zu gestehen, daß, was er hier zum zweitenmale hörte, einen Anstrich der Wahrheit hätte, welchen man unmöglich verläugnen

konnte. Es kam jetzo nur noch darauf an, die so geliebte und so grausame Feindinn Haleschalbehs zu entdecken; der Scharfsinn des Vesyrs ließ ihn bald Mittel dazu finden.

Ein Befehl an alle Kadi's von Bagdad, um zu erforschen, wer von ihnen den Heiratsvertrag ausgefertigt, hätte die Geschichte verbreiten können, ohne daß man den Knoten derselben gefunden: wenn einer von ihnen durch Ausfertigung eines so außerordentlichen Vertrags das Gesetz übertreten hätte, würde er es nicht gestehen wollen; übrigens konnte man sich auch eines andern Menschen bedient haben, diese Rolle zu spielen.

Wurde aber Haleschalbeh mit seinem Vater versöhnt; bewog man diesen, seinem Sohne von neuem das Handelsgeschäft anzuvertrauen, so war voraus zusetzen, daß die Alte sich wieder einstellen würde, wäre es auch nur aus bloßer Neugierde: ausgestellte Späher konnten sich dann ihrer bemächtigen und sie zwingen, ihre Gebieterinn zu nennen.

Zweihundert und sechs und sechzigster Tag.

Der Chalyf billigte diesen Entwurf, und auf der Stelle wurde der Vorsteher der Handelschaft herbeigeholt. Der durch die Geistesverwirrung, worin er

seinen Sohn noch immer wähnte, gebeugte Vater, war sehr überrascht, ihn am Throne des Chalyfen zu finden, und noch mehr, ihn mit Haruns Huld beehrt zu sehen.

Auf die ersten Vorschläge zur Versöhnung, welche der Vesyr ihm machte, streckte er die Arme nach Haleschalbeh aus, der sich sogleich hineinstürzte. Dann besprach man sich über die Maaßregeln, um die Entwickelung des Abenteuers herbeizuführen, und Haleschalbehs Vater verpflichtete sich, alles getreulich auszuführen, was man ihm auferlegte.

Vater und Sohn gingen hierauf, von der Freigebigkeit des Chalyfen, mit zwei reichen Kleidern beschenkt, nach Hause, und schon am folgenden Morgen war Haleschalbeh wieder in seinem eben so reich ausgestatteten Laden, wie zuvor.

Der junge Mann bestrebte sich sichtlich, durch seine Unterwürfigkeit, Zuvorkommen und Liebkosungen seine Aeltern vergessen zu machen, daß sie Grund gehabt hatten, sich über ihn zu beklagen. Noch stäts von seiner Leidenschaft erfüllt, bemühte er sich, ihnen die Wirkungen derselben zu verbergen und seiner Schwermuth Herr zu werden. Er gab sich derselben nur in den Augenblicken hin, wo er frei von allen anderen Geschäften sich allein und sich selbst überlaßen blieb. —

Die Gattinn Haleschalbehs hatte sich nicht lange der Genugthuung ihrer Rache erfreuet. Als sie wieder

zur Besinnung kam, warf sie sich bald ihre Grausamkeit und Heftigkeit vor; es kam dahin, daß sie sich über das Schicksal ihres Geliebten beunruhigte, welchen sie zu strenge behandelt hatte, selbst wenn er so undankbar und schuldig gewesen wäre, als sie wähnte.

Bald gewann die Liebe ihre ganze Herrschaft wieder; sie kämpfte noch einige Tage gegen ein Gefühl, welches sie nicht zu gestehen wagte: aber das Stillschweigen ward ihr zu lästig, und sie befahl, wie aus bloßer Regung des Mitleids, der alten Sklavinn, sich zu erkundigen, was aus ihrem unglücklichen Gatten geworden sein möchte.

„Ach! gnädige Frau," antwortete ihr diese, „das Mitleid, welches ich mit ihm habe, hat mich schon nach dem Hause seines Vaters getrieben, und von den Leuten in der Nachbarschaft habe ich vernommen, daß der arme junge Mann in Lebensgefahr ist."

„In Lebensgefahr?" wiederholte die junge Frau: „ach, wie unglücklich bin ich! ich habe den einzigen Menschen getödtet, den ich liebte, den einzigen auf der Welt, den ich lieben kann! Warum kann ich ihn nicht wissen laßen, daß mein Lebensfaden mit dem seinigen verknüpft ist! aber alles verbietet es mir . . . geh indessen hin, und säume nicht, Erkundigung über ihn einzuziehen, so viel du unbeschadet meiner Ehre vermagst."

Die gute Alte übernahm mit Vergnügen diesen Auftrag. Eine Zeitlang konnte sie ihre Gebieterinn in der Hoffnung erhalten, daß ihr Gemahl wieder genesen würde; aber bald waren ihre Nachforschungen durchaus fruchtlos, die Nachbarsleute verstummten über ihn von dem Augenblick an, wo Haleschalbeh im Wahnsinne heimlich nach dem Irrenhause gebracht worden war.

Da überließ sich seine Gattinn der Verzweiflung; sie schloß sich mit ihrer Vertrauten ein, um ungestört zu weinen und sich ihrem Schmerze hinzugeben. Die Laute, deren sie sich bedient hatte, den Unglücklichen zu verhöhnen, diente ihr jetzt, ihre Klagen auszudrücken. Die Untröstliche konnte aber jetzt keine Verse mehr machen, wie damals, als die glückliche Liebe, oder die Rache sie begeisterte: sie brachte nur einzelne, von Seufzern und Thränen unterbrochene Laute hervor.

„Wehe! er flieht mich," sagte sie, „er hat sich meinetwegen von hier verbannt! ... Geh, mein Geliebter, zu den Tigern in die Wälder: du hast sie weniger zu fürchten, als deine Gattinn! ... Du vergißt mein? Du hast Recht; ach, das ist eine Linderung, welche ich niemals finden werde!"

Die gute Alte durchstreifte eines Tages die Stadt, ohne eben zu denken, daß sie ihrer Gebieterinn eine angenehme Neuigkeit bringen könnte, als sie in dem Stadtviertel, wo Haleschalbehs Laden war, diesen

offen sah: sie blickt hinein, und erkennt ihn selber, in tiefen Gedanken auf dem Sopha sitzend; sie entschließt sich, einzutreten. Sie wollte ihn eben umarmen; und er, sobald er sie erblickte, wollte ihr entgegen eilen: aber die Kundschafter des Vesyrs, welche die Sklavinn nicht aus den Augen ließen, traten zwischen sie beide, ergriffen die Sklavinn und führten sie zu Giafar.

Wie groß war die Ueberraschung des Vesyrs, als er in der Frau, welche man ihm vorführte, Nemana, die alte Hofmeisterinn seiner geliebten Tochter Seraïde erkannte!

„Wie!“ redete er sie an, „du, die meine Tochter mit ihrer Huld beehrt, dich finde ich in Haleschalbehs Liebeshandel verwickelt! Was ist das für eine Frau, welche du ihn hast heiraten laßen?“

„Ach! mein Fürst und Gebieter,“ antwortete Nemana, ganz vernichtet, „wem hätte ich anders dienen können, als der Prinzessinn Seraïde, eurer Tochter?“

Giafar stand wie angedonnert, als er vernahm, daß seine Tochter sich ohne sein Wissen und Willen verheirathet hatte. Weil er aber wußte, welchen lebhaften Antheil der Chalyf an der Entwickelung dieses Handels nahm, verfügte er sich, anstatt nach seinem eigenen Palast heimzukehren um sich mit Seraïden zu verständigen, auf der Stelle zu dem Beherrscher der

Gläubigen, und ließ sich Nemana sammt den Kundschaftern, welche er gegen sie ausgeschickt hatte, dahin folgen.

„O hochweiser Chalyf,“ sprach er, „die in die Heiratsgeschichte des Haleschalbeh verwickelte Alte ist gefunden, sie steht vor der Thüre, ich habe sie befragt. — Die Gattinn Haleschalbehs,“ fuhr der Vesyr fort, „hat nur das im Koran enthaltene Gesetz geltend gemacht, als sie ihren Gatten für ein überwiesenes Vergehen bestrafte, wie er es verdiente: die Rechte der Ehegatten auf einander sind gegenseitig; Haleschalbeh hat sich den Liebkosungen einer fremden Frau hingegeben.“

„Mich dünkt doch,“ sagte Harun zu Giafar, „du thust den Ausdrücken des Gesetzes einigen Zwang an. Du machst es sehr mörderisch, und würdest zu viel Köpfe in Bagdad in Gefahr setzen, wenn das Recht, sich selber Genugthuung zu verschaffen, allen ohne Unterschied zugestanden würde, die auf solche Weise beleidigt sind, oder zu sein wähnen.“

„Nicht alle Ehen,“ erwiederte Giafar, „könnten der strengen Anwendung dieses Gesetzes unterworfen werden. Aber wenn das Mädchen, die sich verheiratet, sich selbst der ganzen Strenge desselben unterwirft, und überdieß im Stande ist, zu fordern, daß derjenige, mit dem sie sich vermählen will, sich demselben unterwerfe, und er sich freiwillig ihm unter-

worfen hat, so hat die Beleidigte bei ihrer Rache nur von ihrem gesetzmäßigen Rechte Gebrauch gemacht."

„Noch immer," sagte Harun, „fühle ich mich trotz deinen schönen Gründen, für den unglücklichen Haleschalbeh geneigt; ich muß aber noch erst diejenige kennen lernen, deren Sache du so geschickt vertheidigest."

„Es ist meine Tochter," antwortete der Vesyr etwas verlegen.

„Jetzt verstehe ich," fuhr der Chalyf fort: „ich sehe, daß die Besorgung meiner Angelegenheiten dich zu sehr die deinigen vernachläßigen macht. Du weißt nicht, was in deinem eigenen Hause vorgeht: man verheiratet sich darin, man schaltet über das Leben eines Mannes, ohne dich im geringsten davon in Kenntnis zu setzen. Du begreifst doch wohl, welche Folgen es haben würde, die Anwendung eines strengen Gesetzes einer von der Leidenschaft gewaffneten Hand zu überlaßen. Ich weiß, welcher Rechte sich die Frauen, bei solchen ungleichen Heiraten anmaßen. Wenn höhere Staatsgründe sie zuweilen nöthigen, einem Geringeren die Hand zu geben, so können sie, bis auf einen gewissen Punkt dieselben für sich geltend machen; es ist eine Entschädigung für das Opfer, welches sie bringen: aber deine Tochter Seraïde hat nur ihrem Wohlgefallen ein Opfer gebracht, und auf alle Weise ist der Sohn des Vorstehers der Handelschaft

ihresgleichen geworden; er liebt sie, er vergöttert sie, trotz den gegen ihn verübten Grausamkeiten, sollte sie da nicht nur zu glücklich sein, wenn er wieder ihr Gemahl wird? Du weißt sehr wohl, daß ich durch einen Blick aus dem geringsten meiner Unterthanen einen Fürsten machen kann: ich will, der Gerechtigkeit zu Liebe, den Vater Haleschalbehs erheben, und für den Sohn sorgen, sowohl seinetwegen, als in Rücksicht auf dich. Erforsche den Namen des Kadi's der den Ehevertrag vollzogen, und warum er es gewagt hat, ihn ohne dein Wissen und Willen auszufertigen; um so mehr, als ohne diese Zustimmung, die Urkunde nichtig werden konnte. Gieb Acht, daß in der Form nichts versäumt werde."

Zweihundert und sieben und sechzigster Tag.

Nachdem der Chalyf also zu seinem Großvesyr gesprochen hatte, ließ er Haleschalbeh vortreten und sagte zu ihm:

„Junger Mann, deine Frau soll dir wiedergegeben werden und es in deiner Gewalt stehen, ihr zu verzeihen oder sie zu bestrafen. Sie ist die Tochter meines Großvesyrs, aber nichts darf dich deshalb abhalten, den Bewegungen deines Herzens oder den Neigungen deiner Seele zu folgen."

„O Beherrscher der Gläubigen," rief der junge Haleschalbeh aus, „könnte ich auf diejenige noch zürnen, welche ich mehr, als mein eigenes Leben liebe? Ich verlange nichts, als das Glück, sie wiederzusehen, und wenn ich ihr Herz wiedergewinnen kann, mit Zustimmung ihres Vaters, so widme ich beiden eine Liebe und eine Ehrfurcht, welche nur mit meinem Leben aufhören wird."

„Giafar," sagte der Chalyf hierauf, „ich empfehle dir die Wohlfahrt deiner Tochter und deines Schwiegersohns; betrachte ihn von heut' an als einen Mann, der in meinen Diensten steht, und mit dem ich meine Absichten habe."

Der Großvesyr begab sich nun, mit Haleschalbeh an der Hand, nach seinem Palaste. Die Alte folgte, und so bald sie sich in Freiheit sah, entschlüpfte sie, und eilte voraus, ihre Gebieterin auf den ihr wahrscheinlich bevorstehenden Besuch vorzubereiten.

Als der, von ihr angekündigte Vesyr, hereintrat, stand Seraïde auf, ihm entgegen zu gehen, und ihm, wie gewöhnlich, ihre Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen: ein Wink mit der Hand und eine strenge Miene nöthigten sie aber, zurückzubleiben.

„Unterlaß diese Gebärden," sprach Giafar zu ihr, „da kann keine Liebe sein, wo das Vertrauen fehlt, noch kann Ehrfurcht mit Ungehorsam bestehen. Du hast dich, ohne mein Wissen, verheiratet, und in einem

Ausbruche von Wahnsinn hast du das Ansehn misbraucht, welches ich dir über die Leute unsers Hauses gegeben hatte, und dich zur sträflichsten Uebertretung gegen deinen Gemahl hinreißen laßen, zu einem Vergehen, welches uns dem Zorne des Chalyfen aussetzt.

Wähntest du," fuhr der Vesyr fort, „als du deine Hand dem Sohne des Vorstehers der Kaufmannschaft von Bagdad reichtest, eines angesehenen, von aller Welt geehrten, und von dem Chalyfen geachteten Mannes, wähntest du dich da mit einem niedrigen Sklaven zu verbinden? Und wenn auch das Leben dieser Sklaven zu schonen ist, wie durftest du so willkürlich über das Leben deines Gemahls schalten? Ich bringe ihn dir hier; er ist dein Herr, er hat nun seinerseits über dein Leben zu gebieten; fall ihm zu Füßen, und wisse, daß du nur dadurch meine Achtung wiedergewinnen kannst, daß du durch deine Unterwürfigkeit die unwürdige und grausame Behandlung wieder gutmachest, welche er von dir erlitten hat."

Während der Vesyr also sprach, wäre die zitternde Seraïde leblos zu seinen Füßen hingesunken, hätte sie nicht in Hakeschalbehs Augen noch etwas mehr als Mitleid mit dem Zustande der Verwirrung wahrgenommen, in welchen sie sich versetzt sah; es ward ihr nicht schwer, ihm zu Füßen zu stürzen, sie küßte sie mit Inbrunst. Der junge Gatte, auf dem Gipfel

seines Glücks, hub Seraïde'n auf, umarmte sie, und ihre Thränen vermischten sich eine Weile mit einander.

Dieser zärtliche Auftritt rührte Giafar, der seine Tochter leidenschaftlich liebte: Vater und Minister zugleich, sah er sich entwaffnet. Aber er mußte den Kadi rufen laßen, um die Unregelmäßigkeit des Ehevertrags zu verbessern. Er erfuhr, daß er Jalleddin hieß, und ließ ihn auf der Stelle holen.

Jalleddin erschien, und ließ Giafar nicht Zeit, ihn zu fragen, warum er Seraïde'n heimlich und ohne Zustimmung jemand anders, außer ihr selber, verheiratet hätte, sondern sagte sogleich:

„Eure Tochter ließ mich rufen, sie schilderte mir die Glut ihrer Leidenschaft, und ich glaubte, ihrem Verlangen nachgeben zu müßen, um ihr, obwohl durch eine Unregelmäßigkeit von meiner Seite, eine noch unregelmäßigere Aufführung zu ersparen: sie schlug mir vor, ihr Vormund zu sein, und in dieser Eigenschaft, welche ich annahm, und weil ich ihre Wahl nicht misbilligte, glaubte ich diesem anziehenden Paare einen wesentlichen Dienst zu leisten und sah wohl voraus, daß ihr es einst nicht misbilligen würdet."

Giafar, weit entfernt, dem Kadi Misvergnügen blicken zu laßen, bezeugte ihm vielmehr großmüthig seine Erkenntlichkeit. Aber er befahl, ihm die Sklavinn Salisa zu überliefern, um sie zu bestrafen,

nachdem er sie zum Geständnis der boshaften List gebracht, welche sie angewendet, die Gatten zu trennen. Diese beiden überließ er sich selbst, nachdem er Haleschalbeh versichert hatte, daß er ihm eben so lieb sein sollte, wie sein eigener Sohn.

Hierauf stellte er prächtige Feste an, um einer Vermählung allen möglichen Glanz zu verleihen, welche von dem Chalyfen gebilligt und begünstigt, und ein Gegenstand der Freude für alle Einwohner von Bagdad war.

So geschah es, daß Haleschalbeh, fast unerwartet, aus dem Tollhause zu den höchsten Ehren überging, zu welchen Harun-Alraschid ihn erhub, und aus der abscheulichsten Lage auf den Gipfel des Glücks emporstieg." —

Geschichte
Xaïluns, oder der Blödsinnige.

Zweihundert und acht und sechzigster Tag.

„In Bagdad lebte ein junger Mensch namens Xaïlun, guter Leute Kind, und schon in frühen Jahren Waise, bei wenig Vermögen. Sein kurzer und stämmiger Wuchs verkündigte eine starke Leibesbeschaffenheit. Seine Gesichtszüge wären angenehm gewesen, wenn sie nicht gänzlich des Ausdrucks ermangelt hätten. Von Kindheit an diente er, da es ihm an Urtheilskraft fehlte zum Spielballe seiner Gesellen; übrigens war er von sehr sanfter Gemüthsart. Sobald er das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, gedachten seine Verwandten, daß eine verständige Gattinn ihn leiten und wenigstens einen anständigen Mann aus ihm machen könnte, sie beschlossen also, ihm eine Frau zu geben, und verheirateten ihn mit

einem Mädchen, die zwei Jahre älter war, als er, dabei sittsam, verständig, und seinem Stande gemäß.

Datbha, so hieß Xaïluns Gattinn, gewahrte bald die Mängel ihres Mannes. Dieser Faullenzer schlief, so bald sein Bauch gefüllt war, und wachte nur auf, um von neuen zu essen. Wenn er sich etwa eine Bewegung machte, so geschah es, die Stadt zu durchstreifen, sich unter die Menge zu mischen, und alles anzugaffen, ohne etwas zu sehen. Von Zeit zu Zeit zog diese närrische Zudringlichkeit ihm Mishandlungen zu, und kam er mit blutrünstigen Backen oder blauen Augen nach Hause. Das kränkte Datbha; sie liebte ihren Mann, weil er, abgesehen von seiner Gefräßigkeit, seiner Faulheit und seiner großen Einfältigkeit, ein guter Mensch ohne Arg war.

Bei dieser Lebensart Xaïluns verschlimmerten sich aber seine Umstände; er verzehrte sein kleines Erbtheil in Unthätigkeit und Schlaf, und sank allmählich zum Blödsinn herab.

Datbha hatte alles versucht, Liebkosungen, und Scheltworte, aber Xaïlun änderte seine Lebensweise nicht. Seine Frau wollte ihn wenigstens zu einer kleinen Arbeit nöthigen um ihn allmählich auf den Weg zu bringen, sich selber zu ernähren, aber es war nicht möglich, ihn dahin zu bringen, irgend etwas zu thun.

Endlich hatte er sich eines Tages auf dringendes Ermahnen entschlossen, hinzugehen und Wäsche auszubreiten, um sie an der Sonne trocknen zu laßen. Als Datbha eine Weile darnach hinkam, um zu sehen, ob er seinen Auftrag erfüllt hätte, fand sie ihn niederhockend und in voller Unterhaltung mit einem Karduon,*) der auf einem Steinhaufen saß. Xaïlun redete zu ihm, und das kleine Thier schien ihm durch Bewegung des Kopfs, welche ihm natürlich ist, zu antworten: unterdessen lag die Wäsche auf der Erde.

„Was machst du da, Xaïlun?" sagte Datbha.

„Ich rede mit meinem Vetter."

„Der Karduon ist dein Vetter?"

„Ja, freilich," und hierauf redete er das Thierchen an: „bist du nicht mein Vetter, Karduon?"

Das Thier antwortete darauf durch sein gewöhnliches Kopfnicken.

Datbha, die lebhaft war, verlor jetzo die Geduld; sie nahm eine Terebinthen-Ruthe, die ihr zu Hand war, und gab damit Xaïlun drei oder vier Streiche.

---

*) Karduon heißt ein kleines, vierzehn Zoll langes Thier, welches in seiner ganzen Gestalt dem Nil-Krokodil ähnlich ist. Wenn man es ansieht, so bewegt es den Kopf von oben nach unten, wie wenn jemand einer Sache Beistimmung zunickt. Es ist unschädlich.

Dieser sah sie stumpfsinnig an, und sputete sich, die Wäsche aufzuraffen und auszubreiten.

Datbha stellte jetzo Betrachtungen an: „Unser Hausstand wird sich vermehren: ich werde durch meine Arbeit allein mich selber, meine Kinder und diesen starken Faullenzer nicht ernähren können; da ich ihm aber Furcht einjagen kann, so muß ich ihm das Laster des Müssiggangs austreiben. Er ist stark, ich will ihn zwingen, zu arbeiten, um sich zu ernähren."

Nachdem sie dieß bei sich selber beschlossen hatte, nahm sie, als Xaïlun nach Hause gekommen war, alsbald wieder ihre Terebinthen-Ruthe zur Hand, und nöthigte ihn, ihren wenigen Hausrath erst von der Stelle zu rücken und dann wieder in Ordnung zu stellen; ließ er einen Augenblick nach, so regnete es Schläge auf ihn.

Xaïlun gehorchte; aber so bald die Arbeit abgethan war, machte er sich davon, durchstreifte Bagdad, und kam erst sehr spät, und arg mishandelt nach Hause. Er hatte sich unbedacht in eine Prügelei gemischt, und Schläge davon getragen.

Datbha sah, daß die Terebinthen-Ruthe nicht hinreichend war, ihr Ansehen, dessen sie bedurfte zu begründen:

„Wo kömmst du her?" fragte sie ihn. „Ich will dich lehren, ohne meine Erlaubnis auszugehen und dich so entstellen zu laßen, wie du bist!"

Zugleich zählte sie ihm zwanzig derbe Stockschläge auf die Schultern, ließ ihn dann niedersitzen und verband ihm die Wunden, welche er an den Händen und im Gesicht erhalten hatte.

Als der Verband beendigt war, hieß sie ihn schlafen gehen, und sagte:

„Jetzt lege dich nieder; morgen werden wir anders mit einander reden. Du mußt durchaus anders werden, du großer Tropf, oder du wirst uns noch alle vor Hunger und Kummer umkommen laßen; du hast nöthig zu arbeiten, um dich zu ernähren, du mußt es also thun; du bist groß und stark, du mußt dir in Bagdad Arbeit suchen, und wenn du keinen Erwerb nach Hause bringst, so soll der Stock seine Pflicht thun."

Xaïlun schlief sehr traurig ein, indem er bei sich selber sagte: „Ich soll Prügel kriegen, wenn ich mich nicht ändere: aber wie soll ich es anstellen, mich zu ändern und nicht mehr Xaïlun zu sein?"

Zweihundert und neun und sechzigster Tag.

Am folgenden Morgen sah Datbha, daß das Gesicht ihres Mannes von den gestern empfangenen Schlägen noch zu sehr entstellt war; sie verband seine Wunden, und sagte dabei:

„Liege und käu' wieder, du Dummkopf! aber denke daran, dich von Grund aus zu ändern."

Als die Folgen der Mishandlung bei dem Faullenzer verschwunden waren, hieß seine Frau ihn aufstehen, und sagte zu ihm:

„Verlaß das Haus, und verdinge dich auf Tagelohn bei irgend einem Herrn in Bagdad; hier zu Hause ist kein Brot für dich, und wenn du heimkömmst ohne welches mitzubringen, so siehst du hier den Stock: der soll dich alle Tage empfangen, bis du dich gänzlich geändert hast."

Xaïlun's Kopf war von der Beschaffenheit, daß er immer nur die letzten Worte behalten konnte. Er soll also Brot bringen und ganz verändert heimkommen, oder mit Stockschlägen empfangen werden, an welche ihn seine Schultern noch schmerzhaft mahnen.

Er kam an einen Beckerladen vorbei. Das frisch aus dem Ofen gezogene Brot lag vorn aus unter dem Zelte: es reizte durch seine Farbe, seine Gestalt und seinen guten Geruch die Eßlust. Es war Winter und kalt, und die aus dem Ofen sich verbreitende Hitze war ein Reiz mehr für ihn, denn er war nur dünne gekleidet.

Der wohlbeleibte und rothbäckige Becker, der neben seinem Ofen saß, hatte ein sehr einladendes Ansehen von Wohlhabenheit, die reinlich gekleideten Gesellen,

die den Teig knäteten, boten ein Bild der Heiterkeit, der Gesundheit und des Glücks dar.

„Oh!" sagte Xaïlun, „wenn ich in diesen Laden kommen könnte, das wäre grade meine Sache: da ist ja das Brot, das ich mir holen soll. Wenn ich nur acht Tage lang so gutes Brot essen könnte, wie dieses da, so würde ich fett und roth werden, wie alle diese Leute, und ganz verändert sein."

Nach dieser Betrachtung, trat er in den Laden; der Becker schaute ihn an, und seinem starken Aussehn nach hielt er ihn für einen Tagelöhner, der Arbeit suchte, und redete ihn an:

„Was willst du, Freund? suchst du Beschäftigung? willst du mir bei meiner Arbeit helfen?"

„Ich will es gern," antwortete Xaïlun.

„Wenn das ist, so nimm hier das Beil, binde dieß Reißbündel auf, und hacke die Zweige klein, so daß ich sie in meinen Ofen stecken kann."

Xaïlun setzte sich hin, und verrichtete seine Arbeit. Als die Mittagsstunde kam, gab man ihm eins von den Bröten, wonach ihn so sehr gelüstet hatte. Der Becker vernahm, daß sein neuer Arbeiter Frau und Kinder hätte, und als er ihn am Abend entließ, gab er ihm noch drei andere Bröte für dieselben mit, und ließ ihn fröhlich nach Hause gehen.

Datbha empfing ihn sehr freundlich, und als sie vernahm, was er gethan hatte, sagte sie zu ihm:

„Du siehst, wenn man sich Mühe giebt, erwirbt man sein Brot. Präge es dir ein, daß du alle Tage deines Lebens arbeiten und dich gänzlich ändern mußt.“

Am folgenden Morgen wollte Xaïlun etwas länger schlafen, aber Datbha weckte ihn mit ihrer Gerte, und sagte:

„Auf, und geh nach dem Laden, oder ich nehme den Stock!“

Xaïlun kleidete sich an, und ging hurtig hinweg.

„Ach!“ sagte er, „wann werde ich so verändert sein, daß ich nicht mehr vom Stocke reden höre.“ Hiemit begab er sich wieder an seine Arbeit.

Dieses Gewerbe trieb er acht Tage lang, und die kleine Haushaltung war reichlich mit dem Nothwendigen versehen. Alle Morgen wurden die Ermahnungen wiederholt, und manchmal kam auch der Stock dran, wenn Xaïlun sich zu träge zeigte.

Unterdessen fand Xaïlun das Brot nicht mehr so gut, als am ersten Tage; er mußte sich auch noch nicht verändert haben, weil seine Frau ihn noch alle Morgen schalt und schlug, und es kam ihm hart an, nachdem er so gern in Bagdad umhergestrichen war, jetzo den ganzen Tag vor dem Ofenloche gefangen zu sein, und nicht in den vollen Morgen hineinschlafen zu können.

Er machte also den Schluß, daß diese Art der Veränderung nichts taugte, und daß er eine andre aufsuchen müßte.

Die Frau weckte ihn am Morgen mit dem gewöhnlichen Nachdrucke:

„Steh hurtig auf, geh aus, deinen Unterhalt zu erwerben, und bring etwas mit zu Hause, wenn ich dich nicht mit Schlägen empfangen soll. Wir werden nicht mehr als Mann und Frau mit einander leben, bevor du nicht gänzlich verändert bist.“

„Schon gut,“ murmelte Xaïlun zwischen den Zähnen, „aber jetzo bin ich ein Gefangener und diese Veränderung gefällt mir keinesweges: ich muß etwas anderes aufsuchen.“

Damit durchlief er ganz Bagdad, ohne eben zu wissen, was er suchte.

Zweihundert und siebzigster Tag.

Indem er so umherstrich kam er an den Laden Szeydi-Hassans von Damask, des berühmtesten Speisewirths in Bagdad; das Haus hatte eine schöne Lage am Ufer des Daddschala.

Unter dem Zelte vor dem Hause,*) stand ein großes Becken hochaufgehäuft voll Reis, der von dem köstlichsten Gewürz durchdrungen, mit gehacktem Fleische belegt, und mit eben so viel Sauberkeit, als Wohlgeschmack zugerichtet war: der Duft dieser Schüssel machte Xaïlun lüstern.

Er sah in dem Laden sechs junge Leute bei der Arbeit beschäftigt, die höchst sauber gekleidet, bildschön, und eben so vergnüglich waren, als sie sich wohl zu befinden schienen. Es verwunderte ihn nicht, daß Leute, denen ein so köstlicher Pilau**) zu Gebote stand, als er hier sah, sich so vieler Vorzüge erfreuten, und er bildete sich ein, wenn er so lebte, wie sie, so würde er bald ihnen gleichen. Dazu mußte er aber den Speisewirth ansprechen, ihm zu verstatten, in seinem Laden zu arbeiten. Der Hunger, das Verlangen sich zu verändern, machten Xaïlun beredt, und er fragte Szeydi-Hassan: „Hättet ihr wohl Arbeit für mich?“

„Daran fehlt es hier nicht,“ antwortete der Speisewirth; „geht zu meinen Leuten, sie werden euch alsbald etwas zu thun geben.“

---

*) Ein solches Zelt steht vor jedem Laden.

**) Pilau oder Pelau heißt bei den Arabern der auf obige Weise zugerichtete Reis.

Xaïlun wurde sogleich an die Arbeit gestellt. Zu Mittagessen bekam er von den Ueberbleibseln aller Art und in Fülle. Er sättigt sich, er stopft sich voll davon, nicht zweifelnd, daß er endlich das einzige Mittel gefunden, zu der erwünschten Veränderung zu gelangen.

Nach dem Essen ging er wieder an die Arbeit; sie war nicht schwer, und bestand darin, die Tische für die zum Speisen kommenden Gäste zuzurichten, die Schüsseln aufzutragen, wieder wegzunehmen, und aufzuräumen.

Am Abend kam er mit einer großen Schüssel aufgehäuft voll allerlei Ueberbleibsel nach Hause. Es war schon spät, und Datbha besorgt; als sie ihn so schwer beladen, aber kein Brot von seinem Beckermeister bringen sah, so zweifelte sie nicht, daß er, wie gewöhnlich die Stadt durchstrichen und die Schüssel, mit dem was darauf war, irgendwo entwendet hätte.

„Wo kömmst du, Herumstreicher her? Wo hast du diese Schüssel gestohlen, du Dieb?" Mit diesem Willkommen empfing sie ihn, und einige derbe Stockschläge begleiteten ihre Worte.

Xaïlun wollte sie verständigen, wie es ihm misfallen bei dem Backofen wie ein Gefangener zu leben, und wie er, um sich vortheilhafter zu verändern, bei Szeydi-Hassan gearbeitet hätte. Datbha aber antwortete:

„Man kann dir dieß nicht alles gegeben haben; komm mit mir; ich will nicht, daß man uns für Diebe halte.“

Sie nahm ihren Schleier, hieß Xaïlun mit der Schüssel folgen, und eilte zu dem Speisewirthe.

Szeydi verwunderte sich über die große Ehrlichkeit; er fügte noch einige andere Geschenke derselben Art hinzu, und ließ die guten Leute nach Hause gehen.

So war Xaïlun eine zeitlang ganz glücklich, ging täglich zu Szeydi, aaß nach seinem Gefallen, und brachte alle Abend Ueberfluß in die Haushaltung heim. Wenn er nun früh aufstand, so bekam er keine Schläge und Scheltworte, denen er sich aber immer ausgesetzt sah, wenn er säumte. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, er müßte sich dergestalt verändern, daß er seiner Frau unkenntlich würde, und in dieser Hoffnung aaß er so viel er nur konnte, um voll und rothbäckig zu werden, wie die anderen Bedienten des Speisewirths; er ging oft hin und betrachtete sich in einem Spiegel, der in dem Laden hing, und beobachtete, ob er nicht schon etwas zunähme.

Eines Tages bemerkte dieß Szeydi-Hassan und fragte ihn, was er da machte.

„Ich beobachte, ob ich nicht schon verändert bin;“ antwortete Xaïlun; dann betastete er abwechselnd sein Gesicht, und seine Kleider, und zuckte die Schultern, zum Zeichen des Misvergnügens.

„Du willst dich also verändern?“ fragte Szeydi.

„Ja, Herr;“ antwortete Xaïlun.

„Aber du kannst im Augenblick dazu gelangen, wenn du willst;“ fuhr der Speisewirth fort; „ich kann dir ein andres Amt geben: der Küchenjunge ist gestorben, du sollst seine Stelle haben.“

„Werde ich auch seine Kleider kriegen?“ fragte Xaïlun.

„Ohne Zweifel,“ sagte Szeydi, „das versteht sich von selbst.“

„So will ich mich sogleich verändern,“ sagte Xaïlun; „schon lange bitte ich Gott täglich, verändert zu werden.“

Man machte sich in dem Hause des Speisewirths einen Spaaß daraus, den neuen Küchenjungen mit seinen Amtskleidern zu bekleiden. Xaïlun war außer sich vor Freuden, daß er nun wirklich verändert worden und bald den übrigen Bedienten Szeydi-Hassans ähnlich sein sollte.

Der bloße Geruch schon hätte ihn das Unvortheilhafte seines neuen Aufzuges verrathen sollen; aber er vermochte immer nur Einen Gedanken zu verfolgen. So war er denn fettig von Kopf bis zu den Füßen, und hatte eine schmutzige Schürze vor; man führte ihn an das Waschfaß und gab ihm das Geschirr und die Kessel zu scheuern: aus Mangel an Geschicklichkeit und Uebung schmierte er sich fast eben so viel Schmutz

und Ruß an die Hände und ins Gesicht, als er von den Gefäßen abwischte.

Man brachte ihm gut zu essen, und er war bewunderswürdig bald damit fertig. Dann gab man ihm neue Arbeit, und er beeiferte sich, sie zu vollenden, um bald in dem Spiegel die glückliche Wirkung seiner Veränderung wahrzunehmen. Als er sich nun aber darin erblickte, erschrak er vor sich selber. Er sprang aus dem Hause und lief weg, mit den Worten:

„Ach Gott, ach Gott! ich bat dich um eine Veränderung, aber nicht in einen Gefangenen, noch in einen Küchenjungen. — Indessen," bedachte er sich, „diese Veränderung könnte mich doch meiner Frau unkenntlich machen und sie verhindern, mich zu schlagen. Fort also nach Hause!"

Zweihundert und ein und siebzigster Tag.

So kömmt er, in vollem Laufe, mit leeren Händen an die Hausthüre. Als Datbha dieses Scheusal in ihr Haus treten sah, ergriff sie den Stock, sich zu vertheidigen und es wegzujagen. An der Stimme und an dem Bart erkannte sie endlich ihren Xaïlun, schlug aber nur um so derber drauf los, und mit desto mehr Recht, als sie nichts zum Abendessen hatte, und er nichts mit heimbrachte.

Oatbha jägt ihn ins Bette, sie nimmt die Kleider des Küchenjungen, trägt sie nach Szeydi's Haus, und vernimmt nun ausführlich die Verwandlung ihres Mannes. Sie kömmt sehr übler Laune zurück, und kündigt nun Xaïlun an, wenn er morgen nicht zu dem Speisewirth zurückkehren wolle, so müsse er sich einen andern Herrn suchen, oder sich auf den strengsten Empfang gefaßt machen: es solle ihm nicht einmal Stroh zum schlafen gegeben werden.

So war denn Xaïlun abermals genöthigt, sich Arbeit und Veränderung zu suchen, und durchlief die Straßen von Bagdad. In der Nähe einer der größten Moscheen gewahrte er den Laden eines Pastetenbäckers: hier herrschte noch mehr Sauberkeit, als in jenem des Speisewirths; die Leute, welche mit aufgestreiften Armen den Teig bearbeiteten, ließen ein frisches, weißes und rundliches Fleisch sehen, so wie Xaïlun sich es wünschte.

Die saftigen Pasteten, welche ihnen dieß frische Ansehn gaben, waren unter dem Zelte vor der Thüre ausgelegt, und verbreiteten einen Geruch, der selbst einen weniger hungrigen, als Xaïlun, lüstern machen konnten. Er gedachte, wenn er eine zeitlang hiemit seinen Magen füllen, und seine Arme in diesen schönen Teig stecken könnte, so würde sein Ansehn unfehlbar gänzlich verändert werden.

Er trat also in den Laden, und bot ganz dumm-dreist dem Pastetenbecker seine Dienste an. Dieser betrachtete ihn mehr, als er auf ihn hörte. Seine derbe Leibesbeschaffenheit, die sich in seinem Aeußern zeigte, kündigte ihn als einen Menschen an, der gut zu brauchen wäre: seine Dienste wurden auf der Stelle angenommen.

Der neue Pastetenbeckergesell war auf dem Gipfel der Freude. Die Arbeiten, welche man ihm auflegte, waren leicht; er stopfte sich voll von köstlichem Pastetengebäck, und am Abend brachte er seiner Frau gute Bisse davon nach Hause.

Datbha war verwundert, ihn mit diesen neuen Früchten seiner Arbeit heimkommen zu sehen.

„Das kömmt daher," sagte ihr Xaïlun, „daß ich mich verändert habe;" und erzählte ihr, welches neue Gewerbe er ergriffen hätte. Datbha war zufrieden, als sie ihn so im Zuge sah, zu arbeiten.

Xaïlun war aber noch nicht auf dem Gipfel seiner Wünsche, denn seine Hände arbeiteten noch nicht in dem Pastetenteige. Weil es im Monat Ramadan war, so hatte man ihm eine Ladung Pasteten gegeben, welche er auf den Plätzen und in den Straßen verkaufen sollte. Man hatte ihn deshalb das kleine Geld kennen gelehrt: er wußte, daß er eben so viel Geldstücke heimbringen müßte, als er Pasteten ausgäbe, und er legte treulich Rechnung ab. Das war alles,

was sein Verstand erschwingen konnte, und bis dahin hatte der Pastetenbecker nicht mehr von ihm verlangt: aber es kam nun der Augenblick, wo er einen wesentlichern Dienst von ihm forderte.

Die Festzeit überhäufte den Laden mit Arbeit; es begann an frischem Mehle zu fehlen, weil der Esel, welcher die Mühle drehte, gestorben war. Xaïlun hatte eben nicht auf die Arbeit dieses Thiers acht gegeben. Der Pastetenbecker sagte jetzt zu ihm:

„Das Mehl geht uns aus, und wir können keine Pasteten mehr backen; ich habe meinen Arbeiter in der Mühle verloren, und kann mir erst nach einigen Tagen wieder einen andern verschaffen: Xaïlun, du mußt also dein Amt verändern, und mir Mehl mahlen; ich werde während der Arbeit beßtens für dich sorgen."

„Ich verlange nichts mehr, als mich zu verändern," sagte Xaïlun hierauf; „deshalb bin ich ja eben hier; ich werde aber doch auch die Kleider verändern?"

„Versteht sich," antwortete der Pastetenbecker, „wenn du die Arbeit des Todten verrichtest, mußt du auch seine Kleider tragen."

Xaïlun war auf dem Gipfel der Freude: „Endlich," sagte er bei sich selber, „werde ich wirklich verändert werden."

Zweihundert und zwei und siebzigster Tag.

Man führte ihn unter den Schuppen, in welchem die Mühle stand; man begann damit, ihm ein Tuch um die Augen zu binden, legte ihm das Geschirr an, und band ihm den Arm fest; dann rief ihm der Pastetenbecker zu:

„Vorwärts, vorwärts! lege dich recht ins Zeug, und es wird sogleich gehen.“

Xaïlun that einen tüchtigen Zug, und die Mühle drehte sich. Die Arbeit ging etwas leichter von statten, blieb aber immer schwer genug.

„Ist es genug?“ rief Xaïlun, noch ganz Neuling in dieser Arbeit.

„Nein, nein,“ antwortete der Pastetenbecker; „nur immer vorwärts; du arbeitest gut; das Mehl wird schön, du sollst es auch noch zu beuteln kriegen.“

„Beuteln!“ sagte Xaïlun, das ist vermuthlich wieder eine Veränderung. Desto besser, denn diese hier ist eben nicht gut.“ Und dabei schnaufte er und war ganz in Schweiß. Der Pastetenbecker ermunterte ihn zwar nur durch die Stimme, ließ ihn aber keinen Augenblick ausruhen: kurz, er ließ ihn erst zur Stunde des Mittagsessens anhalten.

Jetzo band man ihn los, und nachdem man ihn aus der Mühle geführt hatte, nahm man ihm die

Binde ab. Und als es nun ans Essen ging, da sah er nicht mehr Pastetengebäck vor sich, sondern eine Schüssel voll grober Bohnen und Zwiebeln, mit Leinöhl zugerichtet. Er bedurfte jetzt einer starken Nahrung, welche der von ihm geforderten Arbeit angemessen war.

Die Veränderung an sich war nicht, was ihm misfiel; er hoffte immer noch, dabei seine Rechnung zu finden: aber die Bohnen waren zähe und das Oehl schnürte ihm die Kehle zu. Doch quälte ihn der Hunger; er mußte also anbeißen. Kaum hatte er genug gegessen, als man ihm vorschlug, sich zur Verdauung dieser schlechten Mahlzeit, eine Bewegung zu machen.

„Auf, auf, Xaïlun, hier ist nicht zu zaudern; das Korn muß abgemahlen werden, sonst muß die Bude morgen feiern.“

Damit macht man sich über ihn her; der eine legt ihm wieder die Binde an, der andre das Geschirr, und so ist er abermals an die Mühle gespannt.

Dießmal, mit vollem Magen, und von den Blähungen der groben Nahrung aufgetriebenen Leibe, dabei schon ermüdet von der Arbeit des Vormittags, ganz in Schweiß und außer Athem, stand er von Zeit zu Zeit still.

„Vorwärts doch!“ rief ihm der Pastetenbecker zu, „vorwärts! Wenn dir die Lust dazu fehlt, so will

ich sie dir geben, wie ich sie deinem Vorgänger gegeben habe."

„Lust!" wiederholte Xaïlun bei sich selber, „was ist das, Lust? das mag vielleicht gut sein."

Er stand still, und schob die Binde zurück, um zu sehen, was man ihm geben wollte. Da sah er seinen Herrn mit einer Peitsche in der Hand, welche er in der Luft klatschen ließ. Er schob sogleich die Binde wieder vor, und fuhr fort, seine Arbeit zu verrichten, ohne sich darum bitten zu laßen, der Lust schon überdrüßig, bevor er sie noch geschmeckt hatte.

Endlich neigt sich der Tag; Xaïlun wird ausgespannt, er reißt sich hastig die Binde ab, tritt in den Laden, und da er die Thüre offen sieht, springt er hinaus, weiß wie ein Gespenst, und noch aufgeschirrt, und so rennt er, wie ein Pfeilschuß, dahin, voll Furcht, daß man ihn wieder an den Mühlbaum spannen, und ihm Lust geben werde.

Man denke sich nun einen starkbärtigen Menschen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Mehl bestäubt, so daß die Siehlen, worin er geschirrt war, ein Theil seiner Kleidung zu sein schienen. Als Datbha dieses Gespenst ankommen, und sich dreist neben ihr niedersetzen sah, erschrak sie anfangs; aber bald erkannte sie ihren Mann an der Gestalt.

„Wie!" rief sie aus, „du bist es, dummes Thier? wo hast du dich so aufzäumen laßen, anstatt

bei deinem Herrn zu arbeiten, und etwas zu leben mitzubringen?"

Alsbald ließ sie den Stock spielen, und stäubte ihm das Mehl aus dem Wamse.

Xaïlun bemühte sich das Ungewitter zu beschwören, und sagte:

„Du heißt mich immer Gott bitten, daß er mich verändere; ich bitte ihn auch darum: ich bin Holzhacker und Küchenjunge gewesen, und sieh jetzo bin ich ein Esel, der Mehl mahlen soll."

„Oh! das dumme Thier!" sagte Datbha; und das Mitleid verhinderte, die Züchtigung noch weiter zu treiben. Sie befreit ihn von dem Siehlenzeuge, schließt ihn zu Hause ein, trägt dem Pastetenbecker das Geschirr zurück, und unter Vorwürfen, die Einfältigkeit des armen Menschen so misbraucht zu haben, läßt sie sich Xaïluns Rock und sein Tagelohn geben, und kehrt heim.

Zweihundert und drei und siebzigster Tag.

Die Ermattung von der Arbeit, die Stockschläge, und eine von dem Oehlgericht verursachte Unverdaulichkeit, hielten Xaïlun den ganzen folgenden Tag im Bette zurück, ohne daß seine Frau ihn nöthigte aufzustehen. Aber am dritten Tage, selber von der

Noth bedrängt, war sie gezwungen, ihren Tölpel von Mann wieder auf Arbeit auszuschicken.

„Auf," sagte sie zu ihm, „entschließe dich, und kehre zu demjenigen deiner Herren zurück, der dich wiederhaben will: aber wenn du nicht mit einigem Erwerb deiner Arbeit heimkömmst, so kannst du auf der Straße dein Lager suchen. Aendere deinen Wandel, denn, was mich betrifft, ich werde den meinigen niemals ändern."

„Aendre deinen Wandel!" wiederholte Xaïlun bei sich selber, „ich möchte wohl wissen, wie man das macht. Zum Beispiel, wenn ich durch die Straßen wandle, um nach dem Flusse zu gehen, so kann ich den einen Weg, oder den andern gehen: sie führen mich aber immer nur zu dem Flusse. Laß sehen . . . Wenn ich ins Feld hinauswandelte, anstatt durch die Stadt zu wandeln, ich glaube, ich würde besser thun. Ich bitte Gott alle Tage, mich zu verändern, aber in Bagdad ist ein solcher Lärmen, daß er mich nicht hören kann: im freien Felde wird es besser gehen, wenn er nicht taub ist."

Nach dieser Ueberlegung eilte Xaïlun vor die Stadt hinaus, um im freien Felde sein Gebet zu verrichten, versichert, dort bequemlich die Mittagsgegend *)

---

*) Die Muselmänner wenden sich bei ihren Gebeten gegen Mittag, gen Mekka.

zu finden, ohne durch die Häuser verschattet zu werden.

In einiger Entfernung von der Stadt lud eine große offene Thüre ihn ein, in einen weitläuftigen Garten zu treten: er sah überall Birnbäume, Aepfelbäume, Granatbäume, kurz, Obstbäume aller Art, gebogen unter der Fülle der Früchte, womit sie beladen waren. Dieser Ort erschien seinen Augen als das irdische Paradies; er liebte das Obst ungemein, und hatte niemals zur Genüge davon gegessen: ein solcher Anblick setzte ihn in Entzücken.

„Hier,“ sagte er, „ist gute Weide für einen Menschen. Ich erinnere mich unsrer Eselinn; als meine Frau sie kaufte, war sie mager, abgetrieben und schäbig: da that ich sie auf eine gute Weide, und vierzehn Tage darnach war das Thier so verändert, daß ich es nicht wiedererkannte. Ich bin von Fleisch und Bein, so gut wie sie, es würde mir eben so gehen, wenn ich hier bleiben könnte. Der Mann, dem alle diese Früchte gehören, hat deren so viel, daß er sie nicht alle verzehren kann; er wird mir so viel davon geben, als ich will, und ich werde mich verwandeln, wie unsre Eselinn. Ich werde mich selber nicht mehr erkennen; denn ich meine, wenn sie sich im Spiegel gesehen hätte, sie würde sich auch nicht erkannt haben.“

In Folge dieser Betrachtungen, schritt Xaïlun weiter in den Garten hinein; so kam er endlich dahin, wo der Eigenthümer auf einem großen Granatenbaume saß und Früchte abnahm, welche seine Frau in einem Korbe zurecht legte.

Xaïlun erbot ganz dreist seine Dienste. Der Gärtner sah seine Frau an, und auf einen Wink, den sie ihm gab, nahm er sie an. Man ließ ihn auf einen sehr vollen Apfelbaum steigen, und er nahm die Früchte ab, wohl bedacht, fast eben so viele davon zu essen, als er pflückte. Der Eigenthümer wehrte es ihm nicht.

Man ward einig, ihm monatlich ein kleines Lohn auszusetzen für die Arbeit, welche er hier verrichten sollte. Von dem Gelde verstand er nichts; die Arbeit aber, sah er, bestand darin, Aepfel, Pflaumen, Abrikosen und andere Früchte abzunehmen, von denen er nach Gefallen essen könnte, und er war mit allem zufrieden.

Man ließ ihn auch einige kleine Hausarbeiten verrichten, die er bei dem Speisewirth und dem Pastetenbecker gelernt hatte. Mittags aaß er mit seinem Herrn Pilau, den ganzen Tag Obst, und so zweifelte er nicht, daß er bald eben so glücklich verwandelt sein würde, als seine Eselinn.

Von Zeit zu Zeit ward ihm aufgetragen, zwei mit Obst beladene Esel nach Bagdad zu führen: da

diese Thiere den Weg kannten, so hatte Xaïlun nicht einmal die Mühe, sie zu führen.

Während dieser Zeit war Datbha in Wochen, und konnte sich nicht regen, ihren Mann aufzusuchen. Xaïlun hatte sie nicht vergessen: aber er erwartete die glücklichen Folgen der Weide, auf welche er sich begeben hatte, um gänzlich verändert heimzukommen. Unglücklicherweise war im Hause seines Herrn kein Spiegel, worin er die Fortschritte seiner Verwandlung hätte beobachten können.

Zweihundert und vier und siebzigster Tag.

Die Zufriedenheit und die Hoffnung Xaïluns war aber ihrem Ziele nahe. In dem Stalle bei dem Hause standen zwei Ochsen, welche zum Landbau dienten; Xaïlun führte sie täglich an die Tränke; sie waren sehr vertraut mit ihm, und er nannte sie seine Gesellen. Eines Tages fiel, aus Zufall oder aus Schuld des Führers, einer der Ochsen in ein Loch und brach sich ein Bein.

Der Gärtner ward unwillig, der Feldbau drängte, und er konnte sein Joch vor dem nächsten Markte nicht wieder vollständig machen; da sprach er zu Xaïlun:

„Wohlan, du hast einen meiner Feldarbeiter unbrauchbar gemacht, und ich kann ihn nicht sogleich wieder ersetzen: damit aber die Arbeit ihren Fortgang habe, mußt du deine Verrichtung bei mir verändern.“

„Verändern!“ wiederholte Xaïlun; „das ist es ja, warum ich Gott alle Tage bitte; und ich glaube, er hat mich deßhalb hieher kommen laßen.“

„Wenn das ist, und du so guten Willen hast, so mußt du deinem noch übrigen Gesellen helfen, ein Stück Land bearbeiten, welches er angefangen hat.“

Xaïlun war nicht viel aus dem Garten gegangen und wußte nicht, was der Feldbau wäre, den man ihm anmuthete. Sein abgenutztes Kleid misfiel ihm, und er sagte zu seinem Herrn:

„Gebt ihr mir auch das Kleid dazu?“

„Du sollst es vollständig haben,“ antwortete der Gärtner, „vom Kopfe bis zu Füßen, mein Freund, damit du es dir bequemer machen kannst.“

„Wenn das ist,“ sagte Xaïlun, „so will ich dieses sogleich ausziehen.“

„Nein,“ erwiederte der Herr, „die Kleidung, welche ich dir geben will, paßt sehr gut über die alte.“

Zwei Kleider, eins über dem andern, dünkten Xaïlun eine entschiedene Veränderung: dießmal, gedachte er, sich seiner Frau in doppelten Kleidern zu zeigen.

Die Sonne brannte damals sehr heiß, die Fliegen, und besonders die Bremsen setzten dem Vieh grausam zu. Der Gärtner nahm also ein Halbdutzend Ziegenfelle, bedeckte Xaïlun damit von Kopf bis zu Füßen, so daß er ihm nur Oeffnungen zum Sehen und Athmen ließ; der ganze übrige Leib war verhüllt.

Der Blödsinnige schaut drein, und läßt gewähren, stäts auf seine Veränderung bedacht; so wird er ins Joch gespannt, und der Gärtner läßt seine Peitsche kräftig in der Luft erschallen, um ihn zur Arbeit anzutreiben. Als Xaïlun die Peitsche klatschen hörte, wäre er nicht schon stark wie ein Stier gewesen, dieser aus der Mühle ihm wohlbekannte Ton hätte ihn dazu gemacht; er riß seinen Gefährten mit sich vorwärts: aber während der Arbeit führten die Fliegen einen grausamen Krieg mit beiden; die kleinste Oeffnung seiner Bekleidung auf dem Rücken ward ihm verderblich; die Fliegen fanden alle Fugen seines Harnisches.

Zu Mittage wurde ausgespannt. Xaïlun wäre gern davongelaufen, aber er wagte es nicht, die Peitsche an der Seite des Gärtners hielt ihn zurück. Man hieß ihn essen; der Hunger, der ihn verzehrte, gebot es ihm: aber bald wird er wieder, ohne daß er zu mucksen wagt, ins Joch gespannt.

Der Abend kam, und die Arbeit war zu Ende. Der Gärtner bringt sein Vieh wieder in den Stall, und Xaïlun benutzt den Augenblick, schlüpft aus der

Hausthüre, und läuft nach Bagdad, bedeckt mit den zusammengenähten und durch das Joch festgehaltenen Fellen, ohne daß er sich umzublicken wagte, so sehr fürchtete er, daß er verfolgt würde und die Peitsche ihn erreichte.

Es war schon Nacht geworden und die Stadtthore geschlossen; der unglückliche Flüchtling hatte also keine andre Zuflucht, als die Grabstätten vor der Stadt: er begiebt sich in die erste beßte, die ihm Schutz bietet, und hier sinkt er bald, ermattet von der Anstrengung des Tages, in tiefen Schlaf.

Gegen sechs Uhr des Morgens wurde er aber plötzlich durch lauten Lärmen aufgeweckt: die Todtengräber kamen, in der Nähe seiner Lagerstätte ein neues Grab zu machen. Die Erde war hier frisch aufgewühlt, von wilden und reißenden Thieren, welche einen Leichnam ausgescharrt hatten, dessen Gebeine noch auf dem Grabe zerstreut und halbzernagt umherlagen.

Während die Arbeiter sich von den Unternehmungen dieser Thiere unterhielten, und einer unter ihnen behauptete, daß diese Thiere nicht drei Fuß tief graben könnten und solcher Leichenraub vielmehr von den bösen Geistern herrührte, welche die kalten Ueberbleibsel der Todten zu verschlingen kämen, — da erblickte einer von ihnen den armen unglücklichen Xaïlun, an seinem Zufluchtsort im Schlafe liegen. Die Ziegenfelle

mit denen er bedeckt war, gaben ihm ein so ungeheuerliches Ansehen, daß der Todtengräber aufschrie:

„Ah! da ist der böse Geist!“

Zweihundert und fünf und siebzigster Tag.

Auf dieß Geschrei erwachte Xaïlun und richtete sich empor; es war ein Glück für ihn, daß seine Widersacher von Furcht und Schrecken ergriffen waren: so hatte er Zeit aufzustehen. Hätten seine Gegner in seinen Blicken und auf seinem Antlitze den Schreck lesen können, von welchem er selber ergriffen war, als er drei eiserne Spaten gegen ihn aufgehoben erblickte, so wäre es um ihn geschehen; aber die Maske des Ziegenfells verdeckte ihnen seine Seelenangst, und während sie so mit aufgehobenen Armen dastanden, flößte die Furcht ihm Muth ein, er fuhr wie ein Schuß auf sie los, sprang mitten durch sie hin, und ergriff die Flucht.

Da faßten die Gegner Xaïluns wieder Muth; als sie ihn so furchtsam entweichen sahen, schleuderten sie die Spaten ihm nach und liefen hinter drein, aus aller Macht schreiend:

„Da ist der böse Geist, der die Leichen auf den Kirchhöfen frißt! Lauft nach, tödtet ihn, vertilget ihn!“

Das Volk lief herbei; aber so bald sie dieß Ungeheuer erblickten, rannten sie vor ihm her, und schrien auch:

„Da ist der böse Geist, der die Leichen frißt!"

Die Hunde mischten sich ebenfalls drein: aber das ihnen ganz unbekannte Thier hielt sie mistrauisch zurück; sie verfolgten ihn bellend, aber in gewisser Entfernung.

Die Todtengräber, durch die jeden Augenblick anwachsende Volksmenge aufgehalten, unterstützten von Ferne die Hunde und riefen:

„Werft mit Steinen nach ihm! schleudert Knüttel auf ihn!"

Aber die Vorstellung von der Gewalt und Bosheit der Geister lähmte den Muth. Die Kinder fürchteten, von dem bösen Geiste, der die Todten fräße, lebendig verschlungen zu werden.

Unterdessen gelangte Xailun, durch seine scheußliche Verkleidung geschützt, mitten durch diesen Auflauf und Lärmen, der sich schon bis in die äußersten Enden der ungeheuern Stadt Bagdad verbreitete, bis an sein Haus; er trat hinein, und vor der Thüre entstand nun ein großes Gedränge.

Hier erwartete ihn ein unvermeidlicher Hagel von Schlägen. Als Datbha, um so furchtloser, als sie jetzo Mutter und Amme war, das scheußliche Thier hereinkommen sah, ergriff sie den Stock, welchen sie

meisterhaft zu handhaben wußte, und während der arme Mann, noch ganz außer Athem vom Laufen, nicht einmal seinen Namen hervorbringen konnte, zwang sie ihn, das Haus wieder zu verlaßen. Hier fiel er den Todtengräbern in die Hände; sie ergriffen ihn bei allen seinen Fellen, und schleppten ihn nach dem Gefängnisse inmitten einer jubelnden Volksmenge; und von Mund zu Mund fliegt die Neuigkeit, daß man den bösen Geist ins Gefängnis bringe, welcher, das Schrecken der Todtenäcker, in Datbha's Haus gedrungen sei, um ihr Kind zu fressen.

Der Kerkermeister zitterte schon zum voraus vor Furcht, als er von dem Gefangenen erzählen hörte, von welchen man ihm dreißig Beschreibungen machte, eine immer schrecklicher, als die andre.

Endlich wurde ihm das Ungethüm selbst vorgeführt. Einer der Todtengräber hatte dem Xaxlun ein Stück seiner Bekleidung abgerissen, und entdeckt, daß der so hitzig verfolgte Geist ein mit Ziegenfellen bedeckter Mensch war: aber dieser erschien nun nicht minder schuldig, weil er sich als Thier verkleidet hätte, um die Todten und die kleinen Kinder zu fressen.

„Bösewicht," redete ihn einer der Beamten des Gefängnisses an, „bist du vom Teufel besessen, daß du auf den Grabstätten der frommen Muselmänner dein Mahl hältst, und dich von ihrem Fleische nährest?"

„Ich?“ sagte Xaïlun, dem man jetzo die Maske abnahm, „ich ging nicht dahin, um zu essen, sondern um zu schlafen. Ich habe wohl im Gehen auf Gebeine getreten, aber sie nicht angerührt.“

Die Dummdreistigkeit der Antwort und die Gebärde Xaïluns machte alle Anwesenden stutzig, und beschwichtigte sie. Man that dem entlarvten Ungeheuer nur noch eine Frage:

„Aber bist du nicht in Datbha's Haus gedrungen, um ihr Kind zu fressen?“

„Ich! — ich werde doch wohl nicht mein eigenes Kind fressen: ich trat ja in mein Haus.“

Draußen vor der Thüre standen, unter den Neugierigen, drei oder vier Nachbaren Datbha's: als nun die Aussage des bösen Geistes dort bekannt ward, verlangten diese Nachbarn eingelaßen zu werden: sie erkannten Xaïlun sogleich, und legten einstimmig ein so vollgültiges Zeugnis von seiner Gutmüthigkeit und Einfältigkeit ab, daß der zur Untersuchung herbeigekommene Richter, den Xaïlun, sammt allen seinen Fellen zu seiner Frau zu führen befahl.

Datbha wurde schon die Heimkehr ihres Mannes angekündigt, bevor er ankam. Es gereuete sie jetzo sehr, ihn unerkannt so übel empfangen und Anlaß zu noch mehr Mishandlungen gegeben zu haben: das Aufsehn welches dieß Abenteuer machte, war nun einmal unvermeidlich; es mußte am nächsten Tage in

ganz Bagdad bekannt werden, daß Xaïlun der vermeintliche Geist wäre, der die Todten fräße: aber es that ihr Leid, daß sie ihn mit dem Stocke so hart geschlagen, denn sie hatte ihn diesmal wirklich als Feind behandelt.

Zweihundert und sechs und siebzigster Tag.

Als sie nun Xaïlun erblickte, fühlte sie sich von Mitleid bewegt; sie dankte ihren Nachbaren, daß sie ihn ihr wiedergebracht hatten, und bemühte sich, aus ihm herauszuziehen, wo er, nach einer so langen Abwesenheit herkäme, und wer ihn so lächerlich verwandelt hätte.

Xaïlun, der immer nur Eine Art sich zu erklären hatte, sagte ihr, was ihn bewogen, sich von der Stadt zu entfernen, um eine vortheilhaftere Veränderung zu suchen, und wie er das Unglück gehabt in einen Ochsen, und dann sogar, ohne zu wissen, wie, in einen bösen Geist verwandelt zu werden.

Datbha wußte, daß er nicht lügen konnte; sie ließ ihn sich niederlegen, und verband mit großer Sorgfalt, die Quetschungen, welche er davon getragen, und die Wunden, welche ihm die Bremsen gestochen hatten. Darnach gab sie ihm zu essen, und

ging mit sich zu Rathe, wie sie am folgenden Morgen sich benehmen sollte.

Sobald es Tag ward, nahm sie ihr Kindlein, das sie nicht verlaßen konnte, und legte es in einen der Körbe, die ihre Eselinn trug, und in den andern die Felle und das Geschirr, so dem Gärtner gehörte; dann ging sie hin und bat die Nachbaren, die ihren Mann gestern zurückgebracht hatten, sie nach dem Hause außerhalb Bagdad zu begleiten, wo Xaïlun in Arbeit gestanden; und nachdem sie ihren Schleier übergeworfen hatte, machte sie sich mit ihnen auf den Weg dahin.

Als sie bei dem Gärtner angekommen war, verwies sie ihm sehr ernstlich, daß er die Einfalt eines Muselmanns so misbraucht und ihn zum Thier erniedrigt hatte; sie hielt ihm die Beschimpfungen vor, denen er ihren Mann ausgesetzt, gab ihm seine Ziegenfelle und das Geschirr wieder, und forderte gebieterisch das Lohn, welches Xaïlun verdient hatte: „hätte ich nicht meines Mannes zu schonen, so würde ich euch vor den Kadi fordern; es ist euer Glück, daß ich das Aufsehen nicht noch vermehren mag, welches sein Abenteuer schon gemacht hat."

Der Gärtner war beschämt; er zog zwei Zeckienen aus der Tasche: das war viermal mehr, als das Lohn, welches er Xaïlun versprochen hatte. Dathba

würde sich geweigert haben, eine für sie so übergroße Summe anzunehmen, da sie wohl denken konnte, daß es zu viel war: aber sie hatte zwei Nachbaren bei sich, und es war ihr nicht unlieb sie glauben zu lassen, daß ihr Mann monatlich zwei Zeckienen verdienen könnte.

Nachdem ihr Geschäft abgethan war, nahm sie Xaïluns Rock und ging wieder nach Hause.

Fünf Tage vergingen nun, ohne neue Abenteuer. Während dieser Zeit genas der Verwundete vollkommen: und jetzt hub Datbha ihre Ermahnungen wieder an, daß er sich nothwendig, nicht in einen Küchenjungen, einen Ochsen oder Esel, noch in einen bösen Geist, sondern auf eine solche Weise verwandeln müßte, daß er ein thätiges und für seinen Hausstand nützliches Leben führte.

Xaïlun zog aus seiner Geschicklichkeit, daß er in der Stadt Pasteten zum Kauf umgetragen hatte, den Schluß, daß er wohl selber einen Handel mit Kindererde*) anstellen könnte. Er ging hin, ließ sich von

*) Dieß ist eine Art rother, sehr trockener, zerreiblicher und wohlriechender Erde, deren man sich in Arabien bedient, sie den Kindern in der Wiege von den Hüften bis zu den Knien unterzulegen, indem man sie nur mit einem Leintuche bedeckt: sie zieht die Feuchtigkeit an sich, und wehrt den übeln Geruch und das Aufspringen der Haut ab.

dieser Erde ausgraben, füllte damit die beiden Körbe der Eselinn, und machte sich auf, diese Waare in Bagdad zu vertreiben, für so und so viel das Maaß; er mußte sich aber den Kundleuten durch einen wiederholten Ausruf empfehlen: „Kindererde, wer kauft! Kindererde, wer kauft!"

Der Spruch war nicht lang; ein Peitschenschlag von Datbha's Hand bringt die Eselinn in den Gang, die nächste Straße hinab, und Xaïlun rücklings auf den Körben sitzend, schrie aus vollem Halse: „Kindererde, wer kauft!"

Die Sache ging eine zeitlang ziemlich gut; aber bald sank der Ton der Stimme, den Ausrufer überwältigte der Schlaf, und die Eselinn ging nach ihrem Gefallen durch die Straßen; so kam sie an das Ufer des Euphrats, trank dort gemächlich, so viel sie wollte, kehrte dann, zu ihrem im Stalle gebliebenen Füllen getrieben, heim, und wollte mit ihrer Last in das Haus treten. Die Thüre war zu niedrig, Xaïluns Kopf stieß heftig an die Oberschwelle; der Schlag, von dem das Haus erdröhnte, und der ihn fast hinuntergestürzt hätte, weckte ihn auf, und er fing sogleich wieder an zu rufen: „Kindererde, wer kauft!" mit blutender Nase und einer dicken Brausche vor der Stirne.

Als Datbha ihren Mann so heimkommen sah, errieth sie bald, welches Gewerbe er trieb. Während

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

sie ihm nun die Nase mit Wasser und Salz wusch, versetzte sie ihm zugleich einige Maulschellen, und sagte zu ihm:

„Nichtsnutziger Faullenzer, du verdienst, daß man dich mit der Peitsche antreibt, wie einen Esel. Ha! du sollst mir anders werden, oder ich will dich so viel schlagen, daß du aller der Schläge vergessen sollst, die du schon gekriegt hast. Geh hin zu dem Becker, dem Pastetenbecker, dem Speisewirth, ja selbst zu dem Gärtner, und suche dir Arbeit bei einem deiner vorigen Herren; sie werden dich alle wieder annehmen, Dummkopf, der du bist! Aber denke nicht daran heimzukommen, ohne etwas zu leben mitzubringen. Ich habe für einen solchen Taugenichts, wie du, keine Zuflucht."

Somit war Xaïlun abermals vor die Thüre gewiesen, sein Glück zu suchen. Er dachte nun, daß er sich das letztemal nicht weit genug von der Stadt entfernt hätte, um sich dem lieben Gott verständlich zu machen, welchen er täglich bat, ihn anders zu machen.

Dießmal ging er also von dem Wege ab, ins Gefilde hinein; hier kam er an große Steinhaufen, die Trümmer eines Palastes, welcher die Wohnung eines sehr mächtigen Mannes gewesen sein mußte.

Zweihundert und sieben und siebzigster Tag.

Indem er sich daran ergetzte, diese Ueberbleibsel zu betrachten, erblickte er einen Karduon, der auf einem zufällig über einander geschütteten Steinhaufen saß; das Thier schien die Augen auf ihn gerichtet zu haben, und er redete es an:

„Ha, ha! mein Vetter, ich glaubte, du wohntest in der Stadt, du bist also hier?“

Das Thierchen schien durch sein gewöhnliches Kopfnicken zu antworten.

„Du erkennst mich also doch?“ fuhr Xaïlun fort; „du verstehst mich? was verhindert dich denn, mit mir zu reden?“

Der Karduon konnte nur sein gewöhnliches Zeichen machen.

„Oh! jetzo machst du mich ungeduldig!“ sagte Xaïlun: „rede, oder ich werfe einen Stein nach dir.“

Der Karduon schien durch sein wiederholtes Kopfnicken den armen Tropf aufzufordern; er warf einen Stein nach ihm, und das Thier schlüpfte in den Steinhaufen, worauf es saß.

Xaïlun ward erpicht auf das Spiel; er dachte, der Karduon, schwiege nur aus Tücke, er wollte ihn also in seinem Schlupfwinkel fangen, und ihn zwingen, mit ihm zu sprechen.

Binnen einer Viertelstunde waren die Steine weggeräumt und der Boden aufgedeckt. Der Karduon war durch die hinteren Ausgänge seiner Veste entschlüpft; aber Xaïlun wurde jetzo durch einen andern Gegenstand seiner Neugier, der sich ihm darbot, von seiner Verfolgung abgelenkt.

Beim Wegräumen der Steine entdeckte er eine viereckige Platte von schwarzem Marmor, an welche ein Ring befestigt war: er ergreift diesen, strengt sich an, und hebt den Stein auf. Jetzo zeigte sich ihm eine Treppe, welche in ein unterirdisches Gewölbe führt:

„Ha, ha!" sagte er, „da ist die Wohnung meines Vetters; ich muß doch sehen, ob er drinnen ist."

Und damit stieg er hinab.

Das durch die Oeffnung in das Gewölbe hereinfallende Licht, ließ ihn am Eingange mehrere Urnen unterscheiden.

„Das sind," sagte er, „vermuthlich die Töpfe, worin mein Vetter seine Vorräthe aufbewahrt."

Er deckte einen davon auf, griff mit der Hand hinein, und zog sie voll Goldstücke wieder daraus hervor. Er näherte sich der Oeffnung, um zu sehen, was er in seiner Hand hätte: ohne auf die Härte und das Gewicht zu achten, weil er noch niemals Goldmünzen gesehen hatte, wähnte er, es wären in Scheiben geschnittene Mohrrüben, wie er seine Frau

dergleichen an der Sonne hatte trocknen sehen; und in der Voraussetzung, sie gehörten seinem Vetter, der sich in den Hintergrund des Kellers zurückgezogen hätte, wo die Dunkelheit verhinderte, ihn aufzusuchen, rief er ihm zu:

„Holla! Vetter, komm und rede mit mir, oder ich nehme dir deine Mohrrüben weg und bringe sie unsrer Eselinn!“

Da es dem Karduon nicht gefiel, zu antworten, noch sich zu zeigen, überlegte Xaïlun, wie er es anstellen sollte, die Mohrrüben wegzubringen. Er erinnerte sich, daß, als er einst mit seiner Frau einen Nachbar besucht, und man ihr Pflaumen gegeben, sie dieselben in Blätter gewickelt, und damit die Mütze ihres Turbans gefüllt hatte. Am Eingange des Gewölbes hatte er Klettenkraut bemerkt, er ging also hin, pflückte Blätter ab, fütterte damit das Innere seiner Mütze, genau wie er es von seiner Frau gesehen, und füllte sie mit den vermeintlichen Rübenschnitten. Nach dieser Verrichtung, welche ihm selber sehr klüglich dünkte, sagte er seinem Vetter Lebewohl, und kehrte nach Bagdad zurück.

Unterweges wollte er nur ein Schnittchen von dem Eselsfutter versuchen; aber es kam ihm sehr hart vor: er meinte, sein Vetter müßte gute Zähne haben, wenn er das ungekocht äße, und warf das angekaute Stück weit weg. So kam er nach Hause.

Datbha war verwundert, ihn schon so bald heimkehren zu sehen.

„Wo kömmst du her?" fragte sie ihn, „und was bringst du da in den Blättern?"

„Ich habe den Vetter in seinem Landhause besucht," antwortete Xaïlun, „er hat nicht mit mir reden wollen, ich habe seine Thüre aufgemacht, und bin in sein Haus getreten; da habe ich in seine Vorrathstöpfe gegriffen, und bringe hier diese Mohrrüben mit, welche ein gutes Futter für unsre Eselinn abgeben; aber sie müssen gekocht werden, denn sie sind sehr hart."

Während dieser Erzählung hatte Datbha den Turban genommen, und gesehen, daß es Gold wäre. Sie wußte, daß ihr Mann es nicht vorsätzlich gestohlen haben konnte, weil er nicht einmal wußte, was es war; aber es lag ihr daran, zu wissen, wo er es gefunden hätte.

„Das ist schön;" sagte sie, indem sie den Inhalt des Turbans sogleich verschloß, aus Furcht, von jemand überrascht zu werden; sodann brachte sie es auf freundliche Weise dahin, daß Xaïlun ihr sein ganzes Abenteuer erzählte, und erkannte nun, daß er einen Schatz gefunden hätte.

Der von Xaïlun bezeichnete Ort konnte nur eine halbe Stunde von Bagdad entfernt sein. Der Tag war noch nicht so weit vorgerückt, daß nicht noch der

übrige Theil desselben benutzt werden konnte; und das offenstehende Gewölbe konnte Neugierige herbeiziehen, die klüger waren, als ihr Mann.

Ihr Entschluß ist also auf der Stelle gefaßt: sie sattelt ihre Eselinn, nimmt zwei Queersäcke, welche sie in die Körbe legt, läßt Xaïlun aufsteigen, kauft zwei Brote, damit er unterweges etwas zu essen hat, und läßt sich so von ihm nach dem Landhause des Vetters führen.

Sie fand den Eingang des Gewölbes offen, so wie Xaïlun ihr erzählt hatte, und die Urne, aus welcher er die Rübenschnitte genommen, noch aufgedeckt. Sie ließ sich nun die Säcke bringen, füllte sie dermaßen, daß die Eselinn daran ihre volle Ladung hatte, und läßt sie von Xaïlun, der sie etwas schwer fand, aus dem Keller hinauftragen.

Zweihundert und acht und siebzigster Tag.

Während Datbha bei ihrer Arbeit war, rief Xaïlun aus Leibeskräften seinem Vetter. Dieser Lärmen beunruhigte seine Frau; aber sie spürte, daß sie keine Zeit zu verlieren hatte: endlich war sie wieder oben aus dem Keller, und die Eselinn hatte ihre Ladung.

Jetzo ließ die vorsichtige Frau von Xaïlun den Stein wieder auf den Eingang legen, und denselben

mit den Trümmern bedecken, welche Xaïlun davon weggeräumt hatte. Hierauf ging sie zu Fuße nach Hause, und ließ die schwer beladene Eselinn mit langsamen Schritten am Zaume führen.

Datbha verschloß sorgfältig die Säcke. Da sie eine kluge Frau war, so diente dasjenige, das sie aus dem Turban gewickelt, dazu, ihr allmählich einen Wohlstand zu verschaffen, welcher niemands Blicke auf sich ziehen könnte. Jetzo, anstatt ihren Mann zu zwingen, das Haus zu verlaßen, forderte sie ihn vielmehr auf, ja gebot ihm, daheim zu bleiben: sie pflegte ihn mit guter Nahrung, und erneuerte seine Kleidung: da es aber immer Kleider von demselben Zeuge waren, so dünkte er sich, obwohl neu gekleidet, doch immer noch nicht verändert, und darnach trachtete er doch aus Herzensgrunde, um nicht mehr gescholten oder geschlagen zu werden.

Unterdessen, da seine Frau ihm gütlich thun wollte, und noch keinen Sklaven angenommen hatte, trug sie ihm auf, Fleisch, Reis, und Kichererbsen einzukaufen; das Geld für jeden einzelnen Gegenstand war in ein besonderes Papier gewickelt. Damit geht er zu dem Fleischer, und richtet seinen Auftrag aus; und eben so macht er es mit dem Reis: aber die Kichererbsen vergaß er, und brachte das Geld dafür mit den eingekauften Sachen wieder zurück.

„Kichererbsen, habe ich dir gesagt, solltest du auch kaufen,“ sagte Datbha zu ihm: „geh geschwinde wieder hin und vergiß es nicht.“

„Kichererbsen,“ wiederholte Xaïlun, und dießmal dachte er es gewiß nicht zu vergessen. Aber einer seiner Gesellen begegnete ihm, und da er ihn besser gekleidet und wohler aussehend, als gewöhnlich fand, wollte er sich auf seine Kosten lustig machen, und sagte zu ihm:

„Ho, ho! Xaïlun, jetzo bist du ja besser gekleidet, als da du noch ein böser Geist warst, und du hast recht zugenommen, seitdem du nicht mehr auf dem Todtenacker lebst.“

Durch diese Erinnerung an sein grausamstes Misgeschick wurde Xaïlun von neuen verwirrt: „Wenn meine Frau mir auch nicht täglich sagte, daß ich mich ändern soll,“ sagte er bei sich selber, „so würde ich doch immer darum bitten, damit man mir nicht mehr vorwerfen mag, daß ich ein Esel, ein Ochs, ein böser Geist gewesen. — Aber, was soll ich denn holen? — es sind . . . es ist . . . es sind . . .“

Er konnte sich durchaus nicht auf die Kichererbsen besinnen.

Er wollte anfangs nicht wieder nach Hause gehen, um sich die Beschämung zu ersparen, seine Frau nochmals um die so schwer zu behaltenden Worte zu

befragen: aber ihn gelüstete nach dem Fleisch und dem Reis; er mußte es also darauf wagen.

Als Datbha ihn abermals mit leeren Händen heim kommen sah, wäre ihr beinahe die Geduld ausgegangen: aber wenn sie ihm seine Faulheit zum Vorwurf gemacht hatte, so lange es ihr nöthig war, ihn in Thätigkeit zu erhalten: so konnte sie ihm seine Blödsinnigkeit doch nicht ebenso vorwerfen:

„Kichererbsen verlange ich von dir," wiederholte sie: „verstehst du? Kichererbsen. Wiederhole dir „Kichererbsen" bis du auf dem Markte bist: wenn du dießmal nicht behältst, was ich dir sage, so werde ich dir einen nachdrücklichen Denkzettel geben."

„Xaïlun, voll Furcht über diese Drohung, ging wieder hin, unaufhörlich wiederholend: „Kichererbsen, Kichererbsen."

So kömmt er an eine Straßenecke, wo ein Kaufmann Perlen feil hatte, und seine Waaren ausbot, mit dem sehr lauten Ausruf: „Im Namen Gottes! Perlen, Perlen!"*)

Xaïlun, durch diesen für ihn neuen Gegenstand angezogen, und zugleich beschäftigt, seine Aufgabe zu behalten, steckt seine Hand in die Perlen-Schachtel,

*) Arabisch: Bessim Allah Lünos! Man bietet alle Waaren mit dem Ausruf Bessim Allah! d. h. im Namen Gottes! aus.

während er laut ausruft: „Kichererbsen, Kichererbsen!“*)

Der Kaufmann wähnte, daß Xaïlun ihn verspottete und seine Waare verrufen wollte, als wenn sie unecht wäre, und gab ihm einen ungefügen Schlag.

„Warum schlägst du mich?“ fragte ihn Xaïlun.

„Weil du mich beschimpfst,“ antwortete der Kaufmann; „glaubst du, daß ich die Leute betrügen will?“

„Nein,“ erwiederte Xaïlun; „ich sagte nur . . . Aber wie soll ich denn sagen?“

„Wenn du es recht sagen willst,“ versetzte der Kaufmannn, „so rufe, wie ich: im Namen Gottes, Perlen!“

„Ja,“ sagte Xaïlun, „ich glaube, so hat meine Frau mir gesagt, daß ich sagen sollte.“ Er setzte also seinen Weg fort, indem er halblaut wiederholte: „Im Namen Gottes, Perlen!“

So kam er an der Bude eines Kaufmanns vorbei, dem man eben dergleichen gestohlen hatte. Diese ungewöhnliche halblaute Weise, Perlen auszurufen, kam dem Kaufmanne verdächtig vor: „Mein Dieb,“ sagte er bei sich selber, „hat mich vermuthlich so eben erkannt, und er dämpft nun, da er hier vorbeikömmt,

---

*) Die Kichererbsen heißen im Arabischen Schümmos, und die Perlen Lünos. Man sieht, daß die Klangähnlichkeit beider Wörter den blödsinnigen Xaïlun irreführen konnte.

seinen Ausruf der Waare, deren er sich entledigen will." Auf diesen bloßen Verdacht hin, läuft er Xaïlun nach, und hält ihn an:

„Zeiget mir doch eure Perlen," sagte er zu ihm.

Xaïlun wird verwirrt, der Kaufmann wähnt, seinen Dieb zu haben; er packt ihn sehr unsanft beim Kragen, und ruft die Wache herbei.

Man umringt den vermeinten Perlenverkäufer, und der Kaufmann entdeckt endlich, daß er einen Blödsinnigen angehalten und mishandelt hat.

„Warum aber," fragte er ihn, „rufst du, daß du Perlen zu verkaufen hast?"

„Wie soll ich denn sagen?" fragte Xaïlun.

„Das ist nicht wahr," sagte der Kaufmann, ohne weiter auf ihn zu hören, „das ist nicht wahr."

„Das ist nicht wahr!" wiederholte Xaïlun; „ich will also immer sagen: das ist nicht wahr," um es nicht zu vergessen, „und so wiederholte er im Weitergehen aus Leibeskräften: „das ist nicht wahr!"

Zweihundert und neun und siebzigster Tag.

Sein Weg führte ihn auf einen Platz, wo ein Mann Masch*) verkaufte, und ausrief: „Im Namen Gottes, Masch!“

Xaïlun, durch seine gewöhnliche Neugierde angelockt, und stäts die zuletzt behaltenen Worte im Munde führend, steckt, wie die Anderen, die Hand in den Sack, indem er sagt: „das ist nicht wahr.“

Der vierschrötige Bauer giebt ihm einen Schlag, daß er sich rundum dreht, und sagt dabei: „Es kömmt dir auch zu, meine Waaren Lügen zu strafen, da ich selber sie doch ärnte und säe.“

„Ich!“ sagte Xaïlun: „ich strafe nicht Lügen; ich möchte nur wissen, wie ich sagen soll.“

„Wohlan,“ antwortete der Bauer, „so ruf, wie ich: im Namen Gottes, Masch!“

Xaïlun, um heimkehren zu können und weitere böse Abenteuer zu vermeiden, fing nun an, diesen neuen Ausruf zu wiederholen. Der Zufall fügte, daß er so ans Ufer des Euphrats gelangte, wo ein Fischer schon zwei Stunden lang sich vergeblich abmühte und seine Netze auswarf; wie oft er auch die Stelle wech=

---

*) Masch heißt eine Art kleiner Linsen, welche das Fieber vertreiben, und nur an gewissen Tagen des Jahres zu Markte gebracht werden.

selte, er fing doch keinen Fisch. Xaïlun, den alles ergetzte, ging hinter ihm her, indem er stäts wiederholte, um es nicht zu vergessen: „Im Namen Gottes, Masch!“

Auf einmal, ehe es Xaïlun sich versah, ergriff der Fischer, der sich gestellt, als wenn er sein Netz auswinden wollte, aber den Strick an demselben doppelt und vierfach zusammengefaßt hatte, den Blödsinnigen beim Kragen, und schlug ihn damit je länger je stärker, mit den Worten:

„Du verfluchter Zauberer, wirst du endlich aufhören mein Fischen zu behexen im Namen Gottes!“

Xaïlun strengte alle seine Kraft an, und machte sich los: „Ich ein Zauberer!“ sagte er: „das ist wieder was neues,“ und damit fing er an zu weinen.

Der Fischer betrachtete ihn, und fragte: „Warum, wenn du kein Zauberer bist, bringst du denn durch deine Worte all meinem Auswerfen des Netzes Unglück?“ —

„Ich bringe kein Unglück; man hat mir gesagt, daß ich so sagen müßte, wie ich gesagt habe.“

Jetzo dachte der Fischer, ein Feind könnte den einfältigen Menschen, den er geschlagen hatte, aufgestiftet haben, sein Fischen zu besprechen, um ihm zu schaden, ohne sich dabei auszusetzen.

„Es thut mir Leid, Bruder, dich geschlagen zu haben,“ sagte er zu Xaïlun, „aber du thatest übel,

die Worte auszusprechen, welche du sagtest, weil du mir dadurch Unglück brachtest, mir, der ich dir doch nichts gethan hatte."

„Aber ich will kein Unglück bringen," sagte Xaïlun: „ich suche die Worte, die meine Frau mir gesagt hat; weißt du sie nicht?"

„Ja, ich weiß sie: setze dich neben mir, und wenn ich das Netz auswerfe, so sprich: „Im Namen Gottes, sieben der größten und mächtigsten für einen!"

„Mich dünkt es war nicht so lang." —

„Ja, es war eben so lang; es muß aber kein Wort daran fehlen, und ich will dir auch etwas mit nach Hause geben; aber erinnere dich wohl, daß nicht ein Wort daran fehlen darf."

Hierauf wiederholte der Fischer ihm nochmals: „Im Namen Gottes, sieben der größten und mächtigsten für einen!"

Xaïlun wiederholte dieß mit aller Macht, um es nicht zu vergessen; weil er aber die Schläge mit dem Stricke fürchtete, sagte er bei sich selber: „Er könnte mich nochmals schlagen, ich habe nichts damit zu schaffen." Und sobald er den Fischer beschäftigt sah, das Netz wieder herauszuziehen, entfloh er, so schnell er laufen konnte, stäts wiederholend: „Im Namen

Gottes, sieben der größten und mächtigsten für einen!"

So sprach er diese Worte mitten in einem Volkshaufen aus; denn das Gedränge zog ihn immer an, ohne daß er wußte, warum: er stand gerade in der Nähe eines Leichenwagens, der einen Kadi zu Grabe brachte; die Mollah's welche die Leiche umgaben, waren empört über die schreckliche Verwünschung, welche sie vernahmen, und sagten zu ihm:

„Unseliger, wagst du es, eine Feierlichkeit, wie diese hier, zu stören, indem du herkömmst, und ganz laut den größten Herren von Bagdad den Tod anwünschest! Genügt es dir nicht, daß er den getroffen hat, den wir hier zur Ruhe bringen?"

Zweihundert und achtzigster Tag.

Xarlun, als guter Muselmann, war in großer Ehrfurcht gegen die Mollah's aufgezogen; die Art und der Ton, womit ihm dieser Verweis gegeben wurde, waren ihm noch empfindlicher, als die Schläge mit dem Stricke. — Am ganzen Leibe zitternd zog er sich zurück, und rief laut aus: „Ach! mein Gott, mein Gott, wie soll ich denn sagen?"

Eine alte Sklavinn, die dem Leichenzuge folgte, zog ihn beim Aermel, und sagte zu ihm:

„Gott bewahre seinen Leib, und rette seine Seele!"

„Ei! warum hat man mir das nicht eher gesagt?" sagte Xaïlun, und ging nun, diese Worte wiederholend, weiter, bis er in eine Gasse kam, welche durch einen todten Esel versperrt war, den man auf einem Karren fortführte. Er folgte hinterdrein, stäts rufend: „Gott bewahre seinen Leib, und rette seine Seele!"

Die um den Karren versammelten Leute ärgerten sich daran, und riefen: „Hört den Unseligen, wie er lästert! ha, der ungläubige Hund!" Und zugleich schlägt ihn der eine mit der Hand, der andre mit dem Stocke. Xaïlun sprang über eins der Räder des Karrens, rannte in vollem Laufe davon, so schnell seine Beine ihn tragen wollten.

„Unglückseliger Xaïlun!" sprach er jetzt bei sich selber, in Thränen zerfließend, „da bist du nun noch schlimmer verwandelt, als da du ein Esel, ein Küchenjunge, ein böser Geist wurdest: du bist ein Zauberer, und was noch schlimmer ist, ein Ungläubiger!" So beweinte er sein Schicksal, und wagte nicht heimzukehren, aus Furcht vor Schlägen, weil er die Worte, welche seine Frau ihm eingeschärft, durchaus vergessen hatte, und nichts nach Hause brachte: er wußte nicht mehr, wo ihm der Kopf stand.

In dieser Rathlosigkeit führte der Zufall ihn vor die Hausthüre von Datbha's Mutter; drinnen waren viel Leute um eine der Schwestern Datbha's versammelt, die krank lag. Er, überall blöde, außer auf den Straßen, wird ermuthigt, einzutreten, als er eine so zahlreiche Gesellschaft sieht; doch hielt er sich hinter der Thüre, und guckte nur mit dem Kopfe hervor.

„Da ist Xaïlun," sagte die Schwiegermutter, und redete ihn an: „was willst du, Xaïlun? ein Stück Ziegenfleisch?" —

„Nein." —

„Oder Reis?" —

„Nein." —

„Etwas zu trinken?"

„Nein."

Alle Anwesenden nannten ihm nun wechselsweise dieses und jenes, indem sie alles durchliefen, was getrunken oder gegessen wird; und der Blödsinnige antwortete stäts: „Nein."

„Ah!" sagte endlich die Kranke: „ich sehe wohl, was er haben will, es sind Kichererbsen."

Bei diesem Worte stürzt Xaïlun, außer sich vor Freuden, ins Zimmer hinein, drängt sich durch nach dem Sopha, auf welchem seine Schwiegerinn lag, und um ihr seine Dankbarkeit zu bezeugen, umfaßt er ihre beiden Arme mit solcher Gewalt, daß sie, halb

vor Schreck, halb vor Schmerz, in Ohnmacht sinkt.

Während man sich beeilt, der Kranken zu Hülfe zu kommen, sagte die Schwiegermutter zu Xaïlun:

„Du Dummkopf, du Maulesel, was kömmst du hieher, meine Tochter umzubringen?"

„Kichererbsen!" wiederholte Xaïlun.

„Hab' ich denn Kichererbsen zu verkaufen?" —

„Kichererbsen!" fuhr Xaïlun fort, obwohl verwundert sich jetzt Maulesel nennen zu hören: Esel war er schon gewesen, aber noch kein Maulesel.

„Was willst du mit deinen Kichererbsen?" —

„Kichererbsen! meine Frau hat mir gesagt: Kichererbsen." Dabei hatte er noch das Päckchen Geld dafür in der Hand, welches er mitten durch alle seine Abenteuer sorgfältig bewahrt hatte.

Die Mutter Datbha's errieth nun, daß ihre Tochter dem Blödsinnigen den Auftrag gegeben, Kichererbsen einzukaufen. Gradeüber wohnte ein Kaufmann; sie zeigte Xaïlun seinen Laden, und sagte zu ihm:

„Da geh hin, und fordre deine Kichererbsen."

Der Kaufmann nahm das Geld, und gab ihm die Kichererbsen. Xaïlun lief nun frohlockend nach Hause, wiederholte aber immer noch: „Kichererbsen, Kichererbsen!" bis er seinen heimgebrachten Einkauf auf den Tisch gelegt hatte. Das Vergessen dieses Wortes war ihm so theuer zu stehen gekommen, daß er ent-

schlossen war, es fortan sein lebelang im Munde zu führen.

Datbha konnte jetzo nicht mehr daran denken, die Kichererbsen zu kochen; sie bemühte sich zu erfahren, wo Xaïlun den ganzen Tag umhergestrichen war. Er machte ihr eine verworrene Erzählung seiner Abenteuer, und beklagte sich vor allen bitterlich darüber, daß man ihn für einen Zauberer, ja für einen Ungläubigen ausgeschrien hatte, während er doch nur Kichererbsen suchte.

Das einzige, was aus seinem Berichte klar hervorging, war, daß eine Schwester Datbha's krank lag, und daß Xaïlun bei ihrer Mutter gewesen war.

Datbha seufzte, daß sie es nicht dahin bringen konnte, ihren Mann dergleichen lächerlicher Abenteuer zu überheben: indessen beschloß sie, bis sie ihre Reichthümer dazu anwenden könnte, noch einige Zeit zu dulden, und ihn so viel als möglich vor neuen Unfällen zu bewahren.

Zweihundert und ein und achtzigster Tag.

Am folgenden Morgen rüstet sich Datbha, ihre kranke Schwester zu besuchen. Sie stillet ihr Kind, empfiehlt Xaïlun, es zu wiegen, wenn es aufwacht und schreiet; wenn die Eselinn durstig ist, soll er sie

tränken, und der Henne, welche brütet, soll er zu fressen geben.

„Schließ dich fest im Hause ein," sagte sie zu ihm; „du könntest einschlafen, und Diebe könnten uns bestehlen."

Nachdem sie ihn so gut als möglich unterrichtet hatte, ging sie weg, und ließ ihm ein reichliches Frühstück zurück.

Xaïlun entledigt sich dieser ersten Verrichtung auf eine Weise, daß man ihm nichts vorwerfen konnte; darauf macht er ein Schläfchen. Das Kind wacht auf und schreiet; er wiegt es, und bis dahin geht alles bewundernswürdig.

Weil er nichts besseres zu thun hat, beschäftigt er sich mit den Gegenständen um ihn her; er sieht, daß die Henne sehr unruhig ist, und sich fortwährend mit dem Fuße den Kopf kratzt. „Das arme Thier hat Läuse," spricht Xaïlun: „ich habe auch welche, und meine Frau kämmt mich; es wird gut sein, wenn ich die Henne auch kämme."

Er steht auf, nimmt den Kamm und die Henne, und bemüht sich, das kleine Gewürm, welches er sieht, zu erwischen; aber die Henne sträubt sich, und der Kopf gleitet unter dem Kamme weg. Jetzo dünkt es ihn besser, die Feinde des Thiers mit einer großen Nadel zu tödten; indem er aber dabei nicht säuberlich verfährt, sticht er die Henne durch den Schädel, und

sie ist todt. Als Xarlun den begangenen Mord sieht, ist er bestürzt: aber was ihn noch mehr beunruhigt, ist, daß die Eier kalt werden sollen.

Um seine Verlegenheit voll zu machen, fängt die Eselinn an zu brüllen.

„Oh! jetzt," sagt er, „habe ich nicht Zeit, dir Wasser herauf zu ziehen: du weißt recht gut, wenn ich auf deinem Rücken sitze, mich gerade nach dem Ufer des Flusses zu bringen; du kannst jetzo auch ohne mich dahin gehen."

Damit steht er auf, öffnet die Thüre, läßt die Eselinn hinaus, und schließt wieder zu; und die Eselinn mit ihrem Füllen trabet nun durch die Straßen von Bagdad dahin.

Nach dieser Verrichtung schiebt unser Freund die Wiege des Kindes nahe an die große irdene Schüssel, in welcher die Hühnereier liegen, und setzt sich drauf: er konnte es wohl thun, ohne sie zu zerbrechen, aber er mußte das Gleichgewicht beobachten.

Das Kind wacht auf, er wieget es, ohne seine Stellung zu verändern; es wacht abermals auf, und jetzt will das Wiegen nichts mehr helfen: es schreiet vor Hunger, und nichts kann es stillen.

Xarlun, der keine größere Quaal kannte, als den Hunger, fühlte herzliches Mitleid, und sagte:

„Du armes kleines Ding! du wirst umkommen, wenn du keine Milch kriegst; deine Mutter kömmt

nicht heim: aber ich muß ja auch Milch haben, ich habe eben so wohl Brust, als sie."

Hierauf macht er sein Kleid auf, nimmt das Kind, und während er zugleich stäts seine Eier bebrütet, legt er das Kind an seinen Busen, wie eine Amme, so daß er es fast ganz mit seinem Barte bedeckt.

Das getäuschte Kind hört auf zu schreien und drückt seine Lippen an die ihm gebotene nahrungslose Brust; und Xaılun, höchst vergnügt, wieget es in seinen Armen, wie er es von der Mutter gesehen hat; er versucht auch, dazu zu singen. Dann sagt er bei sich selber:

„Meine Frau will immer, ich soll mich ändern: sie wird recht verwundert sein, mich in eine Henne und in eine Amme verwandelt zu finden."

Unterdessen beginnt das Kind, weil es nichts von dem findet, was es aus natürlichem Triebe sucht, von neuen unabläßig zu schreien. Xaıluns Verlegenheit wächst, und steigt bald aufs höchste; denn seine Frau klopft an die Thüre, und ist schon nicht gut gelaunt, weil sie die Eselinn mit dem Füllen auf der Straße gefunden hat, und wohl vermuthet, daß Xaılun sich seiner Aufträge mehr als nachläßig entledigt haben wird.

„Oeffne doch!" ruft sie ihm zu.

„Ich kann nicht;" antwortet ihr ihr Mann.

Datbha, die ihr Kind schreien hört, ruft abermals: „Wirst du bald aufmachen, Dummkopf!“

„Ich kann nicht,“ antwortete Xaïlun, „ich brüte, ich säuge.“

Die handfeste Datbha rafft einen Stein auf, und sprengt mit einem einzigen Schlage das Schloß.

Da sieht sie nun Xaïlun in seiner lächerlichen Stellung: aber, wie erzürnt sie auch ist, die Mutterliebe geht über alles; sie nimmt ihm ihr Kind ab und giebt ihm ihre eigene Brust; dann wirft sie einen zornigen Blick auf Xaïlun und auf seine ganze Umgebung; sie sieht die todte Henne neben ihm; und frägt: „Wer hat die Henne getödtet?“ —

„Es geschah, als ich sie kämmte.“ —

„Und wo sind die Eier?“ —

„Ich brüte sie.“

Zweihundert und zwei und achtzigster Tag.

Bei diesen beiden neuen Zügen von Einfältigkeit, reißt Datbha die Geduld aus, und sie giebt ihm mit der Hand, die sie frei hat, eine Maulschelle.

„Steh auf da, du Einfaltspinsel!“ sagt sie zu ihm, „wenn einer unsrer Nachbarn mit mir hereingekommen wäre, sieh, was würde der gesagt haben? Bist du nicht schon genugsam das Mährchen der Stadt?“

Obwohl die Maulschelle nicht eben gewichtig war, so brachte sie Xaïlun jedoch aus dem Gleichgewicht, und die ganze Brut zerbricht unter ihm. Er wird es gewahr, und aus Furcht, daß das neue Unglück wieder auf ihn zurückfalle, legt er sich auf die Seite, und mit einem Ellbogen auf den Boden gestützt fängt er an zu weinen, wie ein Kind.

„Willst du gleich aufstehen, dummes Thier!“ sagt die Frau drohend zu ihm. Jetzo richtet Xaïlun sich auf, und dreht sich dabei so, daß Datbha nicht ermangelt, das neue Meisterstück ihres Mannes zu schauen.

Datbha war es nicht um die Henne, noch um die Eier: aber sie dachte nach, wie sie es anstellen könnte, daß ihr Mann weniger blödsinnig wäre, oder mindestens doch schiene. Die Hauptsache war zuvörderst, ihn zu Hause zu behalten: er war ihr Mann, der Vater ihrer Kinder; durch ihn war sie im Besitz eines Reichthums, von welchem sie nur durch seine Mitwirkung Gebrauch machen konnte: sie hatte also Gründe genug, für ihn Sorge zu tragen, und sich zu bemühen, ihn den Unfällen zu entziehen, welchen ihn seine Neugierde und seine Blödsinnigkeit unaufhörlich aussetzte.

Sie that also alles was sie konnte, um ihn bei sich zu Hause zu halten, pflegte ihn sehr gut, und bediente sich abwechselnd guter Worte und Drohungen,

um ihn zu verhindern, seiner Lust zum Herumstreichen nachzuleben. Aber sie bekämpfte einen unüberwindlichen Hang.

Xaïlun, noch stäts mit seiner Veränderung beschäftigt, welche sein einziger Gedanke geworden war, entschlüpfte, sobald er sich unbewacht sah, aus dem Hause, um sich endlich die Mittel dazu zu verschaffen.

Wir sind schon gewohnt, ihn stäts dasselbe wiederholen zu hören: „Ich habe Gott gebeten, mich zu verwandeln, er hat mich aber nicht erhört, weder in Bagdad noch außerhalb Bagdad: es ist vielleicht meine Schuld und nicht die seinige; hat man mir nicht immer gesagt, daß ein Muselmann sich zum Gebete gegen Mittag wenden müße? er wohnt also gegen Mittag, ich muß hingehen ihn aufzusuchen, und er wird mich gewiß erhören."

Während er diese Ueberlegung anstellte, war er schon weit weg von der Stadt, stäts auf sein neues Ziel gerichtet. Da erblickte er einen Wald, und sagte bei sich selber: „Ich muß in diesen großen Garten hineingehen; da könnte ich wieder Früchte nach meinem Gefallen essen: er ist größer, als jener, in welchem ich bei dem Gärtner war, es werden also noch viel mehr Früchte drin sein, und wenn ich nun auch noch viel mehr davon esse, so werde ich vielleicht verwandelt; denn, obschon ich kein Esel bin, so bin ich doch auch von Fleisch und Bein, wie unsre Eselinn."

Xaïlun schloß so, ganz seiner Geistesfähigkeit gemäß. Als er in den Wald kam, verwunderte ihn die Höhe der Bäume; aber er sah keine Früchte daran.

Indem er tiefer in den Wald hinein ging, hörte er Lärmen; er lief, seiner Gewohnheit nach, gerade dorthin, und so gerieth er mitten unter eine Bande Räuber, die eine so eben gemachte Beute theilten. Die Räuber umringten ihn, und überlegten, nachdem sie ihn ergriffen hatten, ob sie ihm den Kopf und die Füße abhauen sollten.

„Ach, mein Gott, mein Gott!" rief Xaïlun aus: „wollt ihr mich denn in einen Todten verwandeln?"

Noch war ihm kein Schlag geschehen, als einer der Räuber zu Pferde heransprengte, und seine Gesellen warnte, daß sich am Eingange des Waldes Reiterschaaren blicken ließen. Die Räuber verließen sogleich Xaïlun sammt der Beute und sprangen zu Pferde, um zu entfliehen, so gut sie konnten.

Als so dem Blödsinnigen die Furcht entschwunden war, nahm die Neugierde wieder ihr Recht ein: er ergetzte sich, das Gepäck aufzumachen, um zu sehen, was darin wäre, als ein Theil der zur Verfolgung der Räuber ausgeschickten Reiter ankam und ihn umringte: man hielt ihn für einen der Bande, band ihm unter Schimpfreden die Hände, und führte ihn so nach Bagdad ins Gefängnis. Er wurde dem Kerkermeister als einer von jenen Räubern übergeben,

die einen verwegenen Streich ausgeführt hatten; und die Reiter verkündigten, daß man auch bald seine Spießgesellen bringen würde.

„Das hab' ich also von meinem Laufen gegen Mittag," sagte Xaïlun bei sich selber, „daß ich in einen Räuber verwandelt werde! Sicherlich, was man mir auch mag gesagt haben, dort wohnt Gott nicht. Aber ich bin nicht lange Esel, Ochs, noch böser Geist gewesen, ich werde auch nicht lange Räuber bleiben."

Zweihundert und drei und achtzigster Tag.

Während er in dem Loche, worin er eingesperrt war, diese Betrachtung anstellte, erregte er die Neugier eines Mitgefangenen, den aber nicht so wohl das Misgeschick als Verbrechen ihm zugesellt hatte: es war Fetah, ein eben so berüchtigter, als gefürchteter Räuber, welchen man Tages zuvor über einem bedeutenden Diebstal ertappt hatte.

Schon längst war Fetahs Urtel gesprochen; schon öfter der Gerechtigkeit in die Hände gefallen, hatte er stäts Mittel gefunden, zu entwischen, und als Xaïlun ankam, beschäftigte er sich mit einem neuen Entwurf, um sich auch dießmal aus der Schlinge zu ziehen.

Fetah betrachtete beim Schein einer Lampe, die das Gefängnis erleuchtete, seinen Unglücksgefährten; er redete ihn an, um zu erfahren, weshalb er ins Gefängnis geworfen worden.

Xaxlun, der sich nur Gelegenheit zu reden wünschte, erzählte ihm, wie er gen Mittag gegangen, um Gott zu bitten, ihn zu verwandeln, damit seine Frau ihn weder schlagen, noch hindern möchte auszugehen, und wie er plötzlich in einen Räuber verwandelt worden.

Fetah zog aus diesem Anfang schon eine gute Vorbedeutung für seinen Entwurf: er erkannte seinen Gefährten für einen Blödsinnigen, auf dessen Vorstellungen er eingehen müßte, um ihn in irgend einer Schlinge zu fangen. Nach Verlauf einer Stunde ist er völlig im Klaren über Xaxlun, was er sein lebelang gethan und gedacht hat; und auf die Wuth des Blödsinnigen, durchaus verwandelt zu werden, baute der Räuber seinen Plan, sich selber auf der Stelle dergestalt zu verwandeln, daß er entwischen könnte.

Fetah hatte sich, um sich unkenntlich zu machen, auf den Fall daß er, bei dem letzten Diebstal, ergriffen würde, den Bart und die Haare schwarz gefärbt, und seine Augenbraunen buschig gemacht, da sie von Natur sehr licht waren, eben so wie Xaxluns Augenbraunen. Bei dem Anschwärzen des Bartes und der Haare hatte der Räuber auch keinesweges seiner Haut

geschont, und er hatte mehr das Ansehn eines Schwarzen, als eines Arabers: eigentlich hatte er ein rothwangiges Gesicht, auch so wie Xaïlun. Wenn er sich selber nun wusch, dagegen Xaïlun anschwärzte, und ihn beredete, die Kleider zu wechseln, so war die Verwandlung bald gemacht, und vollständig. Dieß war Fetahs Plan.

„Bruder," sprach er zu Xaïlun, „du hast mit Unrecht Gott gegen Mittag gesucht: er hat seinen Palast überall. Was die Verwandlung betrifft, wenn wir beide mit einander tauschen wollten, so würde das hier auf der Stelle mit ein wenig Gebet bald abgethan sein: du wärest dann nicht mehr du, du wärest ich; da wollten wir doch einmal sehen, ob man dich noch für einen Räuber nähme, und ob deine Frau es noch wagte, dich zu schlagen."

„Du bist aber sehr schwarz," entgegnete Xaïlun. „Mein Gesicht sah beinah ebenso aus, als ich in einen Küchenjungen verwandelt wurde, und meine Frau schlug mich nichts desto weniger." —

„Diese Farbe gefällt dir also nicht?"

„Nein," antwortete Xaïlun.

„So sollst du sehen," fuhr Fetah fort, „daß es sehr leicht ist, eine andre zu erhalten: es kömmt nur auf ein andächtiges Gebet an. Wir wollen uns den Rücken zukehren: du suchst Gott im Süden, und ich suche ihn im Norden; wir finden ihn überall. So

bitten wir beide ihn ganz leise um unsre Verwandlung: ich werde es dir sagen, wenn alles geschehen ist."

Xaïlun gehorchte mit großem Eifer. Fetah tauchte ein Schnupftuch in seinen Wasserkrug, und wischte behende alle Schwärze ab, welche sein Haar, seinen Bart und sein Gesicht entstellte. Dann schwärzte er ein zinnernes Gefäß, in welchem man ihm Essen gebracht hatte, mit dem Qualm der Lampe, und besudelte sich damit die Hände. Plötzlich drehte er sich um, und sprach zu Xaïlun:

„Sieh mich an; findest du mich nicht ganz verwandelt?"

Zweihundert und vier und achtzigster Tag.

Xaïlun stand ganz verwundert da; denn der Spitzbube Fetah hatte ein ganz hübsches Ansehn.

„Wie!" rief der Blödsinnige aus: „ich soll mich auch so verwandeln, wie du eben gethan hast?"

„Ja;" antwortete Fetah, „du mußt dir aber meine Züge auf das Antlitz zeichnen laßen."

Xaïlun ließ es geschehen, und in einem Augenblick machten ihn Fetahs Hände noch schwärzer, als er selber gewesen war.

„Das ist noch nicht genug," fuhr er fort; „wir müßen auch die Kleider wechseln; du siehst wohl, die meinen sind ganz neu."

Somit war denn Xaïlun vollständig verwandelt. Fetah wollte ihm sogleich einen Beweis geben, daß alles dieß zu seinem größten Vortheile gereichte:

„Du wirst bald sehen," sprach er, „wie man dich nunmehr hier bedienen wird. Ich höre die Thüren öffnen, der Gefangenwärter kömmt, gieb ihm dieses Stück Geld, und sage zu ihm, mit festem Tone: „Man gehe hin und hole mir Pilau, und eine Hammelschulter zum Mittagsessen."

Xaïlun, schon gewohnt, alles zu wiederholen, was man ihm vorsagte, gab das Geld hin, ohne es zu besehen, und ertheilte dem Gefangenwärter den Befehl. Dieser näherte sich der Lampe, sah, daß man ihm ein Goldstück gegeben hatte, verneigte sich dafür ehrerbietig gegen Xaïlun, und ging hin, seinen Auftrag auszurichten.

Während Xaïlun sich nun freute, endlich so verwandelt zu sein, daß er Ehrerbietung einflößte, und Fetah vermittelst seiner List zu entwischen hoffte, wurde für beide im entgegengesetzten Sinne gearbeitet.

Als dem Chalyfen berichtet wurde, daß der berüchtigte Fetah eingefangen wäre, befahl er, ihn sogleich vor die Stadt hinauszuführen und das schon über ihn gefällte Urthel nach aller Strenge zu vollziehen.

Unterdessen war auch ein Theil der Räuber, unter welche Xaïlun sich gemischt hatte, gefangen und ver-

nommen, und dabei befragt worden, wer dieser Mensch wäre; und alle hatten einstimmig ausgesagt, es wäre ein Blödsinniger, dem sie zu ihrer Belustigung Furcht eingejagt hätten: es wurde demnach entschieden, daß er in Freiheit gesetzt werden sollte.

Ein Richter kam nun nach dem Gefängnis, und befahl, ihm den Blödsinnigen vorzuführen. Der Gefangenwärter trat herein, schlug Fetah auf die Schulter, und sagte zu ihm:

„Marsch, vorwärts, Blödsinniger! man will dir die Rechnung machen.“ Und Fetah folgte ihm.

„Du bist frei,“ sprach der Richter zu Fetah; „geh nach Hause, armer Mensch, und sei künftighin weniger närrisch, wenn du kannst.

Jetzo führe man den Fetah vor,“ fuhr der Richter fort.

Der Gefangenwärter ging nun zu Xaïlun und sagte:

„Gnädiger Herr, ihr habt nicht mehr Zeit, eure Hammelschulter zu verzehren, der Richter läßt euch rufen; ich werde euch nicht erst das übrige Geld herausgeben, es verlohnt sich nicht der Mühe. Und habt ihr etwa noch mehr dergleichen Geldstücke, so könnt ihr sie mir auch immer geben; euer Handel wird bald abgethan sein, und binnen kurzer Zeit werdet ihr gar nichts mehr nöthig haben.“

Xaïlun hörte den Gefangenwärter mit dummdreister Miene an, er blieb fest überzeugt, daß er gänzlich verwandelt wäre: er hatte seinen Mitgefangenen als einen Blödsinnigen behandeln sehen; mit ihm selber dagegen hatte man aus einem ganz andern Tone gesprochen; und jetzo versicherte man ihm noch, und er glaubte es auch, daß ihm bald gar nichts mehr mangeln würde. Indessen rührte er sich nicht vom Flecke.

„Vorwärts doch!" sagte der Gefangenwärter; „ersparet mir die Mühe, euch mit Gewalt hinauszuschleppen; laßt euch rathen, und geht gutwillig."

„Ich," erwiederte Xaïlun, „ich will niemand Mühe verursachen, ich gehe schon."

Der Gefangenwärter sah ihn an, und sagte: „Folget mir." Xaïlun gehorchte, wie ein Kind, und wurde in die Gerichtsstube geführt. Der Richter redete ihn mit folgenden Worten an:

„Fetah, hier ist dein Urthel; höre, man wird es dir vorlesen."

Alsbald las der Gerichtsschreiber eine lange Liste bewiesener Verbrechen her, für welche der Schuldige verurtheilt wurde, vor den Thoren von Bagdad an der gewöhnlichen Richtstätte gehenkt zu werden.

„Wer hat das alles gethan?" fragte Xaïlun; „steht denn nicht auch auf dem Papiere da, daß ich verwandelt bin? Ich bin es ja doch, seht nur."

Der Richter, der den Räuber nicht kannte, dachte, daß Fetah den Blödsinnigen spielen wollte, um sich der Strafe zu entziehen, und befahl nichts destoweniger, ihn nach der Richtstätte abzuführen.

Datbha war unterdessen seit dem Verschwinden ihres Mannes nicht ruhig geblieben; sie hatte alle Arten von Unfällen überdacht, welche einem Menschen dieses Gelichters begegnen konnten. Sie dachte nicht, daß er sich von Bagdad entfernt hätte: er konnte im Euphrat ertrunken sein, sich in eine Schlägerei gemischt haben, verwundet worden und in ein Krankenhaus gebracht sein. Sie hatte schon die ganze Stadt durchlaufen und sich überall nach ihm erkundigt.

Zweihundert und fünf und achtzigster Tag.

Endlich kam sie auch in das Gefängnis, wo man ihr sagte, daß so eben ein Blödsinniger entlaßen wäre. Sie kehrte hierauf heim, fand dort aber Xaïlun nicht, und noch immer beunruhigt, ging sie wieder nach dem Gefängnisse.

Da vernahm sie, daß ein in Bagdad berüchtigter Räuber, kurz Fetah, so eben hinaus zur Hinrichtung geführt würde: er ging mit bloßem Kopfe dahin, war ihr aber darum noch nicht kenntlicher. Die Anschwärzung seiner Haare, seines Barts und Gesichts

entstellte ihn, und die Kleidung täuschte sie vollends: aber in der Gebärde und in dem Gange des Mannes, in seinem dummdreisten Umherschauen, bald zur Rechten bald zur Linken des Weges, lag etwas, das ihr jeden Augenblick ihren Xaïlun vergegenwärtigte, und sie konnte sich nicht enthalten, dem Zuge zu folgen. Bald ließ ein neuer Auftritt ihr keinen Zweifel mehr übrig.

Als man nämlich vors Thor gekommen war, sah Xaïlun einen Karduon auf einem Steinhaufen am Wege sitzen; er stand auf der Stelle still, und sagte:

„Ah! guten Tag, lieber Vetter!“

Man wollte ihn vorwärts treiben; er aber antwortete, er müßte erst mit seinem Vetter reden, und von ihm hören, ob er ihn jetzo recht verwandelt fände.

Der Richter und die Wache verwunderten sich über diesen Zug wahren oder verstellten Blödsinns; aber in demselben Augenblick hatte Datbha, mit zurückgeschlagenem Schleier sich dem Richter zu Füßen geworfen, und redete ihn also an:

„Gnädiger Herr, dieser da ist nicht Fetah, den ihr suchet; sondern es ist ein unschuldiges Geschöpf, das niemals einem etwas zu Leide that: es ist mein armer Mann, der blödsinnige Xaïlun, der sich, in seiner Einfältigkeit, weiß Gott von wem, so hat

entstellen laßen. Erlaubet, daß ich ihn reinige, und wir werden hier Leute genug finden, die ihn erkennen. Komm her, Unseliger!" sagte hierauf Datbha zu Xaïlun mit ihrem gebietenden Tone, den sie gegen ihn so gut anzunehmen wußte: „wo hast du gesteckt, und dich so zurichten laßen wie du da bist?" —

„Der andre, der mit mir zusammen war, hat mich verwandelt." —

„Schämst du dich nicht, nach allen deinen lächerlichen Verwandlungen, dich gar noch in einen Räuber, einen Verbrecher verwandeln zu laßen und der Hinrichtung auszusetzen?"

Xaïlun antwortete nichts, und ließ seine Frau mit einem Tuche sich die Schwärze von den Haaren und dem Gesicht abwischen, und sogleich fingen die Kinder aus der Nachbarschaft des Gefängnisses an zu schreien:

„Ah! da ist der böse Geist, der die Todten frißt!"

Während dieser Vorgänge nahte sich einer der Reiter dem Richter, und versicherte ihn, jener da wäre nicht der Räuber Fetah: „ich habe ihn drei Tage in meinem Gewahrsam gehabt, ich soll ihn also wohl kennen; dieser Mensch hier ist bestimmt jener Dummkopf, den wir vor einigen Tagen im Walde antrafen, und den ihr befohlen habt zu entlaßen: Fetah ist gewiß so durchtrieben gewesen, sich an seine Stelle zu setzen."

Der durch so viele Berichte aufgeklärte Richter konnte jedoch nur die Hinrichtung aufschieben, bis er seinen Vorgesetzten und dem Chalyfen von dem Vorgange Bericht abgestattet hatte, und ließ Xaïlun nach dem Gefängnisse zurückführen.

Datbha folgte ihm. Alsbald ging sie hin und holte ihm neue und anständige Kleider, und ließ ihn die ausziehen, welche ihn einem schimpflichen Tode ausgesetzt hatten. Sie bezahlte dem Kerkermeister reichlich zum voraus alle die Sorgfalt, welche sie ihm für Xaïlun empfahl, bis der Befehl zu seiner Freilaßung käme. Da sagten die Leute im Gefängnisse: „Das ist ein glücklicher Blödsinniger!“

Xaïlun anlangend, so wäre ihm ein Kleiderwechsel unter jeden anderen Umständen angenehm gewesen: aber seitdem seine Frau ihn erkannt hatte, und er sich wieder ihren Drohungen und Schlägen ausgesetzt sah, gab es keine Verwandlung mehr, welche ihm Vergnügen machen konnte.

Der Befehl, Xaïlun zu entlaßen, kam, und Datbha führte ihn mit sich nach Hause. Man kann sich vorstellen, daß sie ihn eben nicht sanft behandelte, weder unterweges, noch daheim. Es war wohl nöthig, ihm Furcht einzujagen, um ihn zu verhindern, daß er nicht von neuen auf Abenteuer ausginge. Aber es war unmöglich, ihm die Lust dazu zu beneh-

men, noch ihm andere Vorstellungen einzuprägen, als diejenigen, welche ihm einmal geläufig waren.

Um sicher zu sein, daß er nicht mehr gescholten, mishandelt, und zu Hause eingesperrt würde, mußte er durchaus verwandelt werden; und dieß sollte ein Werk Gottes sein, den er bisher vergeblich gesucht hatte.

„Gott," sagte Xaïlun bei sich selber, „ist doch nicht von geringerm Stande, als ein Vesyr; hier in der Nachbarschaft ist der Palast eines Vesyrs, zu diesem geht man, und spricht mit ihm: ich will also auch nach seinem Palast gehen, und mit ihm reden."

Eines Tages fand er wieder Gelegenheit zu entschlüpfen, und als er jedermann nach dem Palaste Gottes fragte, führte man ihn nach einer Moschee.

„Das meine ich nicht," sagte er, „dieß ist der Ort, wo man für die Muselmänner zu Mahomed betet."

Er fuhr also fort zu fragen, bis er in die Gegend des Palasts des Chalyfen kam. Ein Thürhüter hörte ihn an, und fand Mittel, sich von ihm erklären zu laßen, welche Art von Gnade er zu erlangen wünschte. Als er über die Geistesverfassung und das Begehren Xaïluns im Klaren war, bedachte er, daß es den Chalyfen belustigen könnte.

„Komm," sagte er zu Xaïlun, „ich will dich hinführen, wo du hin willst."

„Und ich soll mit Gott reden?“ fragte der arme Blödsinnige. —

„Ja, du sollst mit ihm reden, du sollst ihn von Angesicht zu Angesicht sehen.“

Mit diesen Worten ließ er ihn in den Palast treten, sich niedersetzen, und hieß ihn einen Augenblick warten.

Zweihundert und sechs und achtzigster Tag.

Obgleich Xaïlun erst innerhalb der ersten Ringmauer des Palasts und in dem Gemache eines Unterbeamten war, schien ihm doch alles schon sehr schön; als nun aber der Thürsteher mit ihm durch die Höfe und die Säle ging, die nach dem Divan führten, da hörte er nicht auf, auszurufen:

„Gottes Palast! Ah! wie schön ist er!“

Als er endlich den Chalyfen auf seinem Thron erblickte, war er völlig geblendet. Der Thürsteher faßte ihn bei dem Arm, ließ ihn vortreten, und sagte zu ihm:

„Da ist er, wirf dich nieder, und rede mit Ihro Hoheit.“

„Was soll ich sagen?“ fragte Xaïlun ganz verdutzt. —

„Bitte ihn, daß er dich verwandle, und setze ihm deine Gründe auseinander.“

Xaïluns Rede ist nicht wieder zu geben. Er war so von Staunen ergriffen, so verwirrt, daß er nicht einmal sein gewöhnliches Maaß von Verstand beisammen hatte. Seine Frau, sein Haus, seine Straße, die Stockprügel, die Verwandlung in einen Küchenjungen, in einen Esel, in einen Ochsen, in einen bösen Geist, in einen Zauberer, in eine Amme, in eine Henne, und in einen Räuber, der eben gehenkt werden sollte: dieß alles ging kunterbunt in seiner Rede durcheinander, gedankt sei's der Hülfe des Thürstehers, der ihn stäts von einer Erzählung auf die andre brachte. Er schloß endlich damit, daß er ein für allemal sagte: „Lieber Gott, weil du mich nun wirklich hörest, so bitte ich dich, verwandle mich; aber dergestalt, daß meine Frau mich nicht wiedererkennt, ja daß ich mich selbst nicht mehr erkenne: verwandle mich noch besser, als du unsre Eselinn verwandelt hast; denn sie kriegt immer noch einige Schläge.“

Harun=Alraschid und seine Hofleute hatten alle Mühe, das Lachen zu verbeißen; indessen hielt der Chalyf an sich, und befahl dem Thürhüter, Xaïlun in ein Gemach zu bringen, wo er auf der Stelle verwandelt werden könnte. Wäre Xaïlun nicht so weit entfernt gewesen, so würde er sich dem Chalyfen zu Füßen geworfen und sie umfaßt und geküßt haben,

dermaßen, daß er sie ihm hätte zerbrechen können; aber er befand sich außerhalb der Schranken.

Die Verschnittenen führten ihn nun in ein Zimmer, wo ihm alsbald ein reichliches Mahl aufgetragen ward. Die Speisen sind ihm unbekannt; sie reizen seinen Geschmack durch ihre Neuheit, und gefallen ihm nur um so mehr; er findet alles vortrefflich, und überläßt sich ganz seiner Eßlust, indem er sich in dem Gedanken bestärkt, daß der Mensch nur durch die Nahrung verwandelt werden kann, weil Gott selber, in dessen Palast er sich befindet, kein andres Mittel anwendet.

Dem guten Essen folgen köstliche Weine; er weiß nicht, was es ist, überläßt sich aber dem Vergnügen, davon zu trinken. Sie sind mit einem starken Schlaftrunke gemischt, dessen Wirkung er bald empfindet, und bevor er noch vom Tische aufstehen kann, versinkt er in den tiefsten Schlaf.

Diesen Augenblick erwarteten die Sklaven nur, um sich seiner zu bemächtigen; man badet ihn, reibt ihn ab, und schiert ihm alle Haare ab, vom Kopf bis zu den Füßen. Aus dem Harem wird eine Alte herbeigeholt, welche in Bereitung der Salben und Schminke, und allen Künsten des Putztisches so geschickt war, daß sie dem Kopf einer Leiche das frische Ansehn der Jugend zu geben vermochte: Xaxlun wird von ihr bearbeitet, und geht aus ihren Händen hervor,

frisch wie eine Rose und mit einem leichten Flaum auf der Haut. Schöne nachläßig gelockte blonde Haare ersetzen seine struppichten braunen Haare; seine Augenbraunen sind so gelichtet, daß sie feine Bögen bilden, welche wie seine Locken gefärbt werden. Man schnürt ihn in ein himmelblaues Brustkleid, welches vorn etwas offen steht, um seinen Hals und seine Brust sehen zu laßen, deren künstlich gemalte Adern die Weiße der Haut erhöhen; eine aus Edelsteinen zusammengesetzte Sonne bedeckt seinen Bauch; die von seinem Halse herabfallenden Perlenschnüre vermählen sich mit den Diamanten: man zieht ihm reichgeschmückte Halbstiefeln an. Sein Gürtel ist eine prächtige Schärpe; und ein durchsichtiges silbergestirntes Gewand, mit einer Rubienspange zierlich zusammengeheftet, umwallet seine Schultern. Man würde ihm auch noch Flügel angesetzt haben, aber sie hätten ihn in seinen Bewegungen gehindert, von denen man nichts verlieren wollte.

Als die alte Sklavinn mit der Verwandlung des vierschrötigen Xaïlun in einen Engel fertig war, trug man ihn in einen prächtigen Saal, und legte ihn, unter einem reichgeschmückten Thronhimmel auf einen Sopha; vier gegenüberstehende Spiegel wiederholten und vervielfältigten sein Bild. In diesem Aufzuge schläft er hier vollends aus.

Zweihundert und sieben und achtzigster Tag.

Man feierte in eben dieser Nacht das Blumenfest;*) und nach der Absicht des Chalyfen sollte Xaïluns Verwandlung die Lust dieses Festes noch erhöhen.

Verschnittene mußten Acht geben, wenn bekannte Zeichen ankündigten, daß die Wirkung des Schlaftrunks nachließe, um sogleich den Spielleuten oben auf einer durchsichtig verhangenen Loge des Saals, wo der Chalyf selber sich an dem Schauspiele von Xaïluns Erwachen belustigen wollte, ein Zeichen zu geben, damit die Musik beginnen sollte mitzuwirken.

Die Nacht war gekommen, und Xaïlun schlief noch immer; das künstliche Mittel seiner Einschläferung wurde durch seine natürliche Neigung kräftig unterstützt. Endlich fing er an, sich zu recken und zu dehnen: sogleich beginnt die Musik, anfangs sehr sanft; aber bald belebt sie der Ton rauschender Instrumente, und Xaïlun wacht auf.

Zweihundert Kerzen erhellen den Saal um ihn her: er schaut vor sich hin, und erblickt in dem Spiegel einen Engel; der Spiegel hinter seinem Sopha zeigt ihm einen andern Engel; er blickt nach der einen

*) Bei demselben setzt man einen Spiegel und zwei Kerzen vor jede Blume im Garten. Dieses Fest ist sehr glänzend und wird jeden Frühling wiederholt.

Seite, dann nach der andern: überall Engel. Endlich besieht er seine Hände, seine Füße, seinen ganzen Leib, und alles was er sieht, blendet ihn; er spricht kein Wort, sondern stößt nur einzelne Laute des Erstaunens aus. Er läuft durch den ganzen Saal, geht von einem Spiegel zum andern, so nahe daß er sie mit der Nase berührt, und es scheint ihm, daß die Engel sich ihm nähern und ihn küssen: „Oh! oh!“ ruft er aus, ohne etwas anderes sagen zu können, so sehr ist er von Staunen überwältigt. Endlich scheint er wieder zur Besinnung zu kommen.

„Ich sehe wohl dieß alles,“ spricht er, „aber wo bin ich denn, ich selber? was ist aus mir geworden? Oh! Xaïlun, Xaïlun! komm doch, und sieh dieß alles an, um es meiner Frau wiederzuerzählen.“

Sodann läuft er zu einem Spiegel, und sagt:

„Ihr anderen, die ihr so schön seid, saget mir doch, wo ist der arme Xaïlun? Wahrhaftig, so schön ich auch bin, ich muß doch weinen, wenn ich den armen Xaïlun nicht wieder sehe.“

Da ertönte eine sanfte und wohlklingende Stimme von oben herab:

„Suche nicht mehr den Xaïlun, den du gekannt hast, den seine Frau schlug: du bist es selber; du hast um Verwandlung gebeten, da bist du nun verwandelt.“ —

„Und wer sind die schönen Jünglinge, die hier im Saale mich umgeben, und mir entgegen kommen, wenn ich zu ihnen gehe, die mich küssen, und die eine so kalte Nasenspitze haben; die auch sprechen, aber ohne daß ich sie verstehe?"

„Das sind deine Ebenbilder, welche sich im Spiegel darstellen. Hast du dich denn niemals gespiegelt?" —

„Oh wohl! aber ich habe niemals mehr als Ein Bild gesehen: hier sehe ich dagegen unzählige, und da hinten sind welche, die mir den Rücken zudrehen." —

„Es sind gleichwohl alle nur deine Bilder." —

„Nun gut, so bitte du, der du mit mir redest, den lieben Gott, der so reich ist, daß er mir alle diese Bilder schenke, um sie meiner Frau zu geben." —

„Willst du denn zu deiner Frau zurück, die dich so schlägt?" —

„Ja; sie wird mich nicht mehr schlagen, weil ich nun verwandelt bin." —

„Aber, Xaïlun, du willst also nicht bei Gott bleiben?" —

„Ich will bei Gott bleiben und bei meiner Frau: wir haben ein Kind, und sie ist schwanger. Ich will fünfmal täglich herkommen, mein Gebet zu verrichten."

Der Chalyf ergetzte sich sehr an dieser Unterhaltung; es war aber Zeit, auch alle Frauen seines Hofes an diesem Vergnügen Theil nehmen zu laßen.

Bediente traten ein und meldeten Xaïlun, daß er in den Gärten des Palastes erwartet würde. Er nahm Abschied von allen seinen Bildern, welche es erwiederten; und da er gewohnt war zu gehorchen, so folgte er denen, die ihn einluden.

Das Fest, welchem Xaïlun im Garten beiwohnte, war geeignet, ihn vollends zu entzücken. An dem Stengel jeder Blume stand ein Spiegel; und die Bilder, welche er im Saale verlaßen hatte, schienen ihm überall hin zu folgen. Viertausend Kerzen erleuchteten aus den Blumen und Spiegeln empor dieses glänzende Schauspiel; und zehntausend farbige Lampen schmückten alle Schauseiten des Palastes.

Zweihundert und acht und achtzigster Tag.

Xaïluns erster Gedanke war, er befände sich im Paradiese.

„Ihr seid noch nicht ganz darin," sagte ihm einer der Verschnittenen, die ihn begleiteten, „man will euch nicht täuschen: dieß hier ist nur das irdische Paradies, und ihr seid bei dem Statthalter Gottes; wir wollen euch jetzt zu ihm führen."

Das Wort Statthalter Gottes wollte Xaïlun nicht in den Kopf, weil es nach seinem Glaubensbe-

kenntnisse nur einen Gott giebt. Unterdessen hatte er nicht Zeit eine Ketzerei zu begehen, denn er erblickte jetzt unter einem prächtigen Zelte den Chalyfen im vollen Glanze auf seinem Throne, umgeben von allen Schönheiten seines Harems.

Bei diesem Anblicke rief Xaïlun aus: „Ah! was Bilder!"

Man führte ihn in den Umkreis des Thrones, und alle Frauen wetteiferten in Liebkosungen gegen ihn. Er trat ganz nahe zu ihnen heran, und sagte zu ihnen:

„Küsset mich doch! habt ihr auch eine so kalte Nasenspitze, als die anderen? Ah! ihr redet auch: erkennet ihr mich? Oh! unsere Eselinn und ich wir werden unsere Nachbaren recht in Erstaunen setzen: es ist in dem ganzen Stadtviertel noch keine solche Verwandlung vorgegangen."

Die Frauen des Chalyfen erstickten schier vor Lachen. Sie wollten aber Xaïluns Treue versuchen, und forderte ihn auf, bei ihnen zu bleiben.

„Wartet doch," sagte er zu ihnen, „ich sehe wohl daß ihr Huris seid, aber ich bin noch nicht gestorben, und ich bin verheiratet."

„Und du willst diese Frau noch lieben, die dich schlägt?" fragte eine der Sultaninnen.

„Was ist das: lieben?" sagte Xaïlun: „ich muß mit Datbha leben, sie ist meine Frau. Kann man vom Lieben leben?"

Als der Chalyf bemerkte, daß man mit Xaïlun ungefähr so viel Spaaß getrieben hatte, als er gewähren konnte, befahl er, ihm ein köstliches Abendessen aufzutischen, und ihn von neuen in Schlaf zu versenken, in der Absicht, am folgenden Morgen Datbha sagen zu laßen, daß sie ihren Mann abholen sollte.

Xaïlun schmauste mit voller Eßlust, ohne daß die Liebe zu so viel schönen Wesen, die er gesehen hatte, ihm den Kopf verdrehte. Er war entzückt über seine Verwandlung, aber um damit heimkehren zu können.

Unterdessen bereiteten die Verschnittenen und Sklaven der Frauen, ohne Wissen des Chalyfen, sich noch eine Lust auf Kosten des Blödsinnigen. So bald er eingeschlafen war, entkleideten sie ihn seines ganzen Staats und Schmucks und hüllten ihn in Ziegenfelle; die Aermel derselben endigten, anstatt in gespaltene Klauen, in Geierkrallen, die an das Fell befestigt waren, und das Gesicht bedeckte man ihm mit einer ungeheuren Bocksmaske, aus deren scheußlicher Fratze zwei dicke feuerfarbige Krystallaugen vortraten.

Als die Sklavinnen den armen Xaïlun so entstellt hatten, um ihn sich selber unkenntlich zu machen, legten sie ihn auf eine Matte in einem unterirdischen Gewölbe des Palasts, wo die Sklaven zur Strafe für

leichte Vergehungen eingesperrt wurden; und um ihm die grausame Gelegenheit zu verschaffen, sich selber zu sehen, erleuchteten sie dieses dunkle Loch mit zwei Lampen und befestigten an der Wand einige Spiegel.

Nachdem sie alles veranstaltet hatten, um die Wirkung dieser neuen Verwandlung zu beobachten, überließen sich die Frauen und Verschnittenen, bis Xaïlun erwachen würde, den noch übrigen Ergetzlichkeiten des Festes in den Gärten, wo die Nacht unter mannigfaltigen für den Chalyfen und seine Frauen veranstalteten Vergnügungen verstrich.

Als es Tag ward, gewahrte der Oberste der Verschnittenen überall Vernachläßigung des Dienstes. Er suchte die Sklavinnen und Sklaven auf, denen derselbe oblag, und fand sie endlich, wie sie sich an dem Entsetzen, den Qualen und dem Geheule des armen Xaïlun ergetzten. Der Oberste der Verschnittenen würde auf der Stelle diese Ausschweifung bestraft haben, wäre nicht die Favoritinn der Favorit-Sultaninn an der Spitze der lächerlichen Peinigung gewesen, der man den Unglücklichen unterworfen hatte.

Wenn man bedenkt, daß Xaïlun binnen vierzehn Stunden zwei Schlaftränke genommen; daß er von den Entzückungen des Paradieses unmittelbar zu dem Entsetzen der Hölle übergegangen, wo das Krystall vor seinen Augen ihm alles in Flammen malte; daß er nach den Vergnügungen der Tafel und den Liebko-

sungen der Schönen nun in die Hände einer schonungslosen und wilden Menge gefallen war: so wird man eingestehen, daß auch ein verständiger Mann an seiner Stelle hätte zum Narren werden können.

Der arme Xarlun befand sich hier wieder, wie in der Mühle, wie am Pfluge. Eins nur tröstete ihn: nach seiner bisherigen Erfahrung, dauerten die schlimmen, wie die guten Verwandlungen nicht lange. Als er sich nun aus einem Engel in einen Teufel verwandelt sah, erinnerte er sich dunkel, daß man ihm in dem Garten gesagt hatte, er wäre bei dem Statthalter Gottes: daraus schloß er, er wäre noch nicht zu dem rechten Gotte gekommen, und dieß die Ursache, daß er so scheußlich verwandelt worden.

„Ach! mein Gott, mein Gott!" rief er aus, „verwandle du selber doch den armen Xarlun, da jener ihn wieder so übel verwandelt hat!"

In demselben Augenblick wurde Xarluns Gebet erhört. Der Oberste der Verschnittenen schickte alle seine Sklaven fort an ihre Verrichtungen, und ließ den armen Xarlun aus seiner scheußlichen Verkleidung befreien; sodann ließ er ihn von Kopf bis zu Füßen, seinem Stande gemäß, neu kleiden, und bedeckte seinen abgeschorenen Kopf mit einem schönen Turban. So läßt er ihn in ein äußeres Gemach des Palastes führen, und ihm ein sehr gutes Frühstück vorsetzen,

welches Xarlun verzehrte, und dabei seine gewöhnlichen Betrachtungen anstellte.

Er war nun abermals verwandelt; er konnte sich in einem Spiegel beschauen, und obwohl sein Bart verschwunden, und sein Kopf mit einem dicken Turban bedeckt war, so glaubte er sich doch zu erkennen:

„Ah!“ sprach er: „da bin ich in einen jungen Muselmann verwandelt: meine Frau sagt mir oft, daß ich geringer als ein Kind bin, dieß wird ihr nun ganz anders vorkommen; unterdessen finde ich, daß ich nicht übel aussehe, und wenn mir der Bart wieder wüchse, so würde ich nicht unzufrieden sein, so zu bleiben.“

Zweihundert und neun und achtzigster Tag.

Xarlun, der dem Spiegel gegenüber fortfuhr, sich so mit sich selber zu unterhalten, verlor darüber keine Zeit, sondern trank und aaß mit starker Eßlust alles was ihm vorgesetzt war.

Unterdessen war der Chalyf erwacht; und der Oberste der Verschnittenen hatte ihn schon von den Ausschweifungen der Bedienten unterrichtet, und daß die Sklavinn der Favorit=Sultaninn an der Spitze gewesen.

Der Fürst zog darüber niemand zur Rechenschaft, sondern gab sich selber die Schuld:

„Wir gaben," sprach er, „das Beispiel des Misbrauchs, und da ist es denn kein Wunder, wenn unsere Sklaven unsere Thorheiten noch überbieten. Ich habe diesen Menschen beobachtet: er hat keinen Verstand, aber er hat eine Seele. Ich bin neugierig, diese Datbha zu sehen, diese Frau, welche, wie es scheint, durch Furcht und Schläge diese vernunftlose Art von Bären so zu zähmen und gewöhnen gewußt hat, daß er immer wieder zu ihr heimkehren will. Ich will ihr Gemüth prüfen, wie ich es mit ihrem Manne gemacht habe, und wenn ich mit ihr zufrieden bin, so will ich das gegen sie begangene Unrecht wieder gut machen."

Er befahl einem seiner Verschnittenen, dem Thürhüter, der Xaïlun hereingebracht hatte, zu sagen, daß er dessen Frau Datbha holen, und sie zuvor von allem unterrichten sollte, was diese Nacht vorgegangen war.

„Ist sie achtungswerth," fügte der Chalyf hinzu, „wie ich Grund habe zu vermuthen, so will ich nicht säumen, mich meiner Schuld gegen sie zu entledigen."

Der Thürhüter vollzog den Befehl, und Datbha vernahm, daß ihr Mann im Palaste des Chalyfen wäre. Man berichtete ihr alle Ereignisse des vorigen

Tages und der Nacht; sie erfuhr endlich, daß der Chalyf selber sie erwartete.

Sie hatte einen durchdringenden Geist, und gewahrte augenblicklich den ganzen Vortheil, welchen sie aus dem Misbrauche ziehen konnte, welchen man mit dem Blödsinne ihres Mannes getrieben hatte. Bisher hatte sie, obwohl sie sich im Innern des Hauses allmählich eine anständige Bequemlichkeit verschafft, jedoch klüglich ihren glücklichen Fund verborgen.

Konnte sie nun einen Theil desselben vor dem Chalyfen sehen laßen, ohne sich auszusetzen, so vermied sie eine große Gefahr, daß etwa ein Kadi zuerst Verdacht gegen sie schöpfte.

Sie kleidete sich also anständig, nahm zwei Börsen, jede mit tausend Goldstücken, welche sie an ihrem Gürtel befestigte, bedeckte sich mit einem großen neuen Schleier, und begab sich mit dem Thürhüter nach dem Palast.

Der Chalyf saß auf seinem Throne: Oatbha wurde ihm vorgeführt; sie warf sich vor ihm nieder, und er befahl ihr aufzustehen. Hierauf schlug sie ihren Schleier zurück, und sprach:

„Ich komme auf Befehl des unumschränkten Beherrschers der Gläubigen: was gebietet er Oatbha, seiner demüthigsten Sklavinn?“

„Oatbha,“ sagte der Chalyf, „Xaïlun, dein Mann, ist gestern in meinen Palast gebracht worden,

und ich habe dich benachrichtigen laßen, daß seine ungemeine Blödsinnigkeit zur Unterhaltung meines Hofes gedient hat. Aus seinem eigenen Bekenntnis und aus den Berichten, die mir gemacht worden, weiß ich, daß sein unruhiges Wesen und sein Mangel an Verstand ihn sogar schon dem Tode ausgesetzt haben: es ist unbillig, daß eine junge Frau, wie du, unauflöslich mit einem ganz von gesundem Menschenverstand entblößten Manne verbunden bleibe. Ich erbiete dir, eure Ehe aufzulösen, und will selber die Sorge für ihn übernehmen, in einem der Häuser, worin man diejenigen einsperrt, welche man der Folgen ihrer thörichten Handlungen überheben muß, indem man zugleich die Gesellschaft vor dem Schaden bewahrt, der ihr daraus entstehen könnte."

„O hochweiser Chalyf!" sagte Datbha hierauf, „der arme Xaïlun ist vor Gott mein Ehemann, und kann folglich durch das Gesetz nicht aufhören es zu sein. Ich würde untröstlich sein, wenn er irgendwo eingesperrt würde, wo es mir unmöglich wäre, ihm die Pflege zu gewähren, welche ich ihm schuldig bin. Er ist der Vater meiner Kinder; er ist meine Krone in den Augen des Himmels, welche nur durch das Licht meiner eigenen Aufführung glänzen kann. Er thut niemand Böses oder Leid; weil er aber schwach an Verstand ist, so habe ich alle Kräfte des meinigen für ihn aufbieten müßen. Der Müßiggang, dem er

ergeben ist, hätte ihn in völligen Stumpfsinn versinken laßen und ihm unfehlbar einen verderblichen Unfall zugezogen: da mußte ich Strenge, Drohungen und selbst Schläge anwenden, weil ich nur mit Furcht durchdringen konnte. Nachdem ich ihn mir so unterworfen hatte, entschloß ich mich, mein Betragen gegen ihn zu ändern, und zu versuchen, ob ich ihn nicht, so zu sagen, zu einem andern Menschen machen könnte. Ich hielt ihn zu Hause, von aller Arbeit frei, als er zu unserm Unglücke, entschlüpft und hieher gekommen ist. Warum hat er in dieser hehren Wohnung keine Freistatt gefunden, wie doch alle Muselmänner der Erde sie hier suchen können? Das ist der Spott seines und meines Schicksals, gegen welchen ich euch um Rache anzuflehen wage. O weiser Chalyf, gebet mir Xaïlun wieder! meine Pflicht macht ihn mir theuer; er ist zwar ein Mensch ohne Verstand, aber doch ein frommer Muselmann, ohne Falsch, und die Unschuld selber. Hat er aber das Unglück gehabt, irgend jemand in Bagdad Schaden zuzufügen, so sind hier viertausend Goldstücke; das ist unser ganzes Vermögen: ich bringe sie zu seiner Auslösung, und ich setze selbst meine Freiheit zum Pfande desjenigen, was etwa noch daran fehlen möchte, ihm die seinige zu verschaffen."

Zweihundert und neunzigster Tag.

Datbha war nicht schön, aber hatte viel Ausdruck im Gesicht, war jung, frisch, und zeigte etwas Edles in ihren Bewegungen. Der Chalyf war beschämt, so im Unrecht gegen sie zu erscheinen, daß er sich auf Kosten des Blödsinns ihres Mannes eine augenblickliche Belustigung verschafft hatte: aber es standen ihm stäts Mittel zu Gebote, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Er flüsterte seinem Obersten Verschnittenen etwas ins Ohr, und einen Augenblick darnach kam dieser wieder herein mit einem Kästchen, und führte Xa:lun, mit einem schönen Pelze bekleidet in den Saal.

„Datbha," sprach Harun, „da ist dein Mann; den Pelz, womit ich ihn geehrt habe, verdankt er der Theilnahme, welche er, so wie er nun ist, dir einzuflößen gewußt hat. Und ich sehe, daß ich dich richtig beurtheilt habe, nach der außerordentlichen Anhänglichkeit, welche dieser Mensch gegen dich gezeigt hat, den man nicht des Gefühls fähig glauben sollte. Ich nehme euch beide in meinen Schutz, und weit entfernt für Xa:luns Freiheit ein Lösegeld zu fordern, so sind hier viertausend Zeckienen, welche ich denen hinzufüge, die du darbringen wolltest."

Das erste, was Xa:lun, bei seinem Eintritt erblickte, war seine Frau; nachdem er sich wegen seiner

letzten Flucht bei ihr entschuldigt hatte, säumte er nicht, ihr seinen Pelz zu zeigen, indem er sagte:

„Verwandelt! Verwandelt! Viel besser verwandelt!“

Indem erblickte er den Chalyfen, und rief aus:

„Ach! Klauen, Hörner! Herr Gott, Herr Statthalter Gottes!“

Und nun wollte er sich hinter seine Frau verstecken.

Diese nahm, nach einer ehrerbietigen Verneigung, das Kästchen mit dem Geschenke des Chalyfen aus den Händen des Verschnittenen, legte die beiden mitgebrachten Börsen hinein, und übergab es Xaïlun; dann machte sie eine tiefe Verbeugung, und ging hinweg.

Die viertausend Goldstücke waren eben kein großer Zuwachs des unermeßlichen Reichthums, welchen sie sich zueignen konnte, aber sie gewährten ihr den Vorwand, nunmehr desselben zu genießen. Der Chalyf hatte viertausend Goldstücke gegeben: eine Stunde darnach hieß es schon überall in Bagdad, er hätte ihr einen ganzen Kasten voll geschenkt.

Auf dem Wege nach dem Palast hatte Datbha ein sehr anständiges Haus in der Nähe des großen Platzes zu verkaufen gesehen; sie trat jetzo hinein, und verließ es nicht eher wieder, als bis der Handel abge-

schlossen war, so daß sie sogleich die Schlüssel mit sich nahm.

Als sie heim kam, lud sie die beiden Queersäcke, welche ihr gegenwärtiges Vermögen enthielten, auf die Eselinn, und führte sie selber nach dem neuen Hause; Xaïlun mußte sie begleiten; er war ihr Geschäftsträger für die geheimen Angelegenheiten: für die übrigen, dergleichen das Fortschaffen ihres Hausgeräths, miethete sie gewöhnliche Lastträger, und noch an demselben Abend bezog sie das erkaufte Haus: ein reicher Kaufmann hatte es zuvor bewohnt, und so fand sie alle Bequemlichkeit darin. In dem Stadtviertel welches sie verließ, wußte man auch schon, daß der Chalyf ihr einen Kasten voll Gold geschenkt hatte. Datbha misbrauchte aber ihren Reichthum nicht.

Gleich am folgenden Tage kaufte sie ein starkes Maulthier und ein Paar Queersäcke; und den Tag darauf schlug sie Xaïlun vor, das Maulthier zu besteigen und mit ihr seinen Vetter zu besuchen. Man kann denken, daß Xaïlun mit dieser Lustreise sehr zufrieden war. Datbha bestieg die Eselinn, und Xaïlun, auf dem Maulthiere, folgte ihr nach.

Als sie an die Trümmer kamen, saß der Kardron gerade wieder auf dem Steinhaufen, welcher den Eingang des Gewölbes bedeckte. Bei Annäherung der Reitenden verbarg er sich: aber Xaïlun hatte ihn schon erblickt, und rief aus:

„Ah! da ist unser Vetter!“

„Wir müßen in sein Haus gehen,“ sagte Datbha; „wir haben gegenwärtig zwei Thiere, und brauchen Futter für beide. Auf, Xaïlun, räume die Steine hier weg, damit wir in sein Haus treten können.“

Xaïlun macht sich eifrig ans Werk; die Steinplatte mit dem Ringe kömmt zum Vorschein, er hebt sie auf, und der Eingang des Gewölbes steht offen. Datbha hatte sich mit Feuerzeug versehen: sie zündet Licht an, wandert nun in dem Gewölbe umher, und findet darin eine Menge kostbarer Gefäße, welche für sie unbrauchbar sind.

„Was suchst du denn?“ fragte sie Xaïlun.

„Ich suche den Vetter; er ist aber nicht hier: wir müßen wieder von seinen Rüben nehmen.“

So geht sie zu den mit Goldstücken gefüllten Urnen, füllt daraus die vier Queersäcke, und läßt sie von Xaïlun hinauf tragen und auf die beiden Saumthiere laden, welche am Eingange des Gewölbes angebunden stehen.

„Wohlan,“ sagte sie darauf, „laß uns wieder zumachen und heimgehen; Nachmittag wollen wir wieder herkommen, und sehen, ob der Vetter höflicher ist.“

Und nachdem sie ihn die Platte wieder mit Steinen hatte bedecken laßen, wanderte sie mit ihm zu Fuße nach Hause.

Zweihundert und ein und neunzigster Tag.

Nachmittag machte sie einen zweiten Besuch, und leerte gänzlich die Urnen, welche die Goldstücke enthielten. Darnach ließ sie von Xaïlun die Platte wieder einfügen, sie mit so viel Steinen als möglich bedecken, und kehrte nach Bagdad zurück. Sie hatte in dem Gewölbe noch große Reichthümer an kostbaren Gefäßen zurückgelaßen: sie konnte dieses Geheimnis dereinst ihren Kindern entdecken, erachtete aber gegenwärtig diesen Ueberfluß für unnütz.

Als Datbha sich nun in ihrem eigenen Hause wohl eingerichtet sah, und die öffentliche Meinung von ihrem Glücke durch den Schutz und die Freigebigkeit des Chalyfen hinlänglich begründet war, beschäftigte sie sich damit, auch Xaïlun desselben genießen zu laßen.

Die Zahl ihrer Kinder mehrte sich; diese hätten dereinst über einen blödsinnigen Vater erröthen müßen: sie mußte ihn also sicher stellen, daß er nicht mehr öffentliche Handlungen seines Blödsinns beging, und demjenigen, was sie nicht verheimlichen konnte, doch einen gewissen Anstrich geben.

Sie kaufte zuvörderst Sklaven zu ihrem und ihrer Kinder Dienste; wandte aber besondere Sorgfalt auf Xaïluns Bedienung. Sie hatte Mühe, zu finden, was ihr zusagte. Endlich erkaufte sie zwei Sklaven, von gesetzten Jahren, verständig, mit Einem Wort,

von der Art, daß sie ihnen ihr Vertrauen schenken konnte.

Diese mußten nun Xaïlun überall hinführen, wohin es ihm beliebte. Es machte ihm besonders Vergnügen, die Trümmerhaufen zu besuchen, und mit dem ersten besten Karduon, den er dort antraf, sich zu unterhalten. Seine Führer hatten Befehl ihm ganz seinen Willen zu laßen; sobald er aber die Steinhaufen wegräumen wollte, um seinen Vetter zu besuchen, wie er sagte, so sollten sie sich ihm mit den Worten widersetzen: „Datbha will's nicht haben."

Gleich in den ersten Tagen bediente sich Xaïlun dieser Art von Freiheit, und begab sich, auf seinem Maulthiere nach den Trümmern. Als er dort ankam, wollte er seinen Vetter besuchen und Mohrrüben holen; aber auf das einzige Wort: „Datbha will's nicht haben!" unterließ er es.

Seine Führer hielten ihn ab, sich überall einzumengen; war er auf eine Sache neugierig, so holte man sie ihm: man erklärte ihm den Gebrauch derselben; und wenn er Gefallen daran fand, so kaufte man sie ihm. War aber sein Einfall ungereimt, so war alles mit dem einzigen Worte abgethan: „Datbha will's nicht haben!"

Von Ausflügen außerhalb Bagdad war nicht mehr die Rede. Datbha hatte ihn überredet, daß er jetzo durchaus verwandelt wäre, er also nicht mehr darauf

auszugehen brauchte; er müßte nun aber gehorsam sein.

Im Verlaufe dieser Zeit erlitt einer der angesehensten Kaufleute von Bagdad und Nachbar Datbha's, großes Unglück in seinem Handel, und sah plötzlich durch einen Verlust auf der See sein Zutrauen erschüttert; es fehlte ihm am Gelde: Datbha vernahm es, sie ging hin, und sprach zu ihm:

„Ihr bezeiget euch immer freundlich und liebreich gegen den guten Xaïlun, meinen Mann, wo ihr ihn nur antreffet: das rechne ich euch hoch an. Ihr seid ein redlicher Mann, und da ich weiß, daß euch eben ein Unglück betroffen hat, so komme ich, euch zehntausend Goldstücke anzubieten, welche ihr euch holen laßen könnt: ich leihe sie euch, ohne alle andere Zinsen, als die, welche mir das Vergnügen verschafft, einem Manne, wie ihr seid, zu dienen."

Der Kaufmann nahm mit Dank ein so freundliches Erbieten an, erhielt dadurch sein Geschäft bei Ehren, befestigte und vermehrte sein Zutrauen und sein Vermögen. Er theilte dieß edelmüthige Benehmen Datbha's gegen ihn seinen beßten Freunden mit, und so ward diese schöne Handlung bald stadtkundig.

Sobald man wußte daß man gelegentlich auf eine solche Hülfe rechnen könnte, wenn man liebreich mit Xaïlun umging, so beeiferte man sich um die Wette

darum. Die Sklaven, die ihn begleiteten, hatten Mühe, ihn den Freundschaftsbezeigungen zu entziehen, womit man ihn auf seinem Wege überhäufte; sie ließen ihn aber nichts von dem annehmen, was man ihm darbot.

Datbha, welche ihr Geld von dem ersten Kaufmanne, dem sie geholfen, zurückerhielt, hatte bald Gelegenheit, ihr Glück noch mit drei anderen zu versuchen. Der eine von ihnen ermangelte gänzlich, seine Verpflichtungen zu erfüllen: das machte ihr aber nicht den geringsten Kummer. Sie empfing überall, wo sie sich in Bagdad sehen ließ, Zeichen der Hochachtung, und galt dafür, in den wichtigsten Handelsangelegenheiten verwickelt zu sein. Seitdem konnte sie ohne Gefahr, öffentlich von ihrem Ueberflusse Gebrauch machen, und es auf dergleichen Verluste ankommen laßen.

Xaïluns Tafel war vortrefflich. Die Beamten des Chalyfen kamen manchmal bei ihm zu Gaste, und Xaïlun sagte fast gar keine Dummheiten mehr, weil die beiden Sklaven ihm die Antwort in den Mund legten, oder für ihn antworteten. Er kam endlich dahin, sich mit dem Verstande anderer Leute zu behelfen: was nicht so schwer ist, als man denkt, wenn man sich nur enthält, etwas von dem seinigen einmischen zu wollen.

Datbha lebte glücklich mit Xaïlun; sie gab ihren Kindern eine treffliche Erziehung, und stattete sie in Bagdad reichlich aus. Sie erhielt sich durch ihre Wohlthätigkeit das allgemeine Wohlwollen und Bewunderung bis an ihren Tod, der bald nach dem Tode ihres Mannes folgte, und für alle, die sie kannten, ein Gegenstand der Trauer war."

Geschichte
des
Schebandads von Szurat und seiner Familie.

„Ein Schebandad*) von Szurat hatte vier Söhne, welche er vortheilhaft verheiratet und ausgestattet hatte. Durch ein Spiel des Zufalls blieb, nach Verlauf von zwanzig Jahren, einem jeden von ihnen nur ein einziges Kind; die drei älteren Brüder hatten jeder einen Sohn, und der jüngste eine Tochter.

Dieß junge Mädchen hieß Vaßůmeh; Natur und Erziehung hatten etwas Vollendetes aus ihr gebildet; man sprach in Szurat nur von ihren Reizen, ihrer Gestalt, ihrer Bildung und ihrem Geiste. Ihre

*) Schebandad ist Vorsteher der Handelschaft.

drei Vettern waren sterblich in sie verliebt, und strebten nur nach dem Glück, ihre Hand zu erhalten. Die Folgen dieser Nebenbuhlerschaft konnten gefährlich werden; der Schebandad, welcher sie voraussah, versammelte seine Familie, und der ehrwürdige Alte sprach zu den jungen Leuten also:

„Meine Kinder, Vaßümeh kann nur Einem Mann zu Theil werden. Ihr Vater und ich, wir halten euch alle drei gleich würdig, um ihre Hand zu werben; aber da es hier besonders auf das Glück eurer liebenswürdigen Muhme ankömmt, so scheint es mir nothwendig, ihr die Wahl anheim zu stellen; derjenige von euch dreien, den sie wählt, darf unsrer Einwilligung versichert sein."

Die drei Brüder konnten einem so verständigen Vorschlag ihren Beifall nicht versagen. Der Schebandad übernahm es, ihn seiner Enkelinn mitzutheilen. Vaßümeh schien verlegen, und sagte:

„Mein Vater, ich liebe meine drei Vettern gleich sehr, und es sollte mir Leid thun, einen von ihnen zu betrüben. Weil ihr mir indessen die Wahl auferlegt, und mir dieselbe fast gleichgültig ist, so habe ich ein Mittel im Sinne, sie zu bestimmen. Meine Vettern haben viel Verstand, jeder von ihnen soll mir eine Geschichte erzählen und ich will denjenigen zu meinem Gatten nehmen, dessen Erzählung mir am beßten gefällt; denn, bei sonst gleichen Verdiensten,

glaube ich wird der Mann am meisten zum Glücke seiner Frau beitragen, der die meiste Bildung hat."

„Ich will ihnen deinen Vorschlag mittheilen," antwortete der Schebandad; „da sie nicht Zeit gehabt haben, sich vorzubereiten, so kannst du desto besser über die Ursprünglichkeit ihrer Einbildungskraft urtheilen; ich kenne ihr Geschick, und überdieß wird der ausgesetzte Preis sie reizen, alles daran zu wagen, und alle Bedenklichkeiten werden leicht gehoben sein."

Nachdem der Schebandad die drei Jünglinge hievon unterrichtet hatte, kam er bald wieder zu Baßümeh, in Begleitung ihres Vaters und der drei anderen Brüder. Die ganze Gesellschaft nahm Platz, und der Wettstreit sollte beginnen. Der älteste begann schon seine Erzählung, als die schöne Preisertheilerinn ihn unterbrach:

„Meine liebenswürdige Vettern," sprach sie, „erlaubet vor allem, daß ich eine Frau herkommen laße, welche im Stande ist, mein Urtheil zu leiten. — Dara," fuhr sie fort, indem sie sich zu einer Sklavinn wandte, „geh hin, und sage meiner guten Naneh, daß ich sie hier erwarte. — Das ist meine Amme," setzte sie hinzu; „und den schönen Erzählungen, welche ich vormals von ihr hörte, verdanke ich einen guten Theil meines Unterrichts. Keiner von euch hätte diesen Richter einnehmen oder bestechen kön-

nen, denn sie ist blind. Demnach kann ihre Entscheidung dem wahren Verdienste nur günstig sein.

Komm näher, meine gute Amme," sagte sie zu Naneh, als sie eintrat, „laß dich zu mir heranführen, und bereite dich, mit allen deinen Ohren zuzuhören. Mein Vater ist mit einer guten Gesellschaft hier gegenwärtig: man wird uns Geschichten erzählen; setze dich her auf mein Sopha."

Naneh tappte sich hin, und setzte sich neben Vaßümeh, die sie an der Stimme erkannte. Hierauf begann derjenige, der schon angehoben hatte zu sprechen, seine Erzählung also:

Der Liebhaber der Sterne.

Erzählung Kabil-Haßens.

Zweihundert und zwei und neunzigster Tag.

„Dalhuk, ein Töpfer in Bagdad, war in ziemlich guten Umständen: nach einer siebenzehnjährigen Ehe, verlor er seine Frau, welche vor Aerger krank geworden war; sie hinterließ ihm einen Sohn von sechzehn Jahren. Der Töpfer besuchte seit dieser Zeit häufig das Haus einer Wittwe, die jünger war, als er: sie hieß Narilha, und ihr Gewerbe bestand in einem Handel mit jenen Salben, welche die Frische der Farbe und der Haut erhalten, und die Jugend zu verewigen scheinen. Ihre künstlichen Schönheitsmittel hatten ihr den Eingang in den innern Palast des Chalyfen und der vornehmsten Hareme der Stadt verschafft; aber ihr Ruf war nicht von langer Dauer: nach einem vorübergehenden Schimmer der Schönheit sahen

etliche ihrer Kunden ihre Reize nur um so schneller verschwinden; die Zeit furchte bald ihre Runzeln in diese verfälschten Gesichter; und unsre Witwe, die so ihren Absatz abnehmen sah, beschloß nun, sich das kleine Vermögen ihres Freundes, des Töpfers, zuzueignen, dadurch daß sie ihn heiratete.

Dalhuk war schon zu sehr gefesselt, um diesen Antrag abzuweisen; und so gelangte die Salbenhändlerinn, kraft alter Rechte und eines Heirathsvertrags, der vor dem Kadi vollzogen wurde, zur unbeschränkten Herrschaft in seinem Hause.

Narilha hatte einen Sohn, von demselben Alter, wie Dalhuks Sohn: er war der plumpste und aberwitzigste Bengel in ganz Bagdad, aber nichts destoweniger der Abgott seiner Mutter. Dieser aufgeblasene und grobe Gesell, der Badur hieß, ermuthigt durch die Schwachheit Dalhuks für seine Mutter, suchte Streit mit dem Sohne seines Stiefvaters, der, bald seiner natürlichen Sanftmüthigkeit vergessend, seine Mishandlungen rächte und ihn schlug. Die erboste Mutter jagte nun den Sohn ihres Mannes aus dem Hause; so daß der Unglückliche, beinahe nackt, genöthigt war, bei einem Bruder seiner Mutter Zuflucht zu suchen.

Als Narilha sich von diesem unbequemen Zeugen befreiet sieht, schmeichelt sie sich, noch die wenigen Bekanntschaften, welche ihr im Palaste geblieben waren, benutzen zu können, läßt Dalhuk die Ueberbleib-

sel ihres Krams verkaufen, beredet ihn, einen Garten vor der Stadt anzukaufen, richtet eine Obstbude ein, und wird durch Vermittelung des Hoflieferanten Obsthändlerinn des Chalyfen.

Der arme, aus seinem väterlichen Hause vertriebene Dalhuk, war sehr traurig zu seinem Oheim Kassanak gekommen: dieser war einer der bravsten und geschicktesten Arbeiter in Bagdad, hatte aber selber zu viel Kinder, als daß er seinem Neffen so nützlich hätte werden können, wie er wohl wünschte. Erzürnt über das Unrecht, welches seinem Neffen angethan war, entschloß er sich, die Hülfe eines zauberkundigen Freundes anzusprechen, und bewog diesen auch, daß er sich der Sache mit Eifer annahm.

„Welche Art von Rache wollt ihr an der Stiefmutter eures Neffen nehmen?“ fragte ihn der Weise.

„Ich will dieses anmaßende Weib demüthigen,“ antwortete Kassanak, „ihren Händen das Geld entreißen, welches sie Dalhuk genommen hat, und es zur Einrichtung für meinen Neffen anwenden. Dieser junge Mann war mit der einzigen Tochter eines reichen Barbiers versprochen, liebte sie, und glaubte sich wieder geliebt: aber Narilha hat seinen Vater herumzubringen gewußt, und dieß junge Mädchen ist gegenwärtig ihrem Sohn Badur bestimmt. Ich wünschte,“ beschloß Kassanak, „sie vor den Augen ihres Mannes zu entlarven.“

„Ich stehe euch ganz für die Erfüllung eures Begehrens,“ erwiederte der Zauberer; „ihr sollt selber die ganze Ausführung des Anschlags übernehmen, welchen ich nur leiten will. Gehet auf der Stelle hin, und miethet in der Nähe des Palasts die bequemste Bude, so zu finden ist, um Obst darin feilzubieten: wenn der Handel abgeschlossen ist, so kommt wieder hieher, und ihr werdet alles übrige in Bereitschaft finden.“

Kassanak, voll Freuden, Gelegenheit zur Rache an Narilha gefunden zu haben, springt sogleich hin, alles zu befolgen: er behandelt eine Bude, giebt Angeld darauf, und kömmt zurück.“

„Ihr seid schnell fertig!“ sagte der Zauberer zu ihm; „ich meinerseits bin auch nicht unthätig gewesen, und übergebe euch hier die zur Ausführung eures Vorhabens nöthigen Mittel. Hier ist zuvörderst ein Armenischer Rock mit einer spitzen Mütze; sodann nehmet dieses Papier, es enthält genaue Vorschriften über die Verrichtungen, welche ihr morgen früh vorzunehmen habt: lernet wohl die Worte, welche ihr ganz leise aussprechen sollt; und welcherlei Wunder ihr immer nöthig habt, gebietet sie dreist, ich habe euch gut ausgerüstet, und werde euren Absichten schon zu Hülfe kommen. Sobald ihr morgen aus dem Hause gegangen seid, laßt euern Neffen sich nach der von euch gemietheten Bude begeben; und er soll sich

nicht verwundern, was er daselbst vorgehen sieht, um nicht die Blicke der Neugierigen anzuziehen, welche man vermeiden muß.

Kassanak ging nach Hause, und verschloß sich in seinem Zimmer, um im Stillen die Rolle zu lernen, welche er spielen sollte. Mit Ungeduld erwartete er die Wiederkehr der Morgenröthe; so bald er sie erblickte, zog er den Zauberrock an und setzte die spitze Mütze auf; und nachdem er Dalhuk auf seinen Posten geschickt hatte, nahm er selber den Weg nach Narilha's Hause. Er trat in die Bude, und fand die Früchte kunstreich ausgestellt; er bewunderte laut ihre Schönheit.

„Kostet doch davon, mein lieber fremder Herr;“ sagte die Obsthändlerinn zu ihm; „ihr Geschmack ist noch besser, als ihr Aussehn.“

Kassanak läßt sich nicht lange bitten, und findet in der That, daß sie Recht hat.

„Ich war schon drauf gefaßt,“ sprach er, „nach Damask reisen zu müßen, um dort Früchte zu kaufen: aber hier finde ich was ich brauche, und wenn wir mit einander einig werden können, so erspare ich mir die beschwerliche Reise.“

„Nicht um meine Waare anzupreisen, Herr,“ erwiederte Narilha, „aber die Gärten des Chalyfen selber liefern nichts so saftiges; auch ist alles was ihr hier sehet, zum Theil für seine eigene Tafel und für

die Tafeln seines Hauses bestimmt: aber um einen Mann, wie ihr seid, zu verpflichten, will ich etwas davon ablaßen." —

„Eure Gefälligkeit ist mir sehr schmeichelhaft; und ich bin überzeugt, daß ihr nicht Ursache haben werdet, die Güte zu bereuen, welche ihr mir bezeuget . . . Aber, in Wahrheit, dieß sind Früchte, auf welche selbst die Engel neidisch sein könnten: überlaßet mir zwei von diesen Granaten, und saget mir den Preis."

Narilha war, nach so verschwenderischen Lobeserhebungen, sehr verwundert, daß er nur Granaten brauchte; sie beschloß, sich durch den Preis dafür zu rächen, und forderte übermäßig dafür. Der Armenier bezahlte es auf der Stelle, und fügte hinzu:

„Wenn man eure Früchte wird gekostet haben, so hoffe ich, mit euch einen bedeutenderen Handel abzuschließen."

Indem er dieses sagte, trat er mitten in die Bude, und warf mit aller Kraft die Granaten in die Luft, wo sie sogleich verschwanden. Narilha und ihr Sohn schrien vor Verwunderung laut auf: der vorgebliche Armenier zog ein kleines silbernes Rohr aus der Tasche, in welches er mit leiser Stimme einige Worte hinein zu sprechen schien; eine Weile darnach setzte er ein Hörnchen von demselben Metall ans Ohr, und stellte sich, als wenn er auf dasjenige horchte, was

man zu ihm sagte; dann steckte er sein Werkzeug wieder ein, nahm eine zufriedene Miene an, und sprach:

„Man hat so eben eure Früchte versucht, und sie köstlich befunden; ich habe Befehl, euch die übrigen abzukaufen und sie auf der Stelle nachzuschicken; die Arbeit wird nicht lange dauern, denn man hat mir Leute geschickt, mir zu helfen. Hier ist meine Börse, nehmet so viel Geld heraus, als ihr zur Bezahlung eurer Früchte billig erachtet."

Der Anblick des Goldes reizte Narilha's Gelüst und Habsucht: sie hätte gern die ganze Börse genommen; aber sie begnügte sich mit dreißig Zeckienen, um sich für den Werth von fünf bis sechs Zeckienen bezahlt zu machen.

Zweihundert und drei und neunzigster Tag.

Weit entfernt, darüber Misvergnügen zu bezeigen, gab der Armenier nicht einmal Acht darauf: er bemächtigt sich alsbald der Früchte, wirft eine Melone zur Rechten, einen Apfel zur Linken; bald sind alle Früchte der Bude in Bewegung, sie fliegen, wie beflügelt, dahin, und verschwinden in der Luft. Badur und Narilha folgten dieser seltsamen Versendung mit den Augen, und sie fragte den Armenier:

„Auf welche Weise, wohin, und durch wen habt ihr alle diese Früchte weggeschickt?“

„Ich bin der Hoflieferant der Sterne,“ antwortete er, „auf welchen es stäts zu heiß oder zu kalt, zu feucht oder zu trocken ist, als daß etwas zur völligen Reife gelangen könnte. Ich war auf die Erde herabgekommen, um Vorräthe einzukaufen, und ich verhehle euch nicht, daß ich auf den Ruf der schönen Früchte zu Damask, auf dem Wege nach dieser Stadt war, als der Zufall mich an eurer Bude vorbei führte: der Anblick eurer Früchte zog mich an, ihr Geruch verdoppelte meine Verwundrung, und ihr Geschmack entzückte mich vollends: ich schickte zwei Granaten zum Versuch hin, und sogleich habe ich Befehl bekommen, alles in Beschlag zu nehmen. Wenn ihr morgen und in der Folge eben so gut versehen seid, so soll wieder nichts in eurer Bude bleiben, und ihr sollt die Obsthändlerinn des Sternenhimmels werden.“

Narilha rieb sich die Augen, sie wußte nicht, ob sie wachte, oder von Sinnen wäre, als sie eine so gute Neuigkeit vernahm. Der tölpische Badur gaffte mit offenem Maule wechselsweise seine Mutter, den Armenier und die Decke an.

„Das ist ja ein recht hübscher junger Mensch,“ sagte der boshafte Hoflieferant; „es ist ohne Zweifel euer Bruder, schöne Frau? Er hat viel Aehnlichkeit mit euch.“

„Nein, mein Herr, es ist mein Sohn“ antwortete die Obsthändlerinn. —

„Wie! in euerm Alter habt ihr schon einen so großen Sohn? das ist unglaublich. Man muß daran denken, ihn zu verheiraten.“ —

„Ich denke auch daran, mein Herr: er ist schon so gut wie versprochen mit der Tochter eines reichen Barbiers von unsrer Freundschaft.“

„Ein Barbier! ein Barbier! und ein reicher Barbier! . . . Es giebt wohl seltsame Erscheinungen im Himmel, aber nicht dergleichen: sollte er nicht auch noch schweigsam sein? dann wäre das Wunder vollständig. — Wißt ihr wohl, schöne Frau, daß der bloße Verkauf eurer Früchte binnen eines Jahres euch in den Stand setzen kann, für euren Sohn um die Tochter eines Vesyrs anzuhalten? Ja, das wäre für euch immer noch eine Herablaßung. Wir haben da oben Mädchen zu verheiraten, welche die Verbindung mit euerm Sohn als ein wahres Glück ansehen würden.“

„Wie, mein Herr! man verheiratet sich also dort oben auch?“ —

„Ob man sich verheiratet! denkt ihr denn, daß der Himmel sich selber gemacht hat? Alles was ihr dort glänzen seht, hat Vater und Mutter. Wie könnte man täglich neue Sterne entdecken, wenn nicht welche geboren würden? Woher hat die Milchstraße

ihren Namen? Weil sie der Aufenthalt der Ammen ist. Laßt mich nur machen, schöne Frau, ich habe meine Absichten mit euerm Sohn. Ich will ihn mit der jüngsten, der frischesten und glänzendsten aller unserer Schönheiten verheiraten." —

„Ei! wer ist denn die?" —

„Es ist die Schöne, die als Morgenstern glänzt!" —

„Sie ist in der That glänzend; frisch ist sie auch, denn sie wandelt nur bei Nacht: aber jung, mein Herr, kann sie nicht mehr sein; denn ich kenne sie, so lange ich auf der Welt bin, und als ich sie das erstemal erblickte, hatte sie schon ihre ganze Fülle." —

„Diejenige, die ihr gekannt habt, hat sich seit einigen Jahren verzogen; aber ihr Frauen hier unten laßt die Sterne vorüberziehen, ohne zu fragen, wo sie hingehen: freilich sieht man ihrer so viele, daß man eben nicht auf diejenigen achtet, die da fehlen . . . Aber ich spreche im Ernste mit euch: wolltet ihr wohl, daß euer Sohn der Gemahl der schönsten unter den Sternen würde?"

„Ah! mein Herr, wenn das geschehen könnte, so sollte es mich freuen. Würde er dann auch am Himmel glänzen?" —

„Er würde dort gewiß keinen Schatten machen, dafür bürge ich euch; aber seine Geliebte nähert sich

täglich regelmäßig der Erde: wenn euch also die Verbindung ansteht, so wollen wir sehen, ob es möglich ist, sie zu Stande zu bringen. Verschließet die Thüre eures Ladens, und laßt hier mitten in demselben ein Becken voll Wasser herbringen."

Man that, was der Armenier verlangte, und ein Wasserbecken wurde an den bezeichneten Ort gesetzt.

„Kommt her, junger Mann," sagte er nun zu Badur, „und bespiegelt euch in diesem Wasser, ihr müßt euch gar hübsch darin finden. Bemühet euch, eine selbstzufriedene Miene anzunehmen, damit eure Gesichtszüge noch annehmlicher werden . . . Gut! vollkommen gut . . . jetzo könnt ihr wieder zurücktreten."

Sobald Badur seine Stellung verlaßen hatte, hub der Armenier das Becken empor und goß das Wasser in die Luft hinaus, ohne daß ein einziger Tropfen auf den Boden der Stube fiel.

„Was macht ihr denn, Herr?" sagte Narilha anfangs beunruhigt durch ein Ereignis, welches ihren Laden mit einer Ueberschwemmung bedrohte, dann aber sehr überrascht, als sie das ausgegossene Wasser des Beckens gänzlich verschwinden sah.

„Ich habe so eben das Bildnis eures Sohnes an die schönste der Sternenfräulein gesendet," antwortete er. „Wir wollen uns setzen, in einem Augenblick

werden wir die Wirkung, welche dasselbe auf sie hervorgebracht hat, vernehmen."

Zweihundert und vier und neunzigster Tag.

In dieser Zwischenzeit knüpfte der Armenier eine gleichgültige Unterhaltung an; dann stand er plötzlich auf, stellte sich mitten in die Stube, hielt seine Röhre an den Mund und sein Hörnchen ans Ohr, und nach einer Weile, hub er an:

„Euer Sohn gefällt sehr, ja unendlich! Er ist zu einem großen Glücke bestimmt: aber ihr müßt euern Sohn nach meiner Angabe aufstutzen; ich kenne den Geschmack unsrer Frauen. Badur hat eine rothe frische Farbe, deren Glanz dieser buschige Bart nicht verdecken muß, der sich fast in die Augenbrauen verläuft, durch welche Augen verschattet werden, deren lebhafte und durchdringende Blicke neue Reize verleihen würden; man muß die Augenbrauen lichten, und den starken Bart verdünnen. Laßt ihn bis unter die Unterlippe abscheeren; mit dieser Veränderung verheiße ich seiner Liebschaft einen sichern Erfolg. Morgen früh werde ich noch bestimmter sprechen können, als heute; ich rathe, daß euer Sohn seiner Geliebten eine kleine Artigkeit erweise, er muß sich mit einem Strauße der schönsten Blumen versehen; und ihr,

schöne Frau, sorget dafür, daß eure Bude morgen wieder eben so gut versehen sei, wie heute: hier ist Handgeld auf den Absatz, welchen ich euch verspreche. Das einzige, was ich von euch verlange, ist Geheimhaltung des Verkehrs, welchen wir fortan mit einander haben werden: Schwatzhaftigkeit könnte euch um euer Glück bringen; die Sterne sind nur allzu sehr in dem Munde der Menschen, welche sie in ihre kleinsten Angelegenheiten verwickeln; das ist für Himmelskörper sehr lästig: ihr seht, daß ich freimüthig mit euch rede. Lebet wohl, einige Geschäfte rufen mich anderswohin; morgen werde ich sehr zeitig wieder hier sein."

Hierauf machte Kassanak eine Verneigung und ging weg.

„Ich würde glauben, ich träumte," sprach Narilha zu ihrem Sohne, „wenn ich nicht die dreißig Zeckienen in meiner Hand hielte, welche mir gewichtig und von sehr gutem Golde scheinen."

„Drum," sagte Badur zu seiner Mutter: „muß ich wohl auf der Stelle zum Barbier gehen?"

„Wie! so eilig! Am Tage, glaube ich, sehen die Sterne eben nicht, und morgen früh, ganz frisch geschoren, wirst du um so schöner sein . . . Aber in Wahrheit," fügte Narilha hinzu, „ich kann unser Abenteuer nicht aus dem Kopfe kriegen: und man muß bekennen, daß dieser Armenier ein recht ehrlicher Mensch ist; denn mit derselben Geschicklichkeit, womit

er unsere Früchte verschwinden ließ, konnte er sich auch wohl davon entbinden, sie uns so gut und so theuer zu bezahlen. — Du aber, mein Freund, solltest, anstatt zum Barbier zu gehen, lieber einige Körbe voll schöner Früchte aufzutreiben suchen, um unsere Bude damit zu versehen, damit wir den Hoflieferanten des Chalyfen nicht mit leeren Händen müßen gehen laßen; denn wir dürfen über den großen Gewinn den kleinen nicht vernachläßigen."

Indem sie dieses sagte, trat der Hoflieferant herein.

„Was ist das?" sagte er, „ich hätte heute alle eure Früchte nöthig, und finde hier nichts!" —

„Lieber Herr, geduldet euch einen Augenblick; unsere Esel sind noch nicht angekommen. — Badur, geh ihnen entgegen. — Habt ihr nicht Zeit zu warten, so gehet nur wieder nach dem Palast, ich werde euch alles schicken, was ihr nöthig habt."

„Ich will nicht," antwortete der Hoflieferant, „daß ihr mir die Waaren schicket, ich will sie selber aussuchen; noch weniger mag ich von der Säumnis eurer Esel abhangen."

Mit diesen Worten drehte er sich um, und ging weg. Narilha, über diese bittere Rede betroffen, fühlte ihre Eitelkeit zu sehr gedemüthigt: es schien ihr seltsam und ungebührlich, daß man der Obsthändlerinn der Sterne so wenig Achtung bezeigte.

„Du siehst," sagte sie zu ihrem Sohne, „wie die Sklaven der Großen sich vergessen: ha! wenn wir erst unser Glück gemacht haben, will ich alle diese Geschöpfe in ihr Nichts zurückweisen."

Darnach kamen auch noch andere Einkäufer, und sagten, einer nach dem andern:

„Wie! man findet also nichts bei euch? Wenn man ein Gewerbe aufgiebt, so muß man es doch kund thun."

„Nein," antwortete sie, „ich habe nichts hier; und so unhöfliche Leute, wie ihr, werden hier nie mehr etwas finden: ihr redet ja, als wenn ihr mit Leuten zu thun habt, welche von euren Almosen leben."

„Fürwahr," sagten jene, indem sie weggingen, „ihr seid nicht auf dem Wege, euer Glück zu machen."

Da die aus Narilha's Bude verschwundenen Früchte sich von selber in Dalhuks Bude geordnet hatten, so fanden die Einkäufer hier Entschädigung ihrer fruchtlosen Erkundigungen bei der Obsthändlerinn. Kassanak war, nachdem er sein Armenier-Kleid abgelegt hatte, auch hingekommen, und leitete seinen Neffen bei dem Verkaufe: mit Einem Worte, alles was sich in seiner Bude vorräthig fand, wurde um jeden Preis aufgekauft: das Zusammentreffen der Käufer hatte den Werth der Waare entschieden.

Man war verwundert, wie Dalhuk so schleunig eine so gut versehene Bude hatte eröffnen können.

„Ich verdanke dieses Glück," antwortete er, „der Güte meines Oheims."

„Und das hat ohne Zweifel," erwiederte einer der Einkäufer, „eure Stiefmutter närrisch gemacht; bei ihr findet man nichts mehr, als Hochmuth: erhaltet euern Handel stäts auf einem so guten Fuße, und wir wollen nur mit euch zu thun haben."

Zweihundert und fünf und neunzigster Tag.

Während Dalhuk so gute Geschäfte machte, versteckte seine Stiefmutter ihre Zeckienen sorgfältig in einem vor aller Welt verborgenen Winkel; sie hoffte so mit der Zeit einen Schatz zu sammeln, welcher sie von ihrer ganzen Umgebung unabhängig machen sollte.

„Hüte dich wohl," sagte sie zu Badur, „meinem Manne etwas von dem guten Geschäfte zu sagen, welches wir gemacht haben, so wie von denen welche uns die Zukunft noch verheißt: das ist ein Mensch, der nicht mehr im Stande ist, ein Geheimnis zu bewahren, er ist zur Trägheit und zum Trunke geneigt, er würde sich von neuen seinen Lastern ergeben, und wir würden, so viel wir auch gewinnen, ärmer als jemals werden. Ueberdieß ist er neugierig, und wenn

wir ihm von dem Manne erzählten, der morgen wiederkommen soll, so würde er zu Hause bleiben wollen, ihn zu erwarten, und alles wäre entdeckt. Es ist nöthig, daß er uns Obst pflücke, damit wir was zu verkaufen haben; drum müßen wir ihn bewegen, früher als gewöhnlich in den Garten hinaus zu gehen. Du aber wirst wohlthun, in die Vorstädte zu gehen, und diese Zeckiene, die ich dir gebe, zu verwenden, um dich mit zwei Kasten Obst mehr zu versehen; denn eine glückliche Vorahndung verkündigt mir morgen einen beträchtlichen Absatz; überdieß hast du einen Blumenstrauß nöthig."

Badur machte sich auf den Weg, seiner Mutter zu gehorchen. Kassanak hatte sich unterdessen zu seinem zauberkundigen Freunde begeben, um ihm von seinem Tagewerke Rechenschaft abzulegen, und beide verständigten sich über das, was morgen zu thun wäre.

So bald der Tag anbrach lief Badur, mit einem ungeheuren Blumenstrauße versehen, zu dem Barbier, (der sein Schwiegervater werden sollte), um sich den Bart und die Augenbrauen nach dem Geschmacke der Sterne zustutzen zu laßen. Er fiel Lehrburschen in die Hände, die ihn, nachdem sie vernommen hatten, auf welche ungewöhnliche Weise der einfältige Badur geschoren sein wollte, nach der Ursache davon befragten.

„Was kümmert's euch?“ antwortete er ihnen: „thut, was ich euch sage; ich muß meiner Mutter gehorchen: sie will, daß ich den Sternen zum Spiegel diene.“

Die jungen Leute konnten sich nicht enthalten, laut auf zu lachen; ihr Gelächter zog die Vorübergehenden herbei, die neugierig waren, den Spiegel der Sterne kennen zu lernen.

Als der Sohn Narilha's mit der Zustutzung seines Bartes und seiner Augenbrauen zufrieden war, nahm er wieder seinen dicken Blumenstrauß und wollte weggehen.

„Ei! wo tragt ihr denn diesen Blumenbesen hin?“ fragten ihn die jungen Leute; „hattet ihr ihn denn nicht für die Tochter unsers Herrn mitgebracht? wollt ihr ihn nicht hier laßen?“

„Nein, ich bringe ihn meiner Mutter.“ —

„Hat denn eure Mutter ihren Kram verändert, und ist sie gegenwärtig Blumenhändlerinn?“ —

„Es ist ein Geschenk, welches wir machen wollen.“ —

„Und an wen denn? Wir sind ja doch jetzt nicht in der Harafat-Zeit: mit diesem Blumenhaufen könnte man da die Opferkühe bedecken.“ —

„Das sind auch wohl Blumen für die Kühe!“ sagte Badur aufgebracht; „meine Mutter versteht es besser, ihre Geschenke anzubringen.“

Mit diesen Worten verließ er die Barbierstube.

Bald darauf kam der Barbier nach Hause, und man erzählte ihm die seltsame Erscheinung, welche Badur dort eben gemacht hatte.

„Es laufen,“ sagte er, „über seine Mutter böse Gerüchte um. Ich für mein Theil glaube, diese Leute sind behext: meine Tochter ist nicht für ihn, ich will hingehen, ihm sein Wort zurückzugeben, und das meinige zurückzunehmen.“

Badur, der sich eben so schön wähnte, als der Stern, auf dessen Eroberung er ausging, kam wieder nach der Bude seiner Mutter: er fand sie, ihres Mannes entledigt, stolz auf die Schönheit ihrer Früchte und voll Bewundrung ihrer schönen Anordnung derselben; es fehlte nur noch der Käufer, und der Armenier erschien.

„Laßt uns hurtig machen,“ sagte er zu ihr, „ich habe einige Geschäfte: wie theuer verkaufet ihr mir im Ganzen alles, was ich hier sehe?“

„Die schönen Früchte sind selten,“ antwortete Narilha, „diese hier sind von auserlesener Vollkommenheit, es giebt gar keinen Ausschuß darunter; auch ist es um ein Viertel mehr, als gestern, folglich sollt ihr mir vierzig Zeckienen dafür geben.“

„Die Summe ist stark,“ versetzte Kassanak; „aber ich habe Verbindlichkeiten übernommen, welche ich

erfüllen muß; morgen werdet ihr ohne Zweifel billiger sein: unterdessen sind hier eure vierzig Zeckienen."

So bald das Geld hingezählt war, nahm der Käufer, wie gestern, eine Frucht von jeder Art, und warf sie in die Luft, wo sie sogleich verschwand: die unsichtbaren Hände erwarteten nur dieses Zeichen, um sich alles zu bemächtigen, was nur in der Bude war: in einem Augenblick ist sie ausgeleert, und selbst die Blätter, welche zur Zierde der Früchte dienten, fanden alsbald sich in Dalhuks Bude wieder.

Nachdem dieß Wunder abgethan war, richtete der Armenier seine Aufmerksamkeit auf den närrischen Badur, der mit einem neuen Kleide geputzt, die Augenbrauen bis auf ein Drittel abgeschoren, und mit einem kleinen Stutzbart auf der Spitze des Kinnes, die Blicke seines neuen Beschützers erwartete.

„Ah! das ist schön, mein Freund!" sagte Kassanak zu ihm; „ihr seid zum Bewundern: habt ihr euch auch mit einem Blumenstrauße versehen?"

„Ich habe es nicht vergessen," antwortete Badur, indem er ihm denselben zeigte. —

„Das sind viel zu viel Blumen! ihr müßt die schönsten auswählen, die frischesten die wohlriechendsten ... die ihr jetzt abgesondert habt, sind hinreichend; bindet sie zusammen und gebet sie mir."

Der Armenier nahm den Blumenstrauß, warf ihn in die Luft, wo er, wie es schien, den Früchten nachfolgte.

„Ah!“ fuhr er dann fort, „wenn ihr die Sprache der Sterne verstündet, so könnte ich vermittelst meines Sprachrohrs und meines Hörrohrs euch eine reizende Unterhaltung verschaffen: aber diese Sprache ist um so schwerer auszusprechen, da sie keine Selblauter hat, und ihr werdet in der Folge einen Lehrmeister erhalten, der sie euch leichter lehren wird, als ich. Unterdessen müßt ihr, um eure Bewerbung fortzusetzen, wenn's euch gefällig ist, eurer Geliebten ein genaueres und annehmlicheres Bildnis von euch senden, als das gestrige: es war noch durch einen dichten Bart und buschige Augenbrauen verschattet: heute aber ist die Schönheit euer Züge nicht mehr verdunkelt; laßt wieder das Becken voll Wasser hereinbringen.“

Zweihundert und sechs und neunzigster Tag.

Badur zauderte nicht, diesen Befehl zu erfüllen. Sobald das Becken mitten in der Stube stand, bückte er sich so nahe als möglich auf das Wasser nieder, um ihm seine Gesichtszüge desto besser einzudrücken: aber plötzlich ergriffen ihn zwei unsichtbare Hände

beim Bart, und rissen seinen Kopf unters Wasser hinab; sein ganzer Leib wäre nachgefolgt, wenn er nicht beide Hände mit Macht auf den Rand des Bekkens gestemmt, und so der Gewalt widerstanden hätte. Die Mutter stieß einen Schrei aus, Badur stand wieder auf, und der Armenier lachte aus Leibeskräften.

„Der reizende Scherz!“ rief er aus: „ihr kennt noch nicht die Geschicklichkeit unsrer Schönen! man zog euern Sohn auf den Grund des Beckens hinab, um ihm einen Kuß zu rauben: dünkt euch nicht, als wenn sein Gesicht mit Perlen bedeckt sei, als wenn seine Lippen von Ambra duften? — Wohlauf! mein Sohn,“ sagte er zu Badur, „bücket euch abermals über eine Stelle, wo ihr nur Liebkosungen empfangen könnt: zeiget ihr ein lächelndes Antlitz und verliebte Blicke. Da man jetzt euer Bildnis behalten will, so wird man sich wohl hüten, etwas zu thun, das seinen Ausdruck entstellen könnte.“

„Ja mein Sohn,“ setzte Narilha hinzu, indem sie ihm mit der Hand über das Gesicht streichelte, „der Herr hat Recht; man hat dir Liebkosungen erwiesen, welche du nicht wahrgenommen hast; sie haben auf deinen Lippen den Duft von Rosen und Veilchen zurückgelaßen. Auf, mein Sohn, man muß sich den Scherzen der himmlischen Schönen darbieten, und gefällig sein, um ihnen zu gefallen: geh, spiegele dich

in dem Wasser, und lache aus vollem Herzen, um zu zeigen, daß du recht zufrieden bist."

Der Dummkopf gehorchte seiner Mutter, kniete vor dem Becken nieder, und hielt sein Gesicht über dem Wasserspiegel, worin es sich abbilden sollte, und lachte dabei auf eine Weise, daß man glaubte, eine Ziege meckern zu hören.

„Sehr gut! sehr gut!" rief Kassanak aus; „so fahret fort: ihr sehet, man sucht euch nicht mehr ins Wasser hinabzuziehen. Lachet noch viel stärker. Außer der ganz absonderlichen Anmuth, welche ihr dabei entfaltet, gebt ihr dadurch auch eine sehr vortheilhafte Vorstellung von der Heiterkeit eures Gemüths."

Badur wollte nun durch neues Gelächter all das vorige verdunkeln; der Lärm davon erscholl bis auf die Straße, und zog so den Hoflieferanten des Chalyfen herbei, der stark an die Thüre klopfte. Narilha ging hin, zu öffnen, und während ihr Sohn hurtig aufstand, trat der Hoflieferant herein, und sprach:

„Was ist denn das, gute Frau? seid ihr keine Obsthändlerinn mehr? macht ihr aus eurem Hause einen Stall? da steht ja schon die Tränke in der Mitte ... Ich habe indessen vernommen, daß bei euch viel Obst angekommen ist, könnte ich nicht davon haben?"

„Da müßt ihr früher aufstehen," antwortete Narilha spitzig; „einer der besser bezahlt, als ihr, ist

euch zuvorgekommen; und mein Haus kann nur wie ein Stall aussehen, wenn ihr darin seid."

„Das sind ja höchst unverschämte Reden," versetzte der Hoflieferant, „vergeßt ihr, daß ich im Dienste des Chalyfen stehe?" —

„Und vergeßt ihr, daß meine Bude auf dem Markte steht, daß ich jedermann zu Diensten stehe, und daß, wer zu spät kömmt, leer ausgeht?" —

„Lebt wohl, Frau Obsthändlerinn! mit Recht sagt man, daß ihr närrisch geworden seid: ich werde nie wieder den Fuß über eure Schwelle setzen." —

„Lebt wohl, Herr Hoflieferant! Wenn ihr Wort haltet, so wird man mit Recht sagen, daß ihr verständig seid." —

„Ich gehe, Frau Obsthändlerinn, man soll im Palast von euch hören." —

„Gehet, Herr Hoflieferant, ich werde dafür sorgen, daß man auch von euch hören soll."

Der Hoflieferant ging wüthend weg; Narilha war erbost, und der Armenier suchte sie zu besänftigen:

„Vergeßt diesen Unverschämten, schöne Frau, ich verspreche euch, daß ihr nie mehr in den Fall kommen sollt, mit ihm Geschäfte zu machen. Aber laßt uns unser angefangenes Werk vollenden: heißt euern Sohn, sein Bild nochmals in dem Becken spiegeln; er wird aber gut thun, weniger laut zu sein, um nicht wieder Zudringliche herbei zu ziehen."

Badur nahm seine vorige Stellung wieder ein; so bald der Armenier das Bildnis für vollendet erkannte, sandte er es auf demselben Wege, dessen er sich bei dem vorigen bedient hatte, dem Morgenstern zu. Nachdem er dann sein Sprach- und Hörrohr in Bewegung gesetzt hatte, sprach er also zu Narilha:

„Euer Sohn macht viel Glück; sein Loos ist sehr zu beneiden: aber wenn er dort oben hinauf geht, so muß er recht bedächtig sein; er darf seine Vorzüge nicht misbrauchen. Morgen kann ich euch vielleicht noch erfreulichere Dinge sagen; seid nur darauf bedacht, mir täglich so schöne Früchte zu verschaffen, wie heute, und in Fülle."

Mit diesen Worten ging er hinweg.

„Hörst du's, Badur?" sagte Narilha zu ihrem Sohne: „du mußt hingehen, Früchte aufzukaufen; denn unser Garten, so groß er ist, liefert nicht hinreichend; bringe zugleich einen Blumenstrauß für deine Geliebte mit, welchen ich meinerseits ihr morgen schicken will."

Kassanak war unterdessen zu seinem Neffen gegangen, um seinen Rock und seine Mütze abzulegen; er fand ihn, wie er seine Früchte an den Hoflieferanten des Chalyfen und an die Einkäufer der Vesyre und vornehmsten Emire absetzte; und da er ihm hiebei nicht mehr nöthig war, so eilte er zu seinem Freunde, dem Zauberer.

„Nun höret, was noch zu thun übrig ist," sagte dieser zu ihm: „die Bude eures Neffen hat gegenwärtig Zuspruch genug; aber wir können nicht ferner bei Narilha Früchte kaufen, die sie sich so weit über dem Werthe bezahlen läßt: einer der schönsten Gärten in der Umgegend von Bagdad steht eben zu verkaufen; ihr müßt auf der Stelle mit baarem Gelde hingehen, und den Handel abschließen: er wird euch, mit einem alten schwarzen Sklaven und vier Saumthieren zum Betrieb, etwa fünfhundert Zeckienen kosten; ihr findet dort einen guten Gärtner, den ihr behalten müßt, und weil euerm Neffen die unsichtbaren Hände, die seine Früchte brachten und anordneten, nicht ferner zu Hülfe kommen werden, so müßt ihr ihn mit einem Sklaven versehen: alles dieß muß augenblicklich ausgeführt werden."

„Aber wo soll ich die fünfhundert Zeckienen hernehmen?" fragte Kassanak, „weil ich nicht einmal im Stande bin, euch die wieder zu geben, welche ihr mir schon geliehen habt."

„Ihr seid mir nichts schuldig," erwiederte der Zauberer; „der Schatz, der euch sechshundert Zeckienen verschaffen wird, hat mir mein Geld schon wieder erstattet; er ist in den Händen der Stiefmutter: sie hat mehr als zwölfhundert Goldstücke, von denen sie die Hälfte Dalhuk gestohlen, seitdem er das Unglück

gehabt, sie zu heiraten: alles dieß gehört eurem Neffen, und wir wollen seinen Vater ein Mittel lehren, sich des übrigen zu bemächtigen. Die Zeckienen welche ihr empfangen und diesem Weibe gegeben habt, sind zugleich gestohlene und stehlende: sobald sie dieselben in ihrem Winkel verborgen hat, kommen sie mit eben so viel Gefährten in meinen Kasten zurück: wenn ich wollte, so bliebe nichts in ihrem Versteck; aber ich will nur so viel davon nehmen, als Dalhuk seinem Sohne hätte geben müßen, um ihn auszustatten. Hier ist das Gold, mein lieber Kassanak, gehet hin, und machet euern Handel richtig. Morgen, zum letztenmale, müßt ihr zu der Obsthändlerinn zurückkehren; es ist nöthig, sie und ihren Sohn so lange in der angenehmen Täuschung zu erhalten, bis ihr die Heirat eures Neffen mit der Tochter des Barbiers geschlossen habt; und alles dieß kann morgen auf die Weise wie ich euch sagen werde, abgethan werden."

Zweihundert und sieben und neunzigster Tag.

Während die beiden Freunde sich so besprachen, that der Barbier seinerseits einen ihnen sehr gelegenen Schritt. Er war zu Narilha gegangen, sich gegen sie zu erklären:

„Wie beträgt sich denn Badur?" sprach er zu ihr; „er kömmt nur in mein Haus, um unsinnige Reden zu führen, er läßt sich auf lächerliche Weise scheeren und zustutzen: habt ihr ihn zum Narren gemacht, oder laßt ihr ihn beschneiden? Er prangt immer mit einem dicken Blumenstrauße, ohne meiner Tochter eine einzige Blume zurückzulaßen. Ich sehe ihn hier zu euren Füßen: laßt ihr euch etwa von ihm anbeten? denn er ist so dumm, daß ihr ihn leitet, wie ihr wollt. Ich mag keinen so wunderlichen Gesellen zum Schwiegersohn; wenn dieser, aus Mangel an Verstand, einer Leitung bedarf, so verlange ich, daß keine andre Frau, als die seinige, sich damit befasse."

Der Barbier, der diese Worte mit der den Leuten seines Gewerbes eigenthümlichen Geläufigkeit aussprach, bemerkte, daß Narilha vor Zorn roth ward und ergrimmete; er fand es für gut, sie aufs Aeußerste zu treiben:

„Versteht ihr mich, gute Frau?" sprach er, indem er zwei Schritte vortrat. —

„Ob ich dich verstehe! du Bartkratzer des Satans, du beschnittener Schuft; willst du Narren zu befehlen haben, so suche sie bei deinesgleichen! behalt deinen Bankhart von Tochter für dich; mein Sohn ist nicht für sie: ihr seid solche Leute, daß wir erröthen müßten, mit euch irgend eine Verbindung zu haben." —

„Ihr gebt mir also mein Wort zurück," antwortete der Barbier, der an sich zu halten suchte, „ich bin euch dafür verbunden, und werde euch nie mehr daran mahnen. Aber es sind wohl schon zwei Jahre, daß euer Mann und euer Sohn meine Barbierstube besuchen, ohne jemals einen Pfennig zu bezahlen: ich muß wenigstens ein Trinkgeld für meine Lehrburschen dafür haben."

„Ei! wer hat dir denn schon deinen Lohn sammt dem Trinkgelde verweigert?" erwiederte die Obsthändlerinn: „giebt es irgend einen Handwerker in Bagdad, der sich über uns beklagen kann? — Da," setzte sie hinzu, in dem sie höhnisch sechs Zeckienen auf den Tisch warf, „da ist Geld für den Herrn Bartscheerer und für seine Burschen; man kann es nicht theuer genug bezahlen, sich nur von ihnen zu befreien: — und jetzo verlaß mein Haus auf der Stelle."

Bei dem Anblicke des Goldes, riß der Barbier die Augen weit auf. „Dieses Weib ist entschieden närrisch," sprach er bei sich selber; „sie wirft mir ihr Geld an den Kopf; und wenn ich mir einfallen laße, ihr noch ferner zu widersprechen, so könnte ihren Händen gar etwas mörderisches entwischen: ich will also nur gehen." Mit diesen Worten, drehte er sich kurz um und ging weg.

Auf dem Wege nach Hause begegnete der Barbier dem Kassanak, der so eben von dem Garten Besitz

genommen und alles angeordnet hatte, um den Handel seines Neffen sicher zu stellen; noch voll von seinem Abenteuer, redete der Barbier ihn an und fragte:

„Stehet ihr noch in irgend einer Verbindung mit Dalhuk, eurem vormaligen Schwager?“ —

„Gar nicht mehr, seitdem er auf Anstiften seines boshaften Weibes meinen lieben Neffen aus dem Hause gejagt hat, den ich zärtlich liebe, und der es so sehr verdient geliebt zu werden.“

„Wißt ihr,“ fuhr der Barbier fort, „daß das Weib, von welcher ihr redet, ganz verrückt ist?“ —

„Ich kenne sie schon seit langer Zeit, sie ist nie verständig gewesen; aber es ist wahr, daß sie gegenwärtig einen entscheidenden Anfall hat, der alle Kunden von ihrer Bude verscheucht, welche sie so schlau an sich gezogen hatte. Ich habe diesen Umstand benutzt, meinem Neffen ein Gewerbe einzurichten, welches, wie ich hoffe, blühender werden soll, als das seines Vaters; er hat jetzo die schöne Bude an der Ecke des Platzes, wo nunmehr alle Kunden Narilha's sich einfinden; sie scheinen höchst zufrieden mit meinem Neffen, der auch der bravste Junge in Bagdad ist.“ —

„Aber wenn euer Neffe genöthigt ist, die Früchte erst einzukaufen, um sie wieder zu verkaufen, so wird er keine sonderlichen Geschäfte machen.“ —

„Mein Neffe bezieht alles nur von sich selbst. Er ist Eigenthümer des schönsten Gartens in unsrer Umgegend; sehet hier den Kaufbrief, und die Quitung. Der arme junge Mensch hat theilnehmende Freunde gefunden; man hat sich beeifert, sein Gedeihen zu befördern: es fehlt ihm nur noch, daß er eine Frau finde, welche ihm helfen kann; denn, allein wie er ist, und da sein Verkehr täglich zunimmt, so bedarf er jemands, der sein Hauswesen besorgt."

„Ich habe früherhin bemerkt," sagte der Barbier hierauf, „daß er Zuneigung zu meiner Tochter hatte, der er auch keineswegs misfiel, und ich selber hatte ihn herzlich lieb: Dalhuk wäre auch mit dieser Heirat zufrieden gewesen; aber sein Weib wollte sich von keiner Zeckiene trennen. Ihr seid auch Vater, und wißt so gut, als ich, daß unser erstes Trachten ist, unsere Kinder zu versorgen: mich bindet aber jetzo keine Verpflichtung mehr, euer Neffe ist ansäßig, und will er noch die Hand meiner Tochter haben, so gebe ich sie ihm gern."

„Ich nehme sie für ihn an," antwortete Kassanak, indem er dem Barbier die Hand reichte. „Morgen Vormittag will ich zu Dalhuk gehen, ihm unsere Uebereinkunft mittheilen, und ich habe ihm dabei solche Neuigkeiten zu erzählen, daß er sich gern unseren Wünschen fügen wird. Ich bringe ihn sodann mit mir nach der Stadt, wir holen im Vorbeigehen den

Kadi ab, die Heirat wird auf der Stelle geschlossen, und am Abend ist die Hochzeit. Narilha muß nichts davon erfahren, als bis alles abgethan ist, damit sie sich nicht mehr widersetzen kann."

Der Barbier kam so voll Freuden nach Hause, daß er sie kaum zurückhalten konnte; der mächtige Hebel des Goldes allein hatte ihn zu der Heirat des albernen Badur mit seiner Tochter bewogen: aber der neue Bräutigam schien ihm in aller Hinsicht weit vorzüglicher; er eröffnete alles seiner Tochter, die eben keine Mühe hatte, sich zu Gunsten ihres ersten Geliebten zu entscheiden.

Während diese Heirat veranstaltet wurde, gingen der Narilha und ihrem Sohne die seltsamsten Einbildungen durch den Kopf. Beide waren höchst zufrieden, mit dem Barbier alle Verbindung abgebrochen zu haben:

„Das Pack, das Hundevolk!" sagte die Mutter.

„Oh! ich gehöre nicht mehr zu dieser Rasse da," sagte Badur, „und ich vermeine, daß man mir nicht mehr so in die Nase lachen soll, wie man sonst wohl that."

Darnach träumte jedes von ihnen auf seine Weise weiter.

„Ah!" sagte Narilha bei sich selber, „wenn ich auch nur täglich mein Obst, und das Obst von Anderen, für einen so guten Preis verkaufte, so würde

ich bald mein kleines Behältnis gefüllt haben! Ich wäre genöthigt einen Geldkasten anzuschaffen . . . aber wo sollte ich den verbergen? Nun, wir werden nicht immer in diesem Hause bleiben, und anderswo mehr Raum haben . . . Wenn man in Bagdad inne wird, daß meine Früchte verschwinden, ohne daß jemand aus der Stadt etwas davon gekauft habe, so muß man wohl ein Geheimnis vermuthen; ich mag mein hohes Glück auch noch so tief verschweigen, man wird dennoch wider meinen Willen erfahren, daß ich die wirkliche Geheime Ober-Obsthändlerinn des Sternenhimmels bin . . . Oh, das ist ein prächtiger Stand! Ich werde einen prächtigen Palast beziehen, und anstatt meine Waaren unter einem Zelte vor meiner Thüre auszustellen, werde ich die Früchte in Pyramiden zwischen den Säulen um meinen Palast aufschichten; ich sehe schon alle diese schönen Früchte bis zum Gewölbe aufsteigen . . . Oh! welch ein schöner Anblick! was für prächtige Pyramiden! Man könnte keine so prächtigen aus Saphieren, Smaragden, Topasen und Rubienen aufbauen! . . . Gewiß wird der Chalyf sich dieses bezaubernden Schauspiels erfreuen wollen, er wird seine Favoritinnen herführen, und sie werden überglücklich sein, aus meiner Hand die Früchte zu empfaugen, welche für die Sterne bestimmt sind . . . Man wird überall nur von der Obsthändlerinn des Himmels reden, und alle übrigen

in Bagdad werden neidisch auf mich sein. Dann wird man auch vernehmen, daß mein Sohn mit dem Morgenstern vermählt ist . . . und da die Sterne auf das Schicksal aller Menschen Einfluß haben, so werden mir alle Großen des Reichs den Hof machen; vielleicht sind sogar einige Könige unter dem Haufen; denn, wie mächtig sie sein mögen, doch sind sie selten mit ihrem Schicksale zufrieden . . . Ich werde mich auf Bedingungen mit ihnen einlaßen; und da es erniedrigend für mich wäre die Frau eines Töpfers zu bleiben, so werde ich ihm eine ehrenvolle Stelle geben laßen . . . Er ist zwar unwissend; aber mit etwas Gepränge wird er sie eben so gut ausfüllen, als ein andrer . . . Ah! binnen kurzer Zeit muß ich eine Emirsfrau sein . . . Auf dem Wege nach dem Palaste werde ich diesem Hoflieferanten begegnen, der sich so gegen mich vergessen hat, ich werde den Vorhang meiner Sänfte aufheben, und mit einem Blicke werde ich ihn für seine Unverschämtheit bestrafen: er soll den Abstand gewahr werden zwischen dem Hoflieferanten des Chalyfen und der Obsthändlerinn des ganzen Sternenhimmels; denn wenn ich auch eine Emirsfrau werde, will ich jedoch stäts die Kundschaft des Himmels behalten; das dabei abfallende Geld streicht sich so gut ein . . . Was meinen Sohn betrifft, so wird ihn seine Gemahlinn gewiß zu einem Prinzen machen, vielleicht läßt sie ihn sogar irgendwo regieren! Er

hat zwar nicht viel Verstand, aber seine Minister werden ihm schon damit aushelfen."

Also träumte Narilha.

„Morgen," sagte seinerseits Badur für sich, „werde ich mich wieder scheeren laßen; denn ich finde mich so unendlich viel schöner ... Ich bin also verliebt in einen Stern! Die Liebe ist doch wahrlich ein seltsames Ding, denn ich habe sie, und ich fühle es nicht; es wird indessen wohl noch kommen ... Aber wie soll ich es anstellen, mich dem Gegenstande meiner Zärtlichkeit zu nähern? ... Wird sie herabkommen, oder muß ich hinaufsteigen? Ich habe Melonen in die Luft aufsteigen sehen; wären es Kürbisse gewesen, es würde nicht minder geschehen sein! ... Ich will also in einem Kürbiß aufsteigen ... Meine Mutter hatte mich gelehrt, der Barbierstochter Süßigkeiten zu sagen, als ich sie heiraten sollte; was soll ich nun zu meiner Sternenbraut sagen? ... „Ihr seid recht rund, recht weiß, recht glänzend!" ... Ich glaube, das wird nicht übel sein ... Auf alle Fälle kann ich den Herrn Armenier zu Rathe ziehen; er hat mir von einer Sprache gesagt, welche keine Selblauter hat, ich will ihn bitten, mich die Worte zu lehren, welche ich sagen soll, und mein Benehmen zu leiten; denn er kennt die Gebräuche der Sterne viel besser, als ich."

Während Badur sich so seinen ausschweifenden Träumereien überließ, kam die Nacht heran, und am

Himmel erschienen die zahllosen Sterne, einer immer glänzender, als der andre.

„Welches ist denn meine Braut?“ sagte der lächerliche Liebhaber; „je mehr ich suche, je weniger kann ich sie herausfinden ... Aber weil man sagt, daß sie die Heiterkeit lieben, so will ich sie alle anlachen; meine Geliebte wird wol wissen, daß ich ihr zu gefallen lache.“

Und alsbald stieß er ein gezwungenes Gelächter aus, welches die Saumthiere im Chor beantworteten, die Dalhuk eben in den Stall brachte.

„Sehr brav, Badur!“ sagte sein Stiefvater zu ihm, „du ermunterst meine armen von Arbeit ermüdeten Thiere; das wird ihnen wohlthun.“

Zweihundert und acht und neunzigster Tag.

Aber der folgende Tag sollte alle Abenteuer zur Entwickelung bringen. Die Obsthändlerinn, besser versehen, als gewöhnlich, erwartet mit Ungeduld den Hoflieferanten; endlich kömmt er an, sie verkauft ihm ihre Früchte noch theurer, als an den vorigen Tagen, und wird noch freigebiger dafür bezahlt; sie scheint sich schon zum voraus der Reichthümer zu überheben, welche sie sich verspricht, und bemüht sich jetzo schon, ein vornehmes Wesen anzunehmen. Der Armenier

bemerkt es wohl, er scheint sich daran sehr zu belustigen, ist aber zugleich sehr geschäftig, die Waaren aus der Bude verschwinden zu laßen. Der närrische Badur versuchte es auch, einige Granaten in die Luft zu werfen, und da er sah, daß sie nicht wieder herabfielen, fing er an, sich schon im Verkehr mit dem Himmel zu wähnen, und fuhr in der Arbeit fort, bis er sich ganz in Schweiß gesetzt hatte.

„Brav, mein Freund, brav!" sagte der Armenier zu ihm; „eure Dienste, wie ich sehe, werden immer angenehmer." —

„Ihr glaubt es also?" —

„Ob ich es glaube! ihr seid ohne Zweifel der glücklichste der Menschen, und binnen kurzer Zeit werdet ihr den Beweis davon haben."

„Ich möchte wohl wissen," sagte Badur, „wie dieses Glück da beschaffen sein mag; denn mich dünkt, daß ich meine Geliebte in meiner hohlen Hand tragen könnte!"

„Die Entfernung täuscht euch," erwiederte der Armenier, „sie ist eben so groß, als ihr." —

„Aber wenn das ist, so muß sie ganz Gesicht sein, wie der Mond?" —

„Nein, nein: sie hat Arme, Hände, Beine und Füße, ganz wie ihr: es ist, als wenn ihr nachts ein junges reizendes Mädchen sehet, die ein großes

leuchtendes Johanniswürmchen auf ihrem Kopfputze trägt.“ —

„Ah! ich verstehe; meine Frau darf nur ihren Kopfputz abnehmen, und sie ist ein Weib wie andere: ich aber will ein solches Leuchtwürmchen auf meinen Kopf setzen, und dann bin ich auch ein Stern.“ —

„Wie ihr doch den Himmel errathen habt, als wenn ihr schon einmal dort oben gewesen wäret!“

„Es fällt mir aber etwas ein,“ fuhr Badur fort: „wenn ich nun in der Luft bin, wie werde ich darin gehen können?“

„Viel leichter, als auf der Erde,“ versetzte der Armenier, „die Wege sind dort viel besser gebahnt.“

Dann wandte er sich zu Narilha, und sagte: „Wohlan! da seht ihr nun die Fortschritte eures Sohnes: in einem Augenblicke hat er mehr gelernt, als die berühmtesten Sterndeuter, welche ihr Gesicht verderben, um die Sterne zu beobachten.“

Obwohl es Narilha nicht an Verstand fehlte, so war sie jedoch sehr unwissend, und suchte sich in Betreff ihres Sohnes noch mehr zu verblenden. Zerstreuet bei seinem Gespräche mit dem Armenier, ließ sie sich überreden, daß Badur nur verständige Reden geführt hätte, und schmeichelte sich, die Entwickelung seines Geistes reißende Fortschritte machen zu sehen. Ihrerseits wollte sie nun auch einige Neugier über die Bewohner des Himmels bezeigen, und fragte Kassanak:

„Sind sie denn auch schön geputzt?“

„Ihre Gewande,“ antwortete er, „sind, wie ein zarter Lufthauch: man sollte sie mit dem Blütenstaube der Tamarinden bestreut wähnen; und dieses, verbunden mit dem natürlichen Wohlgeruch ihrer Leiber, bewirkt, daß ich die Empfindung bei ihrer Annäherung mit nichts anderm vergleichen kann, als mit dem Duft eines Straußes von Rosen, Nelken und Orangenblüten.“

„Oh! das ist was für mich,“ sagte Badur; „ich bin ganz vernarrt in die Blumen, ich werde die Nase beständig über dem Strauße haben . . . Ei, wann kann ich denn diesen köstlichen Duft einathmen?“

„Diesen Abend noch, wenn ihr wollt,“ antwortete der Armenier; „gehet hinaus vor die Stadt in den Garten eures Vaters: gegen eilf Uhr wird eure Geliebte in dem schönen Kanal, der sich längs eurem Grundstücke hinzieht, ein Bad nehmen; entkleidet euch, und schwimmet zu eurer schönen Sternenbraut hin, liebkoset, aber sehr leise und bescheiden, dem Wasser, in welchem ihr sie sehet; denn wenn ihr ungestüm zuführet, so könnte das Johanniswürmchen herabfallen, und die Schöne würde euch entschlüpfen: folget ihr bis ans Ende des Kanals, und setzt nicht eher den Fuß ans Land, als bis ihr sie erreicht habt; sie wird sich leichter als ihr auf den Sand schwingen. Für das Uebrige, mein lieber Badur, brauche ich euch

keine Anweisung zu geben; es genügt euch, zu wissen, daß ihr, um euch auf der Stelle mit ihr zu vermählen, weder Kadi noch Zeugen nöthig habt; die Mädchen des Himmels machen keine Umstände."

„Da wird auch Geld gespart!" sagte Badur; „es ist schon genug an dem, was ich morgen dem Barbier geben muß. Aber wer wird mich meine Braut unter allen den anderen Sternen kennen lehren?" —

„Euer Gärtner. Saget ihm, er solle euch im Euphrat den Morgenstern zeigen, und er wird ihn euch auf der Stelle schauen laßen; denn nicht am Himmel dürft ihr ihn suchen."

„Darnach nahm Kassanak Abschied von Mutter und Sohn, und versprach am nächsten Morgen wiederzukommen.

Als er weggegangen war, und Narilha über das, was sie eben gehört hatte, nachdachte, kam es ihr sehr seltsam vor: aber das Gold in ihrer Hand beruhigte sie; sie ging hin und verschloß es in ihr Behältnis. In dem Maaße wie dieses sich füllte, ward ihr Kopf leer, und verdunstete ihr Verstand: sie verstattete ihrem Sohne, sein Glück ihm Euphrat zu versuchen.

Zweihundert und neun und neunzigster Tag.

Während beide sich so mit den lächerlichen Anstalten zur Förderung ihres Glückes beschäftigten, war Kassanak zu seinem Schwager Dalhuk in den Garten gegangen, wo er beschäftigt war, Früchte zu sammeln. Er fand ihn eingenommen gegen seinen Sohn Il = Dalhuk: als er aber vernahm, in welches gute Gewerbe sich sein Sohn durch sein gutes Betragen gesetzt hatte, als er den Kaufbrief des Gartens und die Quitung sah, war er genöthigt, einzuräumen, daß er von Narilha verleitet worden war. Er vernahm zu gleicher Zeit, daß sein alter Freund, der Barbier, die frühere Verabredung mit seiner Frau aufgehoben hätte, seine Tochter an Il = Dalhuk geben wollte, und man nur ihn erwartete, um den Heiratsvertrag zu vollziehen. Er war hocherfreut über diese Nachricht, überließ es seinem Gärtner, die Früchte einzusammeln, und ging alsbald mit Kassanak hinweg zu dem Kadi.

Unterweges vernahm er noch ganz andere Dinge: er erfuhr, daß seine Frau einen Schatz besäße, welchen sie vor ihm verheimlichte, daß derselbe aus allem bestände, was sie ihm schon gestohlen hätte und noch täglich entwendete; daß sie innerhalb dreier Tage an einen Armenier für mehr als hundert und funfzig Zeckienen Obst verkauft, und sich mit allen Einkäu=

fern in Bagdad überworfen, die glücklicherweise in Il-Dalhuks Bude alles Nöthige gefunden hätten; daß dieser alle ihre Kunden an sich gezogen, und also für sein Haus nichts verloren wäre.

„Bedenket, mein lieber Dalhuk," fügte sein Schwager hinzu, „wie sehr dieses Weib euer Vertrauen misbraucht hat! Sie verbarg euch alles, und überhäufte euch mit Arbeit, um einen Schatz zusammen zu raffen, dessen sie allein genießen wollte: ich weiß den Ort, wo er verborgen liegt, wir können uns leichtlich desselben bemächtigen; demnach müßt ihr euch von diesem verbrecherischen Weibe trennen; verstoßet sie vor dem Kadi. Ihr werdet in ihrem Verstecke viermal mehr Geld finden, als ihr bedürft, um ihr das Heiratsgut zu geben, zu welchem ihr euch verpflichtet habt; und weil sie sich gestellt hat, als sei sie nackt und bloß zu euch gekommen, so laßt sie eben so wieder gehen."

Diese Aufklärungen setzten Dalhuk in Wuth gegen Narilha; aber es bedurfte nicht weniger, um ihm die Augen zu öffnen.

Sie gingen zu dem Kadi, und von dort nach dem Hause des Barbiers, wo die Hochzeit mit allen Ausdrücken einer reinen und ungetrübten Freude gefeiert wurde.

Unterdessen herrschte die Unruhe in Narilha's Hause. Die Nacht war gekommen; Badur war zu seinem Stelldichein gegangen; Dalhuk kam nicht mit dem Obste: was konnte vorgegangen sein? Wenn morgen keine Früchte da sind, womit dann die Himmelskörper versehen?

Endlich, in dem Augenblick, als die Stadtthore sollten geschlossen werden, kömmt der Gärtner Dalhuks mit einer halben Ladung Obst, und berichtet, daß sein Herr seit zehn Uhr Morgens mit einem Manne weggegangen, der ihn abgeholt habe.

Was sollte Narilha thun, da sie nicht einmal ihren Sohn bei sich hatte, um ihn in Bagdad wenigstens nach den vom vorigen Tage übriggebliebenen Früchten auszuschicken? Sie sah sich schon in Gefahr, ihr Glück zu verscherzen. Ach! welches Unwetter sollte über den armen Dalhuk ausbrechen!

„Ja," sagte sie, „zu welcher Stunde er auch nach Hause kommen mag, er soll auf der Stelle hingehen, mir Obst zu schaffen; giebt es keines innerhalb der Stadt, deren Thore geschlossen sind, so will ich ihn lieber zwingen über die Mauer zu springen, als es einen Tag an dem Bedarfe der Sterne mangeln laßen."

Schon hatte die Hälfte der Nacht ihren Lauf zurückgelegt, als mitten unter den Beunruhigungen dieses thörichten Weibes, Dalhuk an seine Thüre pochte,

nicht als ein Mann der über sein spätes Ausbleiben Vorwürfe befürchtet, sondern als Herr des Hauses.

„Er ist ohne Zweifel betrunken," sagte Narilha; „aber er soll seine Ausschweifung theuer bezahlen!"

Zu gleicher Zeit öffnete sie die Thüre mit einem Strome von Scheltworten.

„Nichtswürdiger Trunkenbold!" sprach sie zu ihm, „du willst uns also an den Bettelstab bringen? Was hast du gemacht? wo kömmst du her? So verläßt du deine Frau und dein Kind, um dich deinen Lastern hinzugeben? Ich werde meine Klage vor den Kadi bringen; er soll mir Genugthuung gegen dich verschaffen, du liederlicher Schandbube! Denkst du denn, daß ich dich nach Gefallen deinen Rausch werde ausschlafen laßen, bevor die Bude für morgen mit Obst versehen ist? Ich weiß nicht, was mich zurückhält, dir Arme und Beine entzwei zu schlagen?"

Dalhuk war etwas angetrunken; aber er hatte seine Unterweisung von Kassanak und dem Barbier so gut inne, daß er, mit einem dicken Stocke bewaffnet, und entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dennoch die Geistesgegenwart behielt, keins von beiden zu gebrauchen.

„Zornwüthiges Weib!" sprach er, „setze dich nieder, und besinne dich. Wir sind uns gegenseitig genaue Rechenschaft von unserm Betragen schuldig. Hier ist die meinige.

Gestern war ich in meinem Garten, als mein Schwager Kassanak mich aufsuchte, um mir zu melden, daß mein Freund, der Barbier, seine Tochter meinem Sohn Il=Dalhuk zur Frau gäbe, und daß ich auf der Stelle kommen müßte, den Heiratsvertrag zu vollziehen: alles das ist nun geschehen, und ich komme dorther."

„Und du hast die freche Stirn, mir zu sagen," versetzte Narilha, „daß du meine Geschäfte verlaßen hast, um deinen Dummkopf von Sohn mit der Tochter eines Unverschämten zu verheiraten, der gestern hieher kam, uns, mich und meinen Sohn, zu beschimpfen?"

„Gemach! der Barbier ist mein Freund, und er ist nicht unverschämter, als ein andrer; und wenn es hier einen Dummkopf giebt, so ist dein Sohn der einzige, welchen ich deshalb in Verdacht haben kann."

Die Festigkeit und Kaltblütigkeit Dalhuks verwunderten Narilha dermaßen, daß sie, gereizt, diese ihr zugefügte Beschimpfung zu rächen, es gern durch die gewaltsamsten Mittel gethan hätte; aber Waffen und Entschlossenheit fehlten ihr: ihre ohnmächtige Wuth verwandelte sich plötzlich in Verzweiflung, sie wälzte sich auf dem Boden, rang die Hände, stieß ein gräßliches Geschrei aus, und endigte damit, in Thränen zu zerfließen und in Ohnmacht zu sinken.

Dalhuk war auf diesen Auftritt vorbereitet; alles war ihm gleichgültig, wofern ihm nur die Zeckienen nicht entwischen konnten, welche ihn in den Stand setzten, sich schleunig von einem Weibe zu befreien, deren Falschheit er nun erkannt hatte; er legte sich nicht nieder, sondern wartete ruhig den Verlauf ab. So vergingen die Stunden, und der Tag kam. Als Narilha aus ihrer Ohnmacht sich wieder etwas erholt hatte, lauerte sie auf eine Regung des Mitleids und der Schwachheit ihres Mannes, um sie zu misbrauchen: sie wartete aber vergeblich; Dalhuk blieb in seiner Gleichmüthigkeit ihr gegenüber sitzend, das Kinn auf seinen Stock gestützt.

„Dieser Mensch da,“ sagte sie bei sich selber, „ist plötzlich ganz verwandelt. Es ist Kassanak, es ist der verwünschte Bartscheerer, die ihn so unbeugsam gemacht haben! Wie soll ich es anstellen, mich zu rächen? wie meinen Mann wieder herumbringen? . . . Aber, zuvörderst, wie kann ich hier den Hoflieferanten der Sterne empfangen, mit dem ich heimlich zu sprechen habe? Er allein könnte mir helfen; er hat so mächtige Freunde, daß er mir leicht Mittel verschaffen kann, mich von Leuten zu befreien, die mir übelwollen. Ich will mich sanftmüthig stellen, um meinen Mann von hier zu entfernen.“

Hierauf nahm sie einen weichen Ton der Stimme an, und sprach zu ihm:

„Ihr müßt ermüdet sein, mein lieber Freund; und ich fürchte, ihr könntet krank werden: geht und leget euch schlafen. Ich will unterdessen, so gut ich vermag, die wenigen Früchte anordnen, welche wir haben.“

„Und für wen denn?“ fragte Dalhuk: ich weiß, daß kein Einkäufer aus Bagdad mehr herkömmt, ihr habt alle Kunden verscheucht.“

„Das ist eben kein großer Schade, ich habe Fremde gefunden, an die ich sie verkaufe und von denen ich gut bezahlt werde.“

Zugleich zeigte sie ihm fünf bis sechs Zeckienen und etwas Münze, und fügte hinzu:

„Hier ist Geld, es hat der Haushaltung an nichts gefehlt, und mein Obst ist verkauft worden.“

Dreihundertster Tag.

Dalhuk war nicht wenig überrascht, seine Frau dieß Geld vorzeigen zu sehen; es war das erstemal, daß es ihr eingefallen war: alles was sie sonst eingenommen hatte, war immer schon, wie es hieß, zum voraus verwendet. Aber er war vorbereitet, und bemerkte zugleich die Schlinge und die Unredlichkeit. Er nahm die Zeckienen nicht, sondern blieb ruhig auf seinem Sitz, und beobachtete Narilha, die unter erzwun=

genen Thränen die Früchte, welche der Gärtner ihr gebracht hatte, aufs beste anordnete.

„Ihr wollt euch also nicht schlafen legen, mein Lieber?" sprach sie zu ihm; „ihr werdet euch Schaden thun."

„Nein," erwiederte er, „ich bedarf keiner Ruhe."

„Aber, in diesem Fall," fuhr sie fort, „würdet ihr, anstatt hier zu verweilen, besser thun, in irgend einen Garten zu gehen, um unsere Bude vollständig mit Obst zu versehen: ich erwarte einen vortheilhaften Kunden, den wir mit dem Beßten bedienen müßen; er hat mich gebeten, es geheim zu halten, und wenn ihr thut, was ich euch sage, so sollt ihr bei eurer Rückkehr erfahren, wer er ist." —

„Ich will es lieber von ihm selber vernehmen, und euch euer Geheimnis laßen."

„Der abscheuliche Mensch!" murmelte Narilha zwischen den Zähnen; „er wird unsern ganzen Handel verderben. Warum hatte ich auch nur fünf bis sechs Zeckienen in der Tasche behalten? hätte ich ihm dreißig oder vierzig gezeigt, er würde weniger hartherzig sein." —

„Da ihr nicht ausgehen wollt," fuhr sie fort, „so muß ich selber einen Korb nehmen und ausgehen, Obst zu suchen." —

„Nein, ich will nicht haben, daß ihr ausgehet: ihr müßt mir hier die Gesellschaft empfangen helfen, die sich bald einstellen wird.“ —

„Er bleibt, bis der Armenier kömmt,“ fuhr sie fort vor sich selber zu sprechen; „und ich werde nicht mehr Zeit haben, diesen insgeheim von allem zu unterrichten, was vorgegangen ... Aber es fällt mir ein, die unsichtbaren Hände, welche ihn so gut bedienen, können uns auch wohl, wenn er will, von einem Ueberlästigen befreien, der unser Glück umstürzen will ... Ich bin in einer Ungeduld ... Es fehlt nicht viel daran, daß ich ihm die Augen auskratze ... daß ich ...“

Die lange verhaltene Wuth Narilha's begann gefährlich zu werden: aber die Sonne war schon am Himmel herauf gestiegen, und die Stunde des Handels und Wandels kam heran, als man plötzlich mit verdoppelten Schlägen an die Hausthür pochte.

„O Himmel!“ sagte sie, „da kömmt der Armenier!“

Sie sprang sogleich auf, ihm entgegen zu gehen; aber Dalhuk kam ihr zuvor und öffnete selber.

Es war ein Gerichtsbeamter, der anklopfte, nämlich der Kadi in seinem Faradschi,*) der den Heiratsvertrag des Neffen Kassanaks mit der Tochter des

*) Amtskleid.

Barbiers ausgefertigt hatte; er war nicht allein: der Oheim Kassanak und zwei Gerichtsdiener begleiteten ihn.

„Was giebt es, Dalhuk?“ sprach der Kadi beim Eintritt: „ihr wollt eure Frau verstoßen? Ich komme, die Beweggründe dazu zu vernehmen und der Handlung die gesetzliche Form zu geben.“

„Gnädiger Herr,“ antwortete Dalhuk, „ich habe diese Frau geheiratet, um mein Hauswesen zu besorgen und mir in meinem Gewerbe zu helfen. Sobald sie aber in mein Haus gekommen ist hat sie Unordnung darin gestiftet, und Zänkereien mit meinem Sohn angefangen; sie hat ihn gezwungen, nackt und bloß anderswo eine Zuflucht zu suchen. Ich hatte einen Obsthandel angefangen, der glücklichen Erfolg versprach: aber nicht zufrieden damit, sich allen Gewinn dabei zuzueignen, hat sie noch durch ihre auffallende Narrheit alle Kunden von mir entfernt, um ihnen einen aus den Wolken gefallenen Menschen vorzuziehen . . .“ —

„Ja wahrlich, aus den Wolken gefallen!“ unterbrach ihn Narilha; „er ist aber ganz dazu gemacht, auch wieder hinaufzusteigen und euch als einen boshaften und unverschämten Menschen zu züchtigen; und weil man mich denn doch zwingt, alles zu sagen, ich will ihn bitten, meine Rache zu übernehmen; er

wird es mir nicht abschlagen, sondern aller Welt zu erkennen geben, wer er ist, und wer ich bin."

„Hört ihr es, gnädiger Herr?" sagte Dalhuk.

„Ja," antwortete der Kadi, „ihr Kopf ist gänzlich in Verwirrung; aus diesem Gesichtspunkte will ich alles betrachten, was sie eben gesagt hat, um sie der Strenge der Gesetze zu entziehen."

Zugleich schrieb er alles nieder.

„Ha! behandelt man so, auf die Anklage eines Blödsinnigen, die allgemeine Obsthändlerinn des Sternenhimmels?" rief jetzt Narilha mit zornfunkelnden Augen aus. „Oh! käme nur der Hoflieferant des Himmels oder mein Sohn unter dem mächtigen Schutze der Morgensterngöttinn, welche er diese Nacht geheiratet hat! und ich würde alle diejenigen, die heute gegen mich die Ehrfurcht aus den Augen setzen, in ihr Nichts zurückweisen!"

„Da hört ihr's, gnädiger Herr!" fuhr Dalhuk fort.

„Leider! ja, ich höre es," antwortete der Kadi; „thut, was ihr beschlossen hattet zu thun, ihr seid nur allzu sehr dazu berechtigt."

Und er fuhr fort, alles niederzuschreiben.

„Narilha! Begünstigte des Hoflieferanten der Sterne!" hub jetzt Dalhuk an, „Schwiegermutter des Morgensterns! Geh, ich verstoße dich einmal, zweimal, dreimal!"

Unterdessen wurde die Urkunde darüber aufgesetzt; Dalhuk unterzeichnete sie, und der Kadi übergab sie der Verstoßenen, nachdem er sie zwiefach hatte ausfertigen laßen. Diese Vorsicht war klüglich, denn Narilha zerriß das Papier in tausend Stücke.

„Nun aber," sagte sie, „wo ist mein Heiratsgut? Es kömmt mir zu. Man muß mir zweihundert Zeckienen herbeischaffen, oder mir den mit meinem Schweiße begossenen Garten zuerkennen."

„Zuvor," erwiederte Dalhuk, „gebet mir Rechenschaft von dem Obsthandel, welchen ihr seit drei Tagen mit dem Fremden treibt."

„Da ist die Rechenschaft," sagte sie, indem sie ihm sechs Zeckienen nebst etwas Münze an den Kopf warf.

Jetzo nahm Kassanak das Wort, und sagte:

„Ihr gebt da nicht ein halbes Viertel von dem, was ihr empfangen habt; ich bin's, der das Geld verschafft hat, es beläuft sich auf hundert und vierzig Zeckienen; der Armenier, dem ich sie geliehen habe, hat mir dafür seinen Rock und seine Mütze zum Pfande gegeben; hier ist beides."

Bei dieser Erklärung ward Narilha bestürzt; aber ihre Verwirrung stieg aufs höchste, als jetzo Badur hereintrat: er erschien ganz entstellt durch einen Fluß, der sein Gesicht nochmal so dick gemacht hatte; sein Hals war geschwollen, und mit heiserer Stimme,

durch welche er sich kaum verständlich machen konnte, verwünschte er die Sterne von ganzem Herzen, und sagte:

„Ha! wenn ich mich jemals wieder in sie verliebe, so soll man mir dreimal so viel Ruthenstreiche geben, als ich diese Nacht empfangen habe."

„Was ist euch denn begegnet, mein Freund?" fragte ihn der Kadi; „wenn man euch geschlagen hat, so bin ich dazu da, euch Gerechtigkeit zu verschaffen."

„Gnädiger Herr," sagte Badur, „laßt doch den Sternen die Bastonnade geben! Einer von ihnen sollte meine Frau werden; ich habe ihr einen Blumenstrauß, und mein Bildnis in einem Wasserbecken geschickt; sie hat mich in den Euphrat bestellt, worin es über diemaßen kalt war; indem ich ihr nachging, habe ich mehr als zwanzigmal den Grund verloren, ich habe eine Viertelmeile weit schwimmen müßen; und als ich nun denke, daß sie mit mir ans Land tritt, da habe ich kaum den Fuß auf den Sand gesetzt, als man mich von hinten derbe mit Ruthen streicht; ich drehe mich um, und sehe niemand; man peitscht mich von neuen, ich drehe mich wieder um, aber vergebens. Die mich schlugen, waren immer hinter meinem Rücken; ich floh, und sie verfolgten mich mit unabläßigen Schlägen bis an die Gartenthüre. Ach! ich liebe wohl das Gold, welches uns von dort herkömmt, aber mit ihren Gunstbezeigungen

mag sich vertragen, wer da kann: ich habe die ganze Nacht das Fieber gehabt."

Bei dieser Erzählung war Narilha's Hochmuth gesunken; sie gewahrte, daß sie getäuscht worden, und sah sich völlig entlarvt. Der Kadi hatte siebenzig Zeckienen auf dem Tische hinzählen laßen, und sie sah, daß sie nicht mehr als Heiratsgut herauskriegen sollte.

„Wenigstens wird man mir erlauben," sagte sie, „meine Sachen mitzunehmen?"

„O ja," antwortete der Kadi, „einer meiner Diener mit Dalhuk und Kassanak soll euch dabei helfen."

Als Narilha sah, daß es ihr unmöglich war, ihren Schatz mitzunehmen, gedachte sie, Dalhuk desselben zu berauben; sie raffte ihre Geräthschaften zusammen, ohne ein Auge auf den Winkel zu werfen, wo sie ihr Gold versteckt hatte. Darnach sprach sie zu dem Kadi:

„Gnädiger Herr, so lange ich Dalhuks Frau war, mußte ich ihm gehorchen; jetzt aber, da ich verstoßen bin, trete ich in meine Rechte zurück. Er hatte mir verboten, zu sagen, daß er in einem alten eisernen Topf einen Schatz gefunden hat, der sich noch dort befindet, wo er ihn ausgegraben: dieser Schatz gehört dem Beherrscher der Gläubigen, und die Religion erlaubt mir nicht, einen Diebstahl zu verheimlichen, den

man an ihm begehen wollte; habt die Güte, mir zu folgen, und ihr könnt ihn sogleich wegnehmen laßen."

„Dieser Schatz," antwortete der Kadi, „ist dem Chalyfen bekannt, und er erkennt für Recht, daß Dalhuk sich desselben bemächtige, als eines Gutes, das ihm gestohlen worden."

Bei dieser Antwort war Narilha außer sich; dieser Zustand konnte gefährlich werden; und da sie sich anschickte, wegzugehen, sagte der Kadi zu ihr:

„Wo wollt ihr hin? ihr bedürft der Heilung, man wird euch mit euerm Sohne nach einem Orte führen, wo man alle die Mittel anwenden wird, welche für euch nöthig sind."

Und auf der Stelle führte das Gefolge des Kadi's sie mit ihrem Sohn aus dem Hause. Dalhuk blieb nun allein daheim, und bei ihm Kassanak, dem er von neuen seine Erkenntlichkeit bezeugte."

Während dieser Erzählung hatte die schöne Vaßümeh fortwährend gelächelt; die gute Naneh war von Zeit zu Zeit in lautes Lachen ausgeplatzt, der Schebandad und Vaßümehs Vater schienen zufrieden, und die Nebenbuhler des Erzählers hatten Unruhe bezeigt. Alle erwarteten schweigend Vaßümehs Ausspruch, als der Schebandad also anhub:

„Geliebte Tochter," sprach er zu ihr, „mich dünkt, diese Erzählung hat dir gefallen." —

„Ja, mein Vater; es schien mir, als wenn sie niemand misfiel, und besonders hat sie meine Amme zum Lachen gebracht."

„Man hat wenigstens gelacht," erwiederte Naneh; „ich habe aufmerksam zugehört und mein Theil davon behalten, und ich hoffe wohl, daß diese Erzählung meine kleine Sammlung vermehren wird; aber ich zweifle, daß sie eben so angenehm aus meinem Gedächtnisse wieder hervorgehe, als sie demselben eingegangen ist."

„Nein, meine gute Naneh," versetzte Vaßümeh, „ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du sie sehr gut wiedererzählen wirst. Aber man bereitet uns noch eine andre Erzählung, welche dich vielleicht die vorige vergessen macht."

„Da müßte sie viele Vorzüge in sich vereinigen,“ sagte Naneh; „aber laßt uns zuhören; ich sterbe vor Ungeduld den Anfang zu vernehmen.“

Die Amme schwieg, und der zweite Vetter benutzte die ihm geschenkte Aufmerksamkeit, und begann seine Erzählung:

Heldenthaten und Tod des Hauptmanns Bergspalter und seiner tapfern Genossen.

Erzählung Dobil-Haßens.

Dreihundert und erster Tag.

„Nachdem der Hauptmann Bergspalter*) viele Länder und Völker besiegt hatte, befand er sich in Aegypten in der Nähe der Gebirge dieses Reichs; seine ungeheure Gefräßigkeit war kaum zu ersättigen, und

*) Im Arabischen Raggade.

der Schreck, welchen er aller Welt einjagte, entfernte von ihm die Mittel, seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Eines Tages, als er durch eine Wüste wanderte, führte ihn der Zufall zu der Höhle eines Dervischs:

„Heiliger Mann,“ sprach er ihn an, „ihr sehet hier einen Krieger, der vor Hunger umkömmt: habt ihr nicht etwa ein paar hundert Nüsse zu knacken?“

„Die Ratten haben gute Zähne,“ antwortete der Dervisch, ohne aufzustehen, und indem er fortfuhr über sein Buch nachzusinnen; „sie haben alle Nüsse gefressen, die ich von der Mildthätigkeit der Gläubigen hatte, und haben mir nur die Schalen davon gelaßen: der einzige Vorrath, der mir übrig, ist dieser Nil-Zwieback, den ihr vor meiner Thüre sehet.“

Zu gleicher Zeit wies er auf einen Stein hin, der sechs Fuß lang, und drei Fuß dick war.

„Das da esset ihr?“ versetzte Bergspalter: „Potztausend, ihr seid nicht lecker! Ich kenne dieß Backwerk, die Pyramiden Aegyptens sind davon gemacht, und ich kann euch Bescheid thun. Dieß ist für andere Mägen, als die unsrigen, ein etwas schwer verdaulicher Bissen; erlaubet, daß ich mir ein Stück davon abschneide.“

Zu gleicher Zeit zieht er seinen Säbel, und mit Einem Streiche haut er ein Stück von der Dicke dreier Palmblätter ab: dieß bricht er in mehrere kleine

Stücke, zermalmt sie mit den Zähnen und schlingt sie hinunter.

„Welch ein Säbel! welch ein Arm! welche Zähne!“ sprach der Einsiedler bei sich selber: „mein Hausgeräth ist ziemlich dauerhaft, aber dieser Mensch da könnte in vier Mahlzeiten alles aufräumen: ich muß mir ihn zum Freunde machen. — Herr,“ sprach er zu ihm, „ich bewundre zugleich die Stärke eures Arms und seine Geschicklichkeit, und ich finde außerordentliche Gaben an euch; ich wünsche, eure Bekanntschaft zu machen, und ich hoffe, ihr werdet mich dieser Ehre nicht unwürdig achten: gegen Abenteurer ist man gewöhnlich mistrauisch, aber für einen Mann, wie ihr seid, darf ich keine Geheimnisse haben, noch Umschweife machen. Tretet mit mir in das Innere meiner Höhle; ich habe dort einen Vorrath von Ziegenkäsen und Fladen, welche ich mir ein Vergnügen mache, mit euch zu theilen: kommt herein, wir wollen sie ganz gemächlich verzehren und dabei frei mit einander reden.“

„Sehr gern,“ antwortete Bergspalter; „ich liebe die Leute eures Standes. Ich habe deren mehr als einen gekannt, die nicht ihr ganzes Leben damit verbracht haben, über den Büchern zu murmeln, und ich will euch, mit dem Becher in der Hand, gern die Beichte meiner begangenen Sünden ablegen:“

„Ich habe weder Becher noch Schalen, ich bediene mich nur der Krüge,“ sagte der Dervisch. —

„Und ich behelfe mich lieber ohne Krüge, als ohne Wein.“

„Wein!“ rief der Einsiedler aus: „Wein bei einem Dervisch! Ihr macht, daß mir die Haare in meinem Barte zu Berge stehen! Bedenket, daß ich mich hieher zurückgezogen habe, um ein bußfertiges Leben zu führen: ich trinke nur reines Wasser mit ein wenig Honig vermischt, und bereite daraus ein ziemlich gutes Getränk.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf; aber er mußte sich in die Umstände schicken. Er half seinem Wirthe, die Käse und die Fladen auf dem Tische, der aus einem breiten Steine bestand, hoch aufschichten: es war ein Vorrath für acht Menschen; indessen war es nicht zu viel für die beiden Tischgenossen. Sie saßen auf Sopha's von demselben Stoffe, wie der Tisch, jeder hatte neben sich einen ungeheuern Krug voll Meeth, und die Mahlzeit begann.

Nachdem der Einsiedler den ersten Käse gegessen hatte, ohne nur die Rinde abzuschälen, sprach er: „Laßt uns eins darauf trinken, Bruder!“

Er setzt seinen Krug an, und leert ihn auf Einen Zug.

„Thut mir Bescheid!“ sagte er dann zu Bergspalter, der ihn mit Erstaunen ansah.

„Ihr müßt ohne Zweifel," sprach dieser, bevor er auch trank, „vom Kopf bis zu den Zehen hohl sein, weil ihr diesen Krug ausleeren konntet, ohne einmal abzusetzen? Wenn euch, wie mir, der Magen mit Steinen gepflastert wäre, so würde aus eurem Leibe ein vollständiger Strom hervorgehen."

„Ach, mein Bruder!" sagte der Derwisch, „ich habe mich schon sehr gebessert: seht, weil ich zu viel getrunken, habe ich dieß bußfertige Leben ergriffen: gegenwärtig stille ich wohl noch meinen Durst, aber ich trinke nie mehr zu viel. Ihr habt mich in Erstaunen gesetzt, als ihr meinen Zwieback geschnitten und zermalmt: ich meinerseits will euch durch die Erzählung meiner Geschichte in Verwundrung setzen.

Ich heiße Saufaus;*) und wäre mir, während ich in der Welt lebte, das Wasser nicht zu geschmacklos vorgekommen, so würde ich die Ströme ausgetrocknet haben; indessen hätte man mir nicht aus dem Meere zu trinken geben dürfen, denn die Würze dieses Gebräus hätte mich vielleicht gereizt, es auszusaufen.

---

*) Im Arabischen Ballajah.

Dreihundert und zweiter Tag.

Eines Tages, (ich war damals in Georgien bei einem Manne, der mich gastfreundlich aufgenommen,) hatte man gerade die Weinlese vollendet, und jener den Ertrag der Seinigen eingelegt. Unglücklicherweise befand sich mein Bette zu nahe bei dieser Niederlage: plötzlich wurde ich durch einen so angenehmen Geruch aufgeweckt, daß es mir unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, mich den Gefäßen zu nähern, welche ihn ausdufteten. Ich wagte es, dieses Getränk zu kosten, und sein Wohlgeschmack übte auf mich eine solche Gewalt aus, daß ich in der Nacht zehn Aroben*) ausleerte: dieß war der ganze Ertrag der Weinlese; ich hatte indessen nur zehn Züge gethan. Darüber kam mein Wirth herbei; er behandelte mich als einen Trunkenbold, und ich, empfindlich über diesen Vorwurf, schlug ihn todt. Darnach bereute ich diese Lebhaftigkeit, ich nahm das Derwischkleid, und zwang mich, nichts anders mehr als Honigswasser zu trinken. In Folge dieser Entschließung, irrte ich von Ort zu Ort, wählte die entlegenste Gegend, und habe mich endlich hier niedergelaßen, wo ich mich in Muße mit der Kräuterkunde und der Sterndeutung beschäftige."

---

*) Ein Maaß von fünf und zwanzig Kannen.

„Mein guter Heiliger!“ versetzte der Hauptmann Bergspalter, „weil ihr aus einem Trunkenbold euch zu einem Sterndeuter gemacht habt, so muß ich euch von meinem Zwist mit den Sternen erzählen. Ich bin etwas erbost auf mein Gestirn, und würde es nicht übel nehmen, wenn ihr mir dazu verhülfet, ihm einige Fuchtel mit meiner flachen Klinge zu versetzen, so wie einem seiner Gesellen, um beiden ihren Eigensinn gegen mich auszutreiben.

Ich heiße Bergspalter, und bin in der Hauptstadt Circassiens geboren. Nach dem Bericht eines Sterndeuters, der einer von meines Vaters guten Freunden war, befanden sich am Tage meiner Geburt zwei Sterne, mit guten und bösen Einflüssen schwanger, unterweges; der minder Begabte von beiden ging voran. Drei Frauen hatten an demselben Tage geboren, und jede von ihnen einen Knaben; sie bewohnten drei der vornehmsten Häuser, welche eine von den Ecken der Straße bilden, die nach dem Palaste des Königs führt: „Wir wollen dorthin laufen,“ sagten die Sterne, „und uns, zu Gunsten der Neugeborenen, der Beute entledigen, womit wir uns beladen haben.“ So dahinziehend, streifte der erste über das Haus meiner Mutter, in dem Augenblicke, wo sie mir das Leben gab. Dieses Ereignis machte, daß er einen Augenblick anhielt.“ „Geh doch weiter

nach dem andern Hause," rief sein Gefährte ihm zu. — „Ich kann nicht weiter gehen," antwortete er, „meine Last drückt mich, ich muß sie hier fallen laßen." Und das geschah gerade auf mich. Ich kann euch nicht sagen, was alles in diesem Augenblick seinen Händen entfiel; es ist eine Last, welche ich manchmal sehr ungeduldig trage und welche den Anderen oft beschwerlich fällt; sie hat mich zum stärksten aber zugleich zum unstätesten aller Menschen gemacht: ich darf nichts eigen haben, und muß unaufhörlich von Raub leben. Nichts kann meinem Säbel widerstehen, als allein die Schwachheit eines furchtsamen und zaghaften Menschen; auch greife ich dergleichen nur mit Faustschlägen an, und ihr könnt wohl denken, daß ich nicht einen verfehle. Dieß sind, guter Derwisch, die Geschenke, welche meine Wiege überschüttet haben; der Stern, welcher dem meinigen folgte, war genöthigt, die mir bestimmte Bürde auf ein benachbartes Haus niederzulaßen; und was ließ er dort fallen? ich bitte euch . . . Eine Krone! Ihr seht also, und ich darf es ohne Eitelkeit behaupten, ich habe den Thron nur um eine Thüre verfehlt. Der Sterndeuter sagte zu meinem Vater, daß das Schicksal dabei waltete, ich aber behaupte, daß es Eigensinn war; mein strahlender Gönner hätte wohl seine Gaben eine Thür weiter tragen können . . . Bei Mahomed! wißt ihr, mein guter Heiliger, daß ich toll darüber bin und daß

ich schon manches Mittel angewendet habe, um die Sterndeutung Lügen zu strafen.

Ich habe Kriegsheere versammelt; ich führte sie gut, ich schlug mich noch besser: aber meine Soldaten waren nur Feiglinge; es waren ståts zu viele beim Essen, und zu wenige beim Treffen. Eines Tages drang ich in eine Stadt, ohne zu gewahren, daß meine Leute mir nicht folgten: ich haue alles in Stücken, was sich mir widersetzt; ich verfolge und vernichte alles, was vor mir fliehet; ich schleudre den Brand, wo es zu lange aufgehalten håtte, das Schwert zu gebrauchen; ich plündre alles: mein Heer aber giebt mich verloren, und nicht mehr auf mich rechnend, wird es von einem panischen Schrekker befallen und ergreift die Flucht. Was geschieht nun? Da ich das Land verwüstet hatte, da ich niemand am Leben gelaßen, da mein Kriegsheer zerstreuet war, und ich nun durch die Stårke meines Arms und die Schårfe meines Såbels König geworden war, da fand sich, daß ich über nichts regierte."

„Wie," sagte Saufaus, „ihr hattet auch die Weiber vertilgt?"

„Bei Mahomed!" antwortete der Hauptmann, „ich liebe die Weiber bis zur Wuth: aber bei meinem Anblicke schrien sie, als wenn sie am Spieße ståken; sie flohen, sie warfen eben von den Dåchern mit Steinen nach mir, sie ermuthigten ihre Månner, und ließen

die Hunde gegen mich los. Mein Helm und mein Schild war an zehn Stellen durchlöchert, und ein Bullenbeißer hatte mir das Fleisch aus der Wade gerissen. Ich liebe die Weiber, aber nicht, wenn sie in Wuth sind; denn alsdann vertilge ich alle, die mir vorkommen, alte und junge, häßliche und hübsche; ich schone nichts, was mir Widerstand leistet."

„Ihr habt etwas heißes Blut, mein Feldherr," versetzte der Dervisch; ihr solltet es machen, wie ich, und euch auf Meeth setzen, anstatt alles andern Getränks."

„Schock Mahomed!" rief Bergspalter aus, „euer Meeth macht, daß mir die Zunge am Gaumen klebt, anstatt meinen Durst zu löschen: mein boshaftes Gestirn würde frohlocken, wenn es sähe, daß ich dahin gebracht bin; laßt uns darauf bedacht sein, es zu züchtigen, wenn's möglich ist. Wenn ich nur hinaufsteigen könnte, so wollte ich ihm schon Vernunft beibringen: aber ihr, der ihr ein Sterndeuter seid, könnt ihr nicht mit Hülfe eurer Werkzeuge mich in den Stand setzen, mir selber Genugthuung zu verschaffen?"

„Es läßt sich eine andre Rache bewerkstelligen," sagte Saufaus, „nämlich, euerm Unstern ungefähr denselben Possen zu spielen, wie ich dem meinigen. Hatte er nicht bestimmt, daß ich ein Landstreicher, ein Taugenichts, werden sollte? Hatte er mich nicht verdammt, zu saufen, wie ein Loch? Ihr seht aber, was ich gethan habe: ich habe mich in die Einsamkeit

zurückgezogen, ich trinke Meeth, aber mit Maaßen; und ihm zum Trotze, tauge ich dennoch etwas. Ihr, ein Kriegsmann, müßt einen andern Weg einschlagen. Ihr müßt, um die Uebelstände zu vermeiden, welche mit euren Thaten verknüpft zu sein scheinen, dahin streben, ein Feldherr ohne Kriegsheer zu sein, und euch einer festen Stadt bemächtigen, die weder Thore, noch Gräben, noch Mauern hat, damit die Anstrengung, zu welcher ihr genöthigt werdet, alle diese Widerstände zu überwinden, euch nicht so sehr ergrimme, alles zu vernichten."

„Halt einen Augenblick, mein lieber kleiner Heiliger!" sagte Bergspalter: „weißt du wohl, daß du mit deinen Vorschlägen mir den Kopf schwindlig machst? Bist du verrückt? Oder bist du so tiefsinnig, daß man dich nicht ergründen kann? Was ist das, ein Feldherr ohne Kriegsheer? Wo findet man Vestungen ohne Gräben und Mauern?"

Dreihundert und dritter Tag.

„Ein Feldherr ohne Kriegsheer," antwortete Saufaus, „das ist morgen, spätestens, der Hauptmann Bergspalter, der, ohne Krieger und ohne Troß, ins Feld rücken kann, um zehn Stunden von hier, die Stadt Kallakahabalaba anzugreifen, eine starke

Vestung, obwohl ohne künstliche Vertheidigungswerke.“ —

„Und woraus soll das Heer bestehen, welches sich unter meinen Fahnen versammelt?“ —

„Aus acht Feldherrn, deren jeder auf seine Weise im Stande ist, ein Reich zu erschüttern; und um euch eine Vorstellung davon zu geben, so wisset, daß ich der schwächste von ihnen allen bin: indessen hätte es nur an mir gelegen, wenn ich gewollt, mich zum Herrn von Damask zu machen: das ist eine wohlbewässerte Stadt; und gleichwohl würde es binnen acht Tage an Wasser gemangelt haben, nur die Hühner zu tränken.“ —

„Mein guter Derwisch, mit Recht nennet man euch Saufaus; und jetzo, da ich eure Eigenschaften kenne, finde ich euch ungemein nüchtern: ihr habt da eine furchtbare Gabe; es stände nur bei euch Aegypten zu Grunde zu richten.“

„Oh! dazu,“ antwortete Saufaus, „müßte ich hingehen, den Nil an seiner Quelle auszusaufen, und das ist ein zu weiter Weg.“

„Aber saget mir,“ fuhr Bergspalter fort, „sind die anderen Gesellen, von denen ihr sprachet, auch so außerordentlich, als ihr? Ich brenne vor Verlangen, ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ihr werdet sie morgen sehen,“ sagte der Derwisch, „sie werden die Beweise ihrer Tüchtigkeit vor

euch ablegen. Sie bedürfen eines Kopfes, ihre Unternehmungen zu leiten, denn sie besitzen alle mehr Fähigkeiten, als Verstand; sie müßen ein Oberhaupt haben, das ihnen mit Nachdruck befiehlt und mit seinem Beispiele vorangeht: und das sollt ihr sein."

„Bei Mahomed!" rief der Hauptmann aus, indem er die Augen gen Himmel rollte, „ich bin versucht, meinem Hundegestirn zu verzeihen, daß es mich hieher geleitet hat, weil es mich in den Stand setzt, meinesgleichen anzuführen! . . . Aber, erzählet mir noch von eurer festen Stadt: wer befiehlt darin? was soll man damit machen?" —

„Sie ist einem fremden Zwingherrn, namens Bigstaf, unterworfen; ihr müßt ihn vertreiben. Ein Zwingherr nimmt die Stelle des andern ein, und euer Gestirn wird somit Lügen gestraft; denn, bis auf den Namen, werdet ihr eben so gut herrschen wie ein andrer, und vielleicht noch besser; denn ihr kennet kein andres Gesetz, als euern Vortheil und euern Willen . . . Habt ihr Religion?" —

„Nicht durchaus; indessen bin ich beschnitten." —

„Das ist schon hinreichend." —

„Mein lieber Saufaus, du bist ein bequemer Heiliger, und so liebe ich sie; wenn ich mich nur an deinen Meeth gewöhnen könnte, um mich mit dir zu berauschen! Indessen, bevor ich mich schlafen lege, möchte ich gern noch eine deutlichere Vorstellung von

deiner Stadt Kallakahabalaba haben; denn in meinem Bette pflege ich meine Angriffspläne zu machen."

„Kallakahabalaba," antwortete der Derwisch, „liegt auf einem hohen, einzeln stehenden Berge, dessen Wände ringsumher sechzig Fuß hoch senkrecht behauen sind; nur eine Schnecke vermag sie zu erklimmen." —

„Und wie machen es die Einwohner, wenn sie herabsteigen?" —

„Sie steigen nicht herab; man läßt sie in Körben an eisernen Ketten hernieder: diese Maschienen sind so eingerichtet, daß sie hundert Körbe zu zehn Mann auf einmal mit Waffen und Gepäck niederlaßen, und das ganz leicht und ohne Schwierigkeit; die Bewohner der Umgegend sind so in Furcht vor diesem Schauer von gewaffneten Männern, daß sie sich beeifern, ihre Abgaben an den Fuß des Berges zu bringen; sie füllen damit die Körbe, welche sie vorfinden."

„Bei meinem Barte!" sagte der Hauptmann, „ich will mein bischen Ruhm einbüßen, oder in diesem Handel einen Queerstrich machen . . . Aber was für ein Mann ist dieser Bigstaf, von dem ihr gesprochen habt? Würde er wohl die Ausforderung sich Stirne an Stirne mit mir zu messen ritterlich aufnehmen?" —

„Seine Gestalt ist etwas riesenmäßig, er schreitet, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, eben so leicht einher, als wenn es Federn wären; er bedient sich übrigens nur seiner Keule: sie ist von ver-

goldetem Erz und wiegt fünf und siebenzig Pfund; er spielt damit wie mit einer Aloeruthe, und ich glaube, daß er nur mit demjenigen einen Zweikampf annehmen würde, der ihm eine gleiche Waffe entgegenstellte."

„Ha!" rief Bergspalter aus, „welche Lust soll es mir sein, mich ihm gegenüber zu sehen, so daß ihn mein Arm erreichen kann! Ich will ihm mit meiner Klinge nur die Nasenspitze wegputzen, um das Vergnügen zu haben, ihn die Zähne fletschen zu sehen, bevor er unter meinen Streichen den Geist aufgiebt. Aber ich bin dazu geboren, mit meinem Säbel zu siegen oder zu sterben, und überlaße den Gebrauch der Keule denjenigen, die dazu berufen sind, die Ochsen todt zu schlagen . . . Kömmt denn dieser Mann niemals ganz allein heraus? Könnte man ihn nicht treffen und angreifen, ohne ihm Zeit zu laßen, seinen Vortheil zu benutzen?"

„Er kömmt niemals heraus," antwortete der Dervisch, „außer wenn er er vernimmt, daß jemand sein Gebiet betritt. Leider! hat es zweien unserer Gesellen, Eisenarm*) und Stahlzahn,**) das Leben gekostet, die sich erdreistet hatten, auf seinen Gefilden zu jagen. Sie waren für jeden andern unüberwindlich; er aber hatte sie von seinen Leuten umringen laßen,

*) Im Arabischen Senhadib.

**) Im Arabischen Senbulad.

und während Eisenarm eine Menge derselben mit Faustschlägen erlegte, und Stahlzahn vielen anderen die erstaunliche Kraft seines Gebisses fühlbar machte, kam er selber herbei und erschlug sie allebeide mit seiner Keule."

„Beim Teufel! ich will sie rächen," rief der Hauptmann Bergspalter aus; „eure Erzählung bringt mir das Blut so in Wallung, als wenn er eben meine eigenen Brüder umgebracht hätte; ich brenne vor Ungeduld, alle eure Leute kennen zu lernen. Laßt uns schlafen gehen, um sie zu beschwichtigen; denn ich kenne nur dieses Mittel dagegen."

Dreihundert und vierter Tag.

Saufaus folgte dieser Aufforderung; und beide streckten sich auf einigen Blättern und Thierhäuten im Hintergrunde der Höhle hin.

Sie erwachten mit den ersten Strahlen der Morgenröthe, und verließen die Höhle, um sich zu ergehen, als der Derwisch fernher drei Männer kommen sah.

„Da sind unsere Leute," sprach er. —

„Wie heißen sie?" —

„Ihre Namen verkündigen ihre Fähigkeiten. Der erste heißt Scharfblick:*) er kann auf vierzig Stunden weit eine Nadel auf der Erde erkennen; er ist unser Kundschafter. Der zweite heißt Zieltreffer:**) er vermag seinen Pfeil, auf dieselbe Entfernung, mitten in das Herz eines Apfels zu bohren. Und Schneidewind,***) der ihm folgt, kann binnen fünf Minuten, den Pfeil wiederholen. Sie sollen vor euren Augen ihre Geschicklichkeit zeigen, und ihr möget darnach beurtheilen, welchen Vortheil ihr aus ihnen ziehen könnet."

Während dieser Zeit waren die drei Gesellen herangekommen.

„Freuet euch, Brüder!" rief ihnen Saufaus entgegen: „das Schicksal hat uns hier in diesem braven Ritter weit mehr wiedergegeben, als es uns an Eisenarm und Stahlzahn geraubt: dieß ist der furchtbare Hauptmann Bergspalter, dessen Arm, Säbel und Haupt uns in den Stand setzt, uns an unserm Todfeinde zu rächen, und in Freuden und Frieden auf Erden zu leben. Aber ihr wißt doch, daß wir

*) Im Arabischen Gillarisch.

**) Im Arabischen Nadhertavil.

***) Im Arabischen Karaamek.

heute Mittag essen müßen: solltet ihr ohne Lebensmittel herkommen?"

„Nein," antwortete Zieltreffer, „wir werden nicht übel speisen, wenn ihr nur Fladen habt. Gutrükken*) kam mit uns und trug auf seinen Schultern ein Kalb von sechs Monaten, und unter den Armen zwei Fässer Wein, als es ihm noch einfiel, in einen Garten zu treten, um Salat zu pflücken; er geht einen guten Schritt, und wird nicht lange ausbleiben, wenn ihm kein Unfall zustößt."

Kaum hatte er ausgesprochen, als Gutrücken mit dem Salat um den Hals ankam: es waren drei ungeheure Kohlköpfe an einem Stricke, die seinen Leib auf allen Seiten umhingen: ungeachtet seiner ganzen Ladung, erschien doch sein Gang so leicht, als wenn er einen Sack voll Nüsse getragen hätte. Er setzte seine Last auf den Boden, und Saufaus stellte ihn dem Hauptmann Bergspalter dar:

„Mein Feldherr," sprach er, indem er Gutrücken auf die Schultern schlug, „dieß ist unser Rüstwagen. Zerstöret Städte, schlaget die Kriegsheere, und machet Beute, so viel ihr wollt: dieser Rücken hier läßt nichts nachschleppen; er würde selbst unter dem Gewichte der Schätze Salomons nicht biegen."

---

*) Im Arabischen Bilamisch.

„Bisher," sagte Bergspalter, „hätten diejenigen, die meinen Gewinn weggetragen, nicht eben unter der Last zu keichen gehabt. Wenn ich Beute mache, so setze ich mich in einen Winkel, und esse, so das nichts übrig bleibt. Wer mich so sitzen und verschlingen sähe, sollte glauben, daß ich stäts von Räubern oder Mordbrennern verfolgt würde: das ist mein hündischer Unstern, daß ich fast immer an allem Mangel leiden muß, und dann genöthigt bin, nichts zu verschonen. Aber, mit eurer Hülfe, mein lieber Sterndeuter, dürfen wir hoffen, uns zu rächen . . . Sehet, aus alter Angewöhnung, wünschte ich, daß jenes kleine Kalb, das seine hundert und achtzig Pfund wiegt, schon gefressen wäre."

„Es ist dazu bestimmt," erwiederte Saufaus: „Hola! ho!" rief er seinen Leuten zu: „Gutrücken, zieh das Kalb ab, und mach einen Bratspieß! Scharfblick, Schneidewind, wo ist der Koch?"

Scharfblick durchspähete mit seinen Blicken die ganze Erde, und entdeckte, was das Auge des Menschen selbst mit dem schärfsten Fernrohre nicht zu unterscheiden vermöchte.

„Ha, ha!" sprach er, „ich sehe ihn: er ist ganz in der Nähe, aber er erlustigt sich, Wachteln zu braten, die über seinen Kopf hinfliegen; er rupft sie im Fluge, und frißt sie."

„Ei seht doch," sagte Saufaus, „womit der Landstreicher sich am Tage der Musterung beschäftigt! er bratet die Wachteln in der Luft, damit sie ihm gahr ins Maul regnen! ... Und wo ist denn der Faullenzer Immerschlummer,*) um Lärmen zu schlagen, damit jeder zur Stelle kommen soll?"

„Ich sehe ihn auch," sagte Scharfblick: „er schläft auf einer Heide im Schatten, und schnarcht, daß die Erde bebt; ich begreife nicht, wie ihr ihn hier nicht höret."

„Nun sehet, meine Freunde," sagte Saufaus, „ob wir nicht Kriegszucht höchst nöthig haben? und ob wir nicht überglücklich sind, daß der Zufall uns ein Oberhaupt hergeführt hat? ... Auf, Schneidewind, laß dir anzeigen, wo der Wachtelfresser und der Schnarcher sind, und bringe sie hurtig hieher.

Ihr sehet," fügte Saufaus hinzu, „welche Art Leute jene beiden sind. Der Koch Blasefeuer**) wird euch ein Pröbchen geben von dem, was er vermag; er könnte eine Erzmiene in den Eingeweiden der Erde in Fluß bringen. Was Immerschlummer betrifft, so ist sein Geschick sehr mittelmäßig, aber er hat eine Gabe, die uns sehr nöthig ist: wenn wir ihn im Treffen loslaßen, so verbreitet er überall

*) Im Arabischen Battenilltabur.

**) Im Arabischen Bassaknar.

Furcht und Schrecken; indem er auf seinen Bauch schlägt, bringt er einen Schall hervor, der dem Lärmen von vierzig Trommeln gleichkömmt, während er nur seine zehn Finger an einander reibt; auch stößt er ein entsetzliches Gebrüll aus: er vermöchte die Mauern zusammenzustürzen."

Während Bergspalter diese Erklärungen gemacht wurden, langten Immerschlummer und Blasefeuer an.

„Trommelschläger," sagte der Dervisch zu dem ersten, „ruf unsere Leute zusammen. — Du, Blasefeuer, brate das Kalb, welches Gutrücken an den Bratspieß stecken wird."

Sodann wandte er sich zu Bergspalter und sagte:

„Mein Feldherr, es ist jetzt an euch, diesen braven Leuten zu zeigen, was ihr vermöget. Ihr seht das Kalb am Spieße, und die Kohlköpfe zerschnitten: aber wir haben keine Pfanne, die Bratenbrühe aufzufangen, keine Schüssel, den Kohl zuzurichten: hauet geschicklich ein Schnittchen von dem Zwieback vor meiner Thüre, seiner ganzen Länge nach ab, und verschaffet uns so die nöthigen Gefäße für unsre Brühe und unser Gemüse."

Dreihundert und fünfter Tag.

Der Hauptmann ergriff begierig diese Gelegenheit, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er zieht seinen Säbel, und mit Einem Streiche hauet er ein Blatt, eines halben Daumens dick, von der Steinbank, ihrer ganzen Länge nach ab: er drückt hierauf eine Vertiefung in dieselbe für die Bratenbrühe, und das abgehauene Blatt dient zur Kohlschüssel.

Die Zuschauer, um so geeigneter, etwas zu bewundern, als jeder von ihnen selber in seiner Art bewundernswürdig war, ließen der Leichtigkeit und der Genauigkeit der Arbeit Gerechtigkeit widerfahren.

Indessen war Bergspalter seinerseits neugierig, ein Kalb braten zu sehen, an einem Orte, wo er weder Feuer, noch Kohlen, noch Holz dazu sah. Gutrücken diente als Bratenwender, und der Bratspieß ruhte auf zwei großen Steinen, welche mitten auf einen recht frischen Rasen gelegt waren.

„Wohlan, Blasefeuer," sagte Saufaus, „thu deine Pflicht; du weißt, daß der Braten nicht verbrennen muß, wir brauchen ein gelindes und durchdringendes Feuer; miß es gut ab."

Blasefeuer war ein Mann von That und von wenig Worten; er gebrauchte seinen feurigen Athem auf solche Weise, daß er den ungeheuren Braten, der sich vor ihm drehte, mehr zu vergolden als zu braten

schien; in dem Maaße, wie die Brühe auf den Kohl träufelte, sandte er diesem auch einigen Feuerathem zu, ihn zu kochen.

Der Hauptmann war sehr zufrieden mit der Geschicklichkeit des Kochs, und beeiferte sich auch je mehr und mehr Beweise der seinigen abzulegen: er sah, daß in der Grotte des Dervischs nicht Platz für die Tafel war, wegen eines Granitfelsens, sechs Fuß hoch und eben so breit, der die Mitte der Höhle einnahm, und sagte zu den Umstehenden:

„Tretet ein wenig beiseite, ich will von diesem kleinen Felsen etliche Späne abhauen, welche euch in die Augen springen könnten: wir müßen hier Raum haben für unsern Tisch.“

Zu gleicher Zeit hieb er mit seinem Säbel in den Felsen, und mit einer solchen Geschicklichkeit, daß jedes Stück, welches er abschlug, wie eine Marmorplatte erschien, der nur noch die Abglättung fehlte.

„Welch ein furchtbarer Arm! welch ein gewaltiges Schwert!“ riefen die Augenzeugen dieses Stücks Arbeit aus . . .

„Brüder,“ sprach Saufaus zu ihnen, „dieser ist es, der uns den Weg des Ruhms und des Gewinns bahnen soll.“

Man bemüht sich nun, den von diesem eben so unförmlichen als hinderlichen Block befreiten Raum zu säubern: die beßten sorgfältig aufgehobenen Stücke

dienen zu Bänken um den Tisch, welchen vier oder fünf Säbelhiebe des Hauptmanns zum vollkommenen Viereck gemacht und unterhalb genugsam ausgehöhlt haben, um die Beine zu laßen.

„Niemals hat einer unserer Spießgesellen," sagte Saufaus, „sein Meisterstück so leicht gemacht!"

Immerschlummer strich sich, zum Zeichen der Bewundrung, den Bauch, und diese leichten Reibungen machten schon die Höhle von einem fürchterlichen Getöse wiederhallen.

Indessen bereitete man den Tisch; Blasefeuer trug den Braten auf.

„Wein her, Wein her!" rief Saufaus, indem er einen Sack voll Fladen, funfzig Pfund schwer, brachte. Gutrücken ging hin, die Weinfässer zu holen: aber Bergspalter, der den Durst des Dervischs fürchtete, glaubte, ihn an seine Verpflichtungen mahnen zu müßen:

„Ist denn eure Buße schon beendigt, heiliger Mann?"

„Nein," antwortete Saufaus, „ich muß allerdings einige Züge Meeth thun: aber ich behalte mir einen Krug Wein vor, um mir den Mund auszuspülen."

Man setzte sich zu Tische und jeder that dem Festmahl Ehre an. Man sprach wenig: indessen erzählte von Zeit zu Zeit jeder der Genossen einen Zug seiner Art; und das war immer ein Wunderwerk. Um die Mitte der Mahlzeit, als Saufaus seinen ersten

Hunger etwas gestillt hatte, warf er einen Blick um sich her, und sprach:

„Brüder, wir sind nicht vollzählig; es fehlen uns Wolkengreifer*) und Allvergrößrer,**) und doch sind sie herbeigerufen, da Immerschlummer dermaßen getrommelt hat, daß es weit und breit zu hören war.“

Indem der Dervisch diese Bemerkung machte, erschienen jene beiden an dem Eingange der Grotte.

„Ihr verdientet,“ sprach er zu ihnen, „daß man euch nicht eine Brotrinde zu essen gäbe; ich halte was auf geschickte Männer, aber nur wenn sie ihre Pflicht thun: und wenn ihr morgen auch im Dienste nachläßig seid, so habt ihr euch gegen einen gewaltigern Hauptmann, als ich bin, zu verantworten. Indessen setzet euch, und trinket. Nach Tische sollt ihr herrliche Dinge vernehmen. Ihr seid hier unter den Augen eines großmächtigen Herrn: es ist der berühmte Hauptmann Bergspalter; wir haben ihn zu unserm Feldherrn erkoren, und er wird Heerschau über uns halten. Ich für mein Theil, lege hier meine Probe ab, wie ihr sehet.“

Indem er dieß sagte, soff er seinen ganzen Krug voll Weins auf Einen Zug aus.

*) Im Arabischen Thalahava.

**) Im Arabischen Ilnafak.

Die neuen Ankömmlinge hatten nichts zu erwiedern, verneigten sich bescheiden, und man fuhr fort zu essen.

Als die Mahlzeit beendigt war, sagte Saufaus: „Auf jetzt, meine Brüder, zur Musterung! zugleich laßt uns die nöthigen Speisen für unser Abendessen besorgen. Scharfblick, Zieltreffer, Schneidewind, aufgepaßt!

Scharfblick, ich verlange hundert Pfund Wildpret in vier Stücken. Durchspähe die entlegenen Gestade der Gewässer, suche uns junge Damhirsche, Rehe, Gasellen. Alles muß zart und leicht verdaulich sein."

Der Hellseher ging sogleich ans Werk: anfangs schienen seine Blicke die Umgegenden zu durchstreifen, allmählich entfernten sie sich immer weiter, und schweiften schrankenlos umher.

„Ha!" rief er aus: „ich habe etwas für euch gefunden, hinter diesem Hügel, zehn Stunden weit von hier."

„Zieltreffer," sagte der Derwisch, „spanne deinen Bogen."

Zieltreffer steckte ein Stab vor Scharfblick hin, zur Richtung des Ziels, spannte seinen Bogen, und schickte sich an, den Pfeil abzudrücken:

„Also zehn Stunden?" fragte er Scharfblick. —

„Und dreißig Schritt." —

Der Pfeil fliegt von der Senne, Scharfblick verfolgt ihn mit den Augen, und ruft aus:

„Der Damhirsch ist getroffen!" —

„Auf, Schneidewind, lege deine Siebenmeilenstiefeln an, und hole das Wild her!"

Der Befehl ward auf der Stelle ausgeführt. Saufaus wiederholte diese Befehle dreimal, und binnen einer halben Stunde waren die vier Stücke Wild herbeigeschafft. Man brachte sie Gutrücken, der sie abzog und an den Spieß steckte.

Saufaus untersuchte sodann den Brotsack, und sagte:

„Wie! wir haben nur noch dreißig Pfund Brot? Scharfblick, schau dich um, wo es frisches Brot giebt."

„Da ist zu Masser ein Backofen voll, noch ganz warm;" antwortete er, „der Becker wendet so eben den Rücken, um seinen Ofen zu reinigen." —

„Das ist eine gute Gelegenheit, Brot umsonst zu kaufen; auf, Schneidewind, nimm den Sack, und mache den Einkauf!"

Der Befehl wird auf der Stelle erfüllt, und das Brot ist in der Höhle, noch ehe der Becker es vermißt.

„Ihr seht, mein Feldherr," sprach der Dervisch, „daß die Speisekammer sich füllt. Ah! wenn Gutrücken nur Flügel hätte, so könnten wir auch Wein haben; aber gleichwohl wollen wir nicht verdursten. —

Auf, Wolkengreifer, ergreif diese Wolke, die vorbeizieht, und zwinge sie, hier ihren traurigen Vorrath auszugießen; wenn Hagel dabei ist, desto besser, denn ich liebe sehr das Eiswasser."

Die Wolke schwebte ziemlich hoch: Wolkengreifer zog ein Knäuel Seide aus seiner Tasche, und warf es empor in die Wolke: das Knäuel wickelte sich ab, und das Ende des Fadens kam so weit hernieder, daß man es greifen konnte: jetzo hing sich Wolkengreifer daran, und mit erstaunlicher Schnelligkeit schien er von dem Gewölk emporgezogen zu werden.

„Gefährten," sagte Saufaus, „laßt uns unsere Krüge unter das Wasser stellen, welches herabfallen wird; und da wir keine Kleider zu wechseln haben, so treten wir so lange in die Höhle."

Alle gehorchten, die Wolke strömte hernieder; Wolkengreifer hatte ihr die Seiten gedrückt, und kam mit Hülfe seines Fadens, zugleich mit dem Regen wieder herab.

Dreihundert und sechster Tag.

Bergspalter sah dieses Wunder mit Erstaunen an.

„Gestehet, mein Feldherr," sprach Saufaus, „daß man mit so braven Leuten, unter euren Befehlen, sich glänzende Erfolge versprechen darf.

„Ich habe niemals," antwortete Bergspalter, „eine Versammlung so seltener und so gut in einander greifender Geschicklichkeiten gesehen: es giebt nichts, das wir nicht unternehmen könnten. Ich wälze schon mancherlei große Entwürfe in meinem Kopfe umher." —

„Wartet, saget mir gegenwärtig nichts mehr davon; es würde mich nur zerstreuen. — Ich habe noch etwas Wesentliches vergessen: weil wir nichts als Wasser haben, unsern Durst zu stillen, so bedürfen wir wenigstens einiger Flaschen Brandwein. Wir haben noch drei Stunden bis Abend, drum laßt uns dafür sorgen, daß es uns an nichts fehle."

Hierauf rief der Dervisch seine Leute zusammen, und sprach:

„Scharfblick, und du, Schneidewind, gehet hin, und suchet etliche Flaschen Brandwein. Ihr wißt wohl, daß man sie gewöhnlich auf die flachen Dächer stellt, um sie von der Mittagssonne durchglühen zu laßen: laßt euch auf dieselben nieder, und was man

in einer Tracht nicht fortschaffen kann, vollbringt man in zweien."

Der Befehl ward erfüllt, und binnen einer Viertelstunde stand der Schenktisch mit vier großen Flaschen Brandwein besetzt.

„Dieser Schneidewind ist gewandt, schlau, und rasch," sagte Saufaus; „es ist recht Schade, daß er nicht stärker von Hüften ist, man würde unglaublichen Gewinn von ihm ziehen können."

„Bei Mahomed!" sagte Bergspalter, „ohne diese kleine Herzstärkung würde ich die ganze Nacht Frösche im Bauche gespürt haben: aber, mein guter Dervisch, könnten wir nicht auch Feigen haben?" —

„Ihr habt zu wählen, auf der ganzen Erde, wo ihr sie her haben wollt."

„Ich nehme euch beim Worte," erwiederte der Hauptmann: „ich verlange die schönsten Feigen, so in Afrika wachsen." —

„Wohlauf, Schneidewind, du hörst, was der Hauptmann verlangt. Nimm einen Korb an den Arm, pflücke mit Auswahl, und sei spätestens binnen einer halben Stunde wieder hier; denn man könnte dich sonst noch nöthig haben."

Schneidewind verschwand im Augenblicke.

Das Wildpret stak am Spieße, Gutrücken drehte ihn, Blasefeuer briet es, und Immerschlummer war

ein paar hundert Schritte abseiten gegangen, um niemand zu belästigen, schnarchte jedoch hörbar.

„Ihr habt da," sagte Bergspalter, „einen etwas unbequemen Schnarcher."

„Man muß ihn ruhen laßen," antwortete Saufaus, „denn in seiner übermäßigen Wohlbeleibtheit besteht sein Verdienst, sie erhält ihm den Bauch angespannt; übrigens dient er uns auch zur Erheiterung, er ahmt das Tamburin nach, indem er sich auf die Backen paukt, und das belustigt uns: man muß jede Eigenschaft zu benutzen wissen." —

„Ihr habt Recht; aber saget mir, wer ist dieser Mensch, den ich mit gekreuzten Armen dort sitzen sehe? Ich kenne seine Geschicklichkeit noch nicht." —

„Er ist derjenige, der für unsre Herberge zu sorgen hat, wenn wir ins Feld ziehen; mit drei kleinen Hülfsmitteln zieht er großen Vortheil aus allem: er heißt Allvergrößrer. Seine Arbeit ist sehr ermüdend; ihr werdet besser darüber urtheilen können, wenn ihr sie sehet."

Während dieser Unterhaltung verlief der Tag, und man sah Schneidewind nicht zurück kommen. Saufaus ward darüber unruhig, und sagte:

„Holla, Scharblick, spähe in den Gebüschen Afrika's, und bemühe dich, Schneidewind zu entdecken, der sich dort verliert oder vergißt."

Scharfblick schaute aufmerksam umher, und sagte dann:

„Ah! der Unglückliche hat mehr Feigen gegessen, als er gesammelt hat. Er liegt ganz nahe bei Damask, und schläft neben seinem Korbe; die dort umherstreifenden Araber werden ihm denselben stehlen: sie werden ihm seine Stiefeln ausziehen, so daß wir ihn nie wiedersehen. Auf dem Aste des Baums, unter welchem er schläft, sitzt ein großer Vogel: wenn Zieltreffer den Vogel tödtete, so würde sein Fall Schneidewind aufwecken."

„Wie weit ist jener Vogel von hier?" fragte Zieltreffer.

„Gerade fünf und siebenzig Stunden."

Hierauf steckt Zieltreffer seinen Zielstab hin, spannt seinen Bogen, und der Pfeil fliegt ab. Scharfblick beobachtet den Schuß, und ruft:

„Der Vogel ist gefallen, und der Schläfer ist aufgewacht, er macht sich auf den Weg."

Einen Augenblick darnach sind die Feigen in der Höhle.

„Grollet nicht auf unsern Schaffner," sagte Bergspalter zu Saufaus; „dieser Vorfall hat uns die Nützlichkeit Zieltreffers und Scharfblicks bewährt . . . Aber ich meine, das Abendessen ist bereit, laßt uns zu Tische gehen."

„Das kann, wenn's euch beliebt," versetzte Saufaus, „nicht eher geschehen, als bis unser Lager aufgeschlagen ist, und ich den Zapfenstreich habe schlagen laßen."

Zu gleicher Zeit rief er Allvergrößrer, der alsbald auf seinen Befehl erschien:

„Hast du alle Vorkehrungen getroffen, und einen Lagerplatz erwählt?"

„Der Platz ist hier vor euren Augen," antwortete Allvergrößrer, „euer Zelt ist in meiner Brust, und seine Ausspannung in meinen Lungen."

„Bei Mahomed!" rief der Hauptmann aus, „das ist ein seltsames Räthsel!"

„Es ist kein Räthsel," sagte der Dervisch, „oder wenigstens soll das, was ihr sehen werdet, es euch auslegen. Laßt uns nach dem Orte gehen, wo der Arbeiter sein Werk beginnt."

Allvergrößrer hatte ein Beutelchen von der Größe eines Eies am Gürtel, den er um den Leib trug; es schien an vier kleinen Schnüren zu hangen, an deren Enden kleine stählerne Nadeln befestigt waren. Dieses Beutelchen öffnete er, und bließ hinein: da hatte dasselbe die Größe einer Melone; er blies nochmals, und er konnte schon seinen Kopf hineinstecken; dieß that er, und nun blies er aus aller Macht in diese Mütze, die er sich gebildet hatte: mit jedem

Zuge dehnte sie sich weiter aus, und als sie bis auf die Erde hinabreichte, war der ganze Leib des Blasenden darin verhüllt. Jetzt ergriffen seine Gesellen die kleinen Schnüre des Beutels, welche zu Stricken geworden waren, und zogen sie nach allen vier Seiten an; der obere Theil des Luftballs hatte die Gestalt eines Zeltes angenommen, gestützt von vier Stangen, welche es überall mit sich führte. Allvergrößrer setzte seine Arbeit fort, und das Zelt erweiterte sich dermaßen, daß es bequemlich zwanzig Menschen beherbergen konnte; und die Stahlnadeln, welche zu eisernen Zeltstangen geworden und in die Erde gestoßen waren, gaben dieser Herberge die vollkommenste Festigkeit.

„Schock Mahomed!" rief Bergspalter in Entzükkung aus, „ich habe hier den König, den Gott der Feldpilze gesehen; das ist etwas unglaubliches!"

„Ohne euch zu schmeicheln, mein Feldherr," sagte Saufaus, „wer eure Thaten gesehen hat, kann alles glauben, und darf sich mit nichts brüsten: aber Allvergrößrer mäßigt sich noch; seine Lungen vermöchten ein Zelt aufzublasen, welches alle Wallfahrer von Mekka sammt ihrer Begleitung beherbergen könnte."

In demselben Augenblick hörte man in der Ferne stark trommeln; man hätte es, ohne das vollkommene Zugleich aller Schläge, für funfzig Trommeln halten sollen.

„Was ist das für ein Lärmen, den ich da höre?“ fragte Bergspalter.

„Es ist nichts,“ antwortete der Dervisch: „Immerschlummer schlägt den Zapfenstreich; er streichelt sich nur den Bauch: ihr solltet den braven Kerl erst zum Angriff pauken hören!“ —

„Guter Dervisch, ihr thut hier in sehr erstaunlicher Gesellschaft Buße.“ —

„Sie sind, so wie ich, gezwungen, in der Zurückgezogenheit zu leben, weil die Welt sie ungünstig beurtheilt: aber mit eurer Hülfe können wir nun diesen Aufenthalt verlaßen, und uns die Gerechtigkeit erzwingen, welche man uns verweigert; zumal wenn wir diesen Bigstaf aus dem Neste jagen können, diesen Geier, der aus den Körben sein mit Eisen gespicktes Geflügel auf uns los läßt, welches unsre Schaar stäts in Unruhe erhält.“

„Ha! wenn dieser Kerl,“ erwiederte Bergspalter, „seine Vestung mit einem dreifachen Wassergraben hätte, und man etwas Honig hineinthäte, so könntet ihr sie bald austrinken. Ich würde dann die Mauer mit meinem Säbel angreifen, und bei Mahomed! ihr wißt, was für Späne ich hauen kann. Ich würde mich in den Wall hineinarbeiten, ehe man sich noch besinnen könnte, Steine auf mich herabzuschleudern; ich würde durch Gutrücken die Trümmer in den Graben werfen laßen, und in dem Augenblick in der

Vestung erscheinen, wo man mich nicht erwartete: da solltet ihr dann sehen, wie ich in das Eisenzeug einbrechen wollte, womit alle jene Spitzbuben bedeckt sind."

„Das ist ein euer höchst würdiger Entwurf, mein Feldherr," erwiederte Saufaus, „aber der Wüthrich ist gegen eine solche Unternehmung geborgen." —

„Ich beschwöre dich bei deinem Buche, mein Ehrwürdiger, doch einen Plan zu ersinnen, vor welchem er sich nicht sichern kann . . . Aber jetzt laß uns zum Abendessen gehen."

„Das ist gegenwärtig das beßte, was wir thun können," sagte der Derwisch; „denn der Braten würde kalt werden, wenn Blasefeuer ihn nicht warm erhielte."

Dreihundert und siebenter Tag.

Das ganze kleine Kriegsheer saß um eine wohlbesetzte Tafel, welche eine Lampe mit drei Armen beleuchtete, und man sprach von Entwürfen für die Zukunft:

„Gefährten," hub Bergspalter an, „rechnet auf alle meine Anstrengungen, um eure Lobsprüche zu verdienen; weil ihr mich aber zu euerm Befehlshaber machet, so kündige ich euch an, daß wir geordnet und sehr schnell vorrücken müßen . . . Ich habe nur

einen Schluck Wasser getrunken, und es hat mir schon Ekel erregt . . . Morgen, mit Anbruch der Morgenröthe, will ich Heerschau halten, und meine Befehle ertheilen; gleich darauf werde ich zum Ausrücken ins Feld trommeln laßen; das Lager kann während der Musterung abgebrochen werden . . . Nun laßt uns noch einen Schluck Brandwein trinken, und dann wollen wir uns schlafen legen, und von den Siegen träumen, welche uns erwarten . . . Und wäre mein Magen hohl wie ein Brunnen, doch wollte ich auf diesen Felssteinen, wie auf Rosen, schlafen . . . Laßt uns noch die Ueberbleibsel verzehren; da wir morgen mit großen Entwürfen im Kopfe von hier ausziehen, so wollen wir damit anfangen, hier die Ratten auszuhungern, indem wir ihnen auch nicht eine Brotrinde zu nagen übrig laßen . . . Damit sei das Mahl beschlossen; das ganze Heer folge mir, und ziehe mit mir wieder ins Lager. Es gehört sich, daß wir unter dem Zelte schlafen . . . Komm her, Scharfblick, kannst du auch in der Nacht sehen?" —

„Wie am Tage, mein Feldherr." —

„Das ist gut; du sollst rings um das Lager Wache halten, und kannst dafür morgen auf Gutrükkens Schultern ein Schläfchen machen . . . Wolkengreifer, komm her, und ergreif die Wolke, die du über unserm Kopfe siehst, und zwing sie, etwas zu

sprengen, um die Luft zu erfrischen . . . Immerschlummer muß außerhalb des Lagers schnarchen, in dem Bereiche Scharfblicks, um sogleich Lärmen zu schlagen, wenn etwas Außerordentliches vorginge . . . Wohlan, meine Freunde, jeder von uns nehme eins von diesen Fellen hier zum Kopfkissen; die Kriegsmänner verzichten auf die Bequemlichkeiten des Lebens nur, wenn sie derselben entbehren."

„O! der große, der tapfre, der weise Feldherr!" sagte Saufaus, indem er dem Befehle gehorchte, und an der Spitze der Schaar dahin schritt. Als sie so vorübergezogen war, trat Bergspalter zuletzt in das Zelt: er legte sich in der Mitte nieder; und jeder nahm, in ehrerbietiger Entfernung von dem Hauptmann, die Stelle ein, welche ihm die bequemste dünkte. Der Derwisch verrichtete das Gebet, und alle schliefen ruhig ein.

Sobald der Morgenstern am Himmel erschien, weckte Scharfblick den Schnarcher Immerschlummer, der, noch gähnend, sich auf den Bauch schlug, daß die Höhlen der Umgegend davon wiederhallten. Sogleich ist Bergspalter auf den Beinen; er weckt seine Leute, mit den Worten:

„Wohlauf, Stallbrüder! daß der Tag uns schon unter den Waffen finde! — Allvergrößrer, brich das Lager ab."

Auf diesen Befehl, verließen alle das Zelt, bis auf Allvergrößrer, der sogleich an die Arbeit ging, während man die Zeltstangen herauszog, und noch vor Aufgang der Sonne war das Zelt wieder zusammengefaltet, und hing an seinem Gürtel, an dem er es forttrug.

Alle waren nun zu der großen Heerschau versammelt: Saufaus hatte das Hintertreffen eingenommen.

„Bruder,“ sprach Bergspalter zu ihm, „du stehst nicht an deiner Stelle; da du unser Kriegsrath bist, so solltest du in der Mitte stehen: aber die Kriegskunst hat sich etwas verändert, man stellt dich in die letzte Reihe; zwar manchmal, wenn das Vordertreffen schon den Kampf begonnen hat, kömmt der Rath zu spät: hier jedoch, da unsere Reihen nicht sehr dicht sind, wird nichts dich hindern, mir zu Hülfe zu kommen . . . Dein Buch ist es, in gutem Stande, fehlen keine Blätter daran?“ —

„Bei Mahomed! ich habe sie nicht gezählt; aber gleichviel, ich kann sie sehr leicht ersetzen.“

„Bruder Scharfblick,“ fuhr Bergspalter fort, „deine Augen sind etwas entzündet; bade sie mit frischem Wasser, du könntest dir sonst einen Fluß zuziehen . . . Zieltreffer, sind dein Bogen und Pfeile in gutem Stande?“ —

„Nichts fehlt daran, mein Feldherr.“ —

„Ich kann es kaum erwarten, deine Geschicklichkeit durch eine Botschaft gerad in das Auge des Feindes, zu prüfen . . . Laß dein Knäuel sehen, Wolkengreifer: es ist recht rund, und die Seide ist fein gesponnen! Es ist eine Herausforderung an die Spinnen. Aber, mein lieber Freund, wenn du die Weisung eines alten Kriegers, wie ich bin, annehmen willst, so wirst du bald einsehen, daß eine so kostbare Gabe, wie die deinige, sich nicht darauf beschränken muß, die Luft zu erfrischen und das Geschirr abzuwaschen . . . Blasefeuer, ich kann den Feuerheerd in deinem Magen zwar nicht mustern; aber ich setze voraus, daß er mit Schwefel und Pech für einen Feldzug hinlänglich versehen ist: da wir anderen Leuten in die Küche fallen wollen, so bedürfen wir der deinigen nicht, uns zu versorgen; aber ich gebe dir auf, alle Köpfe zu braten, welche uns hinderlich werden möchten . . . Schneidewind, deine Stiefeln scheinen mir in gutem Stande; aber nimm dich in Acht vor deinem Gelüste nach Feigen: du hast Gefahr gelaufen, entstiefelt zu werden, und du würdest dir einen bösen Schnupfen geholt haben, hättest du baarfuß so weit herwandern müßen . . . Allvergrößrer, du hast das Zelt wieder zusamengezogen; aber laß sehen, ob die Pfähle daran sind, ob die Stricke gut sind, ob das Zeug nicht nachgegeben hat . . . Nein, es fehlt nichts daran. Sage mir,

wenn du in eine Melone bliesest, könntest du sie auch wohl so groß als einen Kürbiß machen?" —

„Nein, mein Feldherr." —

„Man hat wohl Recht zu sagen, daß es keine unbeschränkte Fähigkeit giebt . . . Tritt vor, Gutrücken; man muß dich mit ledernen Tragbändern versehen, um deine Lasten zu befestigen. Wahrhaftig, das ist ein Rücken, dem nur die wagerechte Stellung mangelt, um eine Pyramide darauf zu setzen! . . . Du beschneidest deine Nägel? Das ist ein Fehler, du weißt doch wohl, daß man zum Greifen nicht lange Finger genug haben kann . . . Hieher, Immerschlummer: dein Trommelfell ist gut gespannt, aber du mußt die innere Seite nicht zu sehr mit heißen Geträнken anfeuchten, das könnte die Haut austrocknen . . . Laß mich jetzo doch auch einmal einige gelinde Töne deiner Trompete hören."

Immerschlummer gehorchte, und gab einige halbe Noten mit gedämpfter Stimme von sich; aber es war hinreichend, um der ganzen Schaar Schrecken und Entsetzen einzujagen: Schneidewind wäre hundert Schritte weit weg gesprungen, hätte er seine Beine finden können; Gutrücken fühlt seine Knie unter ihm wanken; Scharfblick sieht keinen Stich; Zieltreffer läßt Bogen und Pfeile sinken; Wolkengreifer ergreift eine Wolke, sich dahin zu flüchten; Allvergrößrer verliert den Athem; und Blasefeuer erstarret vor Frost.

„Bei Mahomed!“ sprach Bergspalter, indem er Saufaus bei der Hand faßte, der den Schluckauf hatte, „das ist ein wunderzartes Stimmlein! Ich bin keine feige Memme, und gleichwohl zittere ich, wie ein Espenlaub. Bruder Immerschlummer, du hast übergroße Gaben! aber wir wollen, wenns dir beliebt, nur in verzweifelten Fällen davon Gebrauch machen; geh wieder an deine Stelle. — Und nun, meine Freunde, die ihr mich zu euerm Feldherrn erwählt habt, höret den Kriegsplan, welchen wir ausführen wollen.

Es kömmt darauf an, sich der Vestung Kallakahabalaba zu bemächtigen, und den Wüthrich Bigstaf zu vernichten. Er ist zu klug, sich selber der Gefahr auszusetzen: er wird uns sein Hundevolk entgegenstellen, wir werden es schlagen, aber das wird nichts entscheiden. Der Hunger muß ihn zur Uebergabe zwingen: laßt uns also das Land verwüsten, aus welchem er seinen Unterhalt zieht, und bringen wir ihn dahin, daß er seinen Felsen fressen muß, um zu leben! Ihr habt alle Elemente in eurer Gewalt: sengen und brennen, ersäufen, rauben, morden und vertilgen, das sind die Mittel, dieses Land binnen kurzer Zeit in eine Wüste zu verwandeln. Ein gemäßigter Krieg könnte durch seine Folgen viel verderblicher werden; dagegen, wenn das Schrecken dabei herrscht, dreiviertel des Volks sich durch die Flucht zu

retten sucht. Es kömmt nur darauf an, zu wissen, wo wir die Verheerung beginnen sollen. —

Dreihundert und achter Tag.

Scharfblick," sprach der Hauptmann zu diesem vortrefflichen Kundschafter, „laß deine Augen nach allen vier Weltgegenden umhergehen. Wir brauchen eine leichte Arbeit, welche uns nahe bei der Hand ist. Was siehst du im Niedergang?" —

„Zwanzig Stunden von hier, mein Feldherr, erblicke ich eine Karavane, welche gegen uns heranzieht."

„Wenn wir sie auch am Abend erreichen könnten," sagte Bergspalter, „so würden wir doch ermüdet und mit leerem Magen ankommen; und plünderten wir sie dann auch, so würden wir damit dem Bigstaf doch keinen Schaden zufügen. Das ist also nichts für uns: spähe im Aufgang." —

„Mein Feldherr! ich sehe eine fette Wiese, auf welcher sehr schöne Schafe weiden, und einige Hirten sind dabei." —

„Dieser Gegenstand könnte in der Folge unsre Aufmerksamkeit verdienen, aber das ist noch kein zugerichtetes Fleisch, und da wir ganz nüchtern ausrükken, so haben wir nöthig, unser Mahl schon fertig aufgetragen zu finden . . ."

„Ah!“ sagte Scharfblick, „da gegen Mittag wird es eben zugerichtet! Ich sehe die Zurüstungen einer stattlichen Hochzeit.“ —

„Das ist unsre Sache . . . wie weit von hier?“

„Zehn Stunden.“ —

„Ist es in einem Burgflecken?“ —

„Ja, und ziemlich bevölkert.“ —

„Desto besser; da haben wir Gelegenheit, desto mehr Schaden und Lärmen zu machen; die Leutchen dort werden uns nicht wehren, unsre Arbeit zu verrichten: bei diesem Plane wollen wir bleiben.

Blasefeuer geht mit mir in den Burgflecken, und steckt den dem Hochzeithause gegenüberstehenden Theil desselben in Brand; ich trete in das Haus, ich bemächtige mich der Braut, und wenn der Bräutigam, der Vater oder die Verwandten darüber zürnen, so theile ich etliche Maulschellen aus; und wenn dieß sie noch nicht besänftigt, so wird Immerschlummer ihnen in meinem Namen ein Wörtchen ins Ohr raunen, und ich denke, sie werden es sich nicht zweimal sagen laßen. Blasefeuer verbrennet unterdessen alles, ausgenommen das Hochzeithaus, in welchem wir ruhig unser Mittagsmahl halten wollen. Da die Einwohner sich zusammenrotten und mit Steinen nach uns werfen könnten, so befehle ich Wolkengreifer, sich auf die erste beßte Wolke zu setzen, viele andere Wolken zu verfolgen, alle zu versammeln und uns mit seinem

Gewölke zu folgen: er muß dann tausend Fuder Hagel auf die Köpfe der Misvergnügten herabschleudern, und wir werden Sorge tragen, ihm sein gutes Theil an dem Mittagsmahle aufzubewahren."

„Bei Mahomed!" rief Saufaus, „nimmer ward eine Unternehmung mit mehr weiser Vorsicht entworfen."

„Du bist also zufrieden, mein Derwisch?" sagte Bergspalter: „ich denke, alle Welt muß es sein. — Wohlauf, vorwärts marsch! — Immerschlummer, trommle lieblich, wie wenn man zur Hochzeit geht."

Der Trommelschläger gehorchte, und die Schaar setzte sich wohlgeordnet in Bewegung.

Als sie nur noch eine halbe Meile von dem Burgflecken waren, gab Bergspalter dem Schneidewind Befehl, zu beobachten, was bei dem Feste vorginge, und zu sehen, ob man das Mahl auch etwa zu zeitig auftischte.

Binnen drei Minuten war der Abgesandte wieder zurück, und berichtete:

„Es sind Götzenanbeter, sie opfern vor einem hölzernen Götzenbilde eine Färse mit vergoldeten Hörnern, welche höchstens erst in einer Stunde gahr sein kann."

„Bei Mahomed!" sagte Bergspalter zu Saufaus, „Derwisch, du mußt höchst erfreut sein: wir ziehen gegen den Götzendienst aus! Es soll dein Geschäft

sein, das Götzenbild umzustürzen: beschwöre es recht mit deinem Buche, ich empfehle es dir ... Eine Heirat vor einem Götzenbilde, und ohne Kadi! das taugt nichts: ich will diese Jungfrau auf gut muselmännisch heiraten, um sie auf den rechten Weg zu bringen."

Während dieser Unterhaltung ging der Marsch vorwärts; endlich erreichte man den Burgflecken, und rückte gerade vor das Haus, wo die beiden Familien versammelt waren. Bergspalter trat hinein, als wenn es sein eigenes Haus wäre, und sprach:

„Wie! man verheiratet sich hier, ohne es mir kund zu thun, man setzt sich zu Tische, ohne mich?"

Man denke sich das Erstaunen dieser guten Landleute; sie sahen alle einander an, ohne ein Wort zu sprechen, sie betrachteten zitternd den gepanzerten Mann, der also zu ihnen sprach.

„Wir sind verloren!" riefen sie aus: „es ist Bigstaf, es ist der Wüthrich selber!" —

„Das lügt ihr Hundepack! es giebt hier keinen Wüthrich: für wen seht ihr mich an? Wisset, ich bin der Bräutigam dieser Schönen, und daß sie keinen andern haben soll!"

Mit diesen Worten ergriff er sie beim Arm; der Bräutigam und die Aeltern sprangen herbei, sie seinen Händen zu entreißen: mit einer Maulschelle und zwei Schlägen mit der verkehrten Hand streckte er sie zu

Boden. Jetzt griffen alle nach Stöcken, Messern, Hausgeräth, und was sich ihren Händen darbot, um es auf den Räuber zu schleudern: aber plötzlich fing Immerschlummer an zu niesen. Das war wieder eine Fähigkeit, welche Bergspalter noch nicht kannte: er wurde davon dermaßen betäubt, daß er seinen Raub hätte fahren laßen, wäre er minder erhitzt darauf gewesen. Indessen wurden Männer und Weiber, alles was in dem Hause war, davon zu Boden gestürzt; das Gebäude selbst, das nicht sehr fest war, wurde dadurch erschüttert.

Dreihundert und neunter Tag.

Als Bergspalter von seiner Betäubung wieder zu sich gekommen war, rief er seinem brausenden Schildknappen zu:

„Auf! und befreie mich von diesem Lumpenvolk; wirf alle aus dem Fenster, die zu weit von der Thüre liegen."

Immerschlummer gehorchte, und das Haus wurde von allen seinen Gästen gesäubert. Die Braut allein blieb zurück, welche, ohnmächtig vor Schrecken, eben so wie die Anderen, umgesunken wäre, wenn der handfeste Hauptmann sie nicht gehalten hätte.

Unterdessen hörte man in dem ganzen Burgflecken Feuer! rufen, und Geschrei und Geheul ausstoßen.

„Auf!“ sagte Bergspalter zu Immerschlummer, „jetzt ist nicht Zeit zu schnarchen; unsere Gefährten könnten sich in all diesem Lärmen verlieren: du mußt sie durch Trommelschlag zusammenrufen.“

Der Trommelschläger vollzog den Befehl, die Schaar versammelte sich, und das Hochzeitmahl wurde verschlungen. Die Braut, die gezwungen war, mitten unter dieser Gesellschaft zu bleiben, und die rohen Liebkosungen Bergspalters zu dulden, hörte nicht auf zu weinen.

„Wie soll es mich freuen, dich zu trösten, mein schönes Kind,“ sagte der Hauptmann zu ihr; „laß eine von deinen süßen Thränen in meinen Becher träufeln, das wird mir den Trank noch köstlicher machen.“

Sie aber wandte das Haupt weg, auf eine Weise, welche zugleich ihren Schmerz und ihren Abscheu ausdrückte.

Während diese Räuber fraßen und sich übersättigten, war der Vorfall einem kleinen Trupp von funfzehn Mann der Besatzung von Kallakahabalaba gemeldet worden, welcher gewöhnlich in der Gegend die Runde machte; man beschrieb ihnen den Anführer der Bande. Bergspalter dünkte ihnen nicht furchtbar, sie kamen herbei, besetzten das Haus, worin er sich mit seinen Leuten befand, und bereiteten sich, es anzu=

greifen. Der Anführer der Schaar trat herein und schwang den Säbel über Immerschlummer, der aber durch Niesen dem Streich auswich. Bergspalter, von diesem Getöse betäubt, sprang auf und setzte sich zu Wehr: ein Säbelhieb von ihm spaltete den Keckſten von oben bis unten; mit dem zweiten Streiche hieb er den nachdringenden mitten durch; dem dritten wurde eine Schulter abgehauen; der vierte verlor die Hälfte des Arms; dem fünften flog der Kopf vom Rumpfe, und der sechste ließ seine beiden Beine auf dem Platze. Als die übrigen Söldlinge Bigstafs dieses Gemetzel sahen, machte der Schreck ihnen Flügel, sie warfen ihre Rüstung und Schilde weg, um sich die Flucht zu erleichtern. Als Bergspalters Gefährten sie so in Verwirrung sahen, verfolgten sie sie unablässig: Wolkengreifer ließ Hagel auf sie herabregnen; Blasefeuer briet so viele von ihnen, als er erreichen konnte, und selbst Saufaus erschlug welche mit seinem Buche; alle stürzten betäubt nieder und wurden dem Säbel Bergspalters überliefert, der ihnen vollends den Garaus machte: dergestalt, daß auch nicht einer übrig blieb, der die Botschaft dieses gemeinsamen Unfalles hätte überbringen können.

Nach dieser Niederlage, kehrte der siegreiche Feldherr in das Hochzeithaus zurück, um in den Armen seiner Eroberung die Früchte seines Sieges zu genießen:

aber während der Schlacht war sie entflohen. Er gerieth in Wuth, und rief Scharfblick herbei:

„Hola!“ sprach er zu ihm: „willst du es leiden, daß dein Oberhaupt aller der Freuden beraubt sei, welche er sich versprechen durfte? Suche mir dieses treulose Weib auf. Bei Mahomed! wehe dem, der sie verbirgt!“

Scharfblick bot alle seine Geschicklichkeit und Sorgfalt auf, und sagte dann:

„Mein Feldherr, ich erblicke sie nirgends; ich sehe wohl drei Stunden von hier eine Schaar Weiber die sich flüchten und ihre Kinder und Habseligkeiten mit sich fortschleppen: aber die Braut ist nicht darunter . . . Die Mauern des Burgfleckens können sie mir indessen nicht verbergen, denn sie waren von Holz und sind alle verbrannt! sie muß unter der Erde stecken, und da sehe ich keinen Stich.“

„Ha! Schock Mahomed!“ rief Bergspalter aus, „es ist höchst verdrießlich zu siegen, ohne sich seines Sieges zu erfreuen. Das ist abermals ein Streich von meinem Hundegestirn! Potz Bomben und Granaten! es macht mir jede Erobrung streitig, ich bin in Verzweiflung . . . Geh hin und sage Immerschlummer, er soll unsere Leute zusammentrommeln; wir wollen uns wieder zu Tische setzen, hier giebt es noch was zu trinken, und mein Aerger ist von der Art, daß er durchaus ersäuft werden muß.“

Die kleine Schaar versammelte sich bald wieder um ihren Feldherrn, und nahm Theil an seiner Betrübnis, so wie an der Tröstung, welche er ergriffen hatte.

„Ah! mein lieber Gutrücken!" sprach Bergspalter zu ihm, „welche niedliche Beine würdest du um deinen Hals getragen haben! du wärest nimmer mit einer so lieblichen Bürde beladen gewesen! Aber wir sind nun gezwungen, wie der Derwisch, ein bußfertiges Leben zu führen; laßt es uns wenigstens bis Mitternacht fortsetzen, damit es desto verdienstlicher sei . . . Du, Immerschlummer, weil ich so viel Vertrauen in deine Fähigkeit setze, du sollst unsere Ruhe bis Sonnenaufgang bewachen: geh und mache eine halbe Stunde von hier die Runde; wenn du Neugierige erblickst, so schlag Lärmen, wie mit achtzig Trommeln, und stoß etwas stark in die Trompete."

Immerschlummer gehorchte, während seine Gefährten fortfuhren sich zu belustigen und übermäßig zu saufen, bis alle unter dem Tische lagen, die zuvor daran gesessen hatten.

Es werden nicht alle Tage Hochzeiten gehalten, wo man seine Mahlzeit bereit findet, ohne sich darum gemühet zu haben. Am folgenden Morgen beging Bergspalters Schaar hier und dort allerlei Räubereien, mit um so größerer Verwegenheit, als sie sich schmei=

chelte, es unter einem solchen Hauptmann ungestraft thun zu dürfen: aber sie waren genöthigt, selber zuzurichten, was sie essen wollten. Alle Nächte lagerten sie unter ihrem Zelte, dessen Stelle man nicht wußte, weil es erst unter Begünstigung der Dunkelheit aufgeschlagen wurde. Am Tage mußten sie oft kämpfen, weil sie auf kleine Schaaren stießen, wie diejenige, welche sie in dem Hochzeithause hatte aufheben wollen: aber alle wurden erschlagen oder verstümmelt. Was dem Schwert und dem Feuer entrann, fiel vor Immerschlummers Donnerstimme, der ihnen dann vollends das Trommelfell zersprengte, indem er ihnen etwas ins Ohr raunte; zuletzt schickte man den Hagel hernieder, um das Unheil und die Verwüstung zu vollenden.

Dreihundert und zehnter Tag.

Ein Mann hatte indessen ein Mittel ersonnen, das Land von dieser furchtbaren Plage zu befreien; nämlich, sich mit Schleudern zu bewaffnen, und die Urheber dieser Verwüstungen aus der Ferne mit Steinen anzufallen. Scharfblick beobachtete diesen Mann, wie er die neue Waffe versuchte, welche er vorschlagen wollte; er sah ihn im Begriff, seine Entdeckungen den umstehenden Leuten mitzutheilen: aber in dem

Augenblicke, da er den Mund öffnete, fuhr ein Pfeil, den Zieltreffer abdrückte, ihm gerade in die Kehle, und hemmte den guten Rath auf dem Wege.

Verzweiflung verbreitete sich in der ganzen Gegend; die Kunde davon kam von allen Seiten nach Kallakahabalaba, durch hundert Pfeile, welche man hinaufschoß: (auf solche Weise nämlich sandte man Bittschriften an Bigstaf, und ließ Klagen oder Botschaften an ihn gelangen.)

Der Zwingherr rief seinen Rath zusammen; derselbe bestand aus einem zauberkundigen Sterndeuter.

„Sieh die Lage, in welche wir versetzt sind," sprach er zu ihm: „zwar kann niemand hier herauf kommen, uns zu beunruhigen, aber nichts kann uns vor der Hungersnoth schützen, womit wir bedroht sind. Bisher hatten meine Waffen mit Vortheil diese seltsamen Räuber bekämpft, welche mein Land heimsuchen: aber ihre Verwegenheit ist ohne Zweifel mit ihrer Macht gestiegen. An ihrer Spitze steht ein Hauptmann, der allein schon mehrere Schaaren meiner Soldaten aufgerieben, die über die Sicherheit dieser Gegend wachten und die Abgaben einhoben. In den Berichten und Klagen, welche mir zukommen, ist viel Uebernatürliches; sinne demnach auf Mittel, unsere Sicherheit zu befestigen."

„Ich beschäftige mich schon seit einiger Zeit damit," antwortete der gelehrte Mann: „ich habe die

Gestirnung*) bei der Geburt aller jener Leute erforscht: gewöhnliche Waffen können euch keinen Vortheil über sie gewähren; die vermeintlichen Gaben, welche sie so übel anwenden, sind mehr oder minder zauberisch: aber diese Kunst hat den Fehler, daß das stärkste Mittel, welches sie anwendet, durch das kleinste, demselben gerade entgegengesetzte Mittel aufgehoben werden kann. So will ich mich jenem Immerschlummer mit Baumwolle in den Ohren nähern, und seine Trommel wird ohne Wirkung sein; ich speie dem Blasefeuer ins Maul, und sein Brand erlischt; Scharfblick wird unnütz in dem Maaße, wie die Gefahr näher rückt; Zieltreffers Pfeil erstumpft an dem Stahle; Schneidewind ist nur ein Läufer, den man leicht aufhalten kann; Wolkengreifers Kunst hängt an einem Faden, den man Mittel findet zu zerschneiden; Saufaus ist eine Memme, wie ein Dervisch, und wo es kein Wasser zu trinken giebt, ist er unnütz; aber man muß sich vor seinem Buch in Acht nehmen; Allvergrößrer und Gutrücken gehören zum Gepäck, und sind nicht furchtbar. Aber der größte Feind, welchen wir zu bekämpfen haben, ist der Hauptmann Bergspalter, der Anführer dieser verfluchten Brut: er ist von jeher den Sternen verhaßt, und wirklich von ihnen so begabt, das er alles mögliche Böse ver-

---

*) Constellation.

üben kann, ohne jemals etwas Gutes zu thun; er hat einen gewandten und erfinderischen Geist, einen unerschrockenen Muth, und eine außerordentliche Leibesstärke: aber er ist stäts das Opfer seiner Entrüstung; er führt einen gefaieten Säbel, welchem selbst der Diamant nicht widerstehen würde; und hieltet ihr ihm eure eherne Keule entgegen, er würde sie in tausend Stücke zerschmettern, und ihr wäret entwaffnet. Es ist seine Gewohnheit, Ausforderungen zu senden; aber man hat ihm schon kund gethan, daß ihr sie nur auf Bedingungen annehmen würdet, welche ihm nicht gefallen. Indessen, Herr, wenn ihr eure Krieger nach meiner Angabe bewaffnen wollt, so wage ich euch einen sichern Erfolg über ihn und seine ganze Bande zu versprechen."

„Geh in mein Zeughaus," sagte Bigstaf, „und laß dort alle Waffen für meine Krieger und für mich selbst, nach deinem Gutdünken bereiten: deine Weisung hat zu viel Gewicht bei mir, um ihr nicht blindlings zu folgen."

„Ich sage es euch voraus," sprach der Sterndeuter, „daß diese Waffen seltsam sein werden." —

„Gleichviel; sie werden nur um so tauglicher sein, den Feind zu schlagen: man muß dem Wunderbaren Wunderbares entgegensetzen."

Während nun der Hauptmann Bergspalter fortfuhr, die Ebene zu verwüsten, rüstete Bigstaf, nach

der Angabe seines Weisen, das kleine Heer aus, welches er ins Feld stellen wollte. Man versammelt und verfertigt heimlich in den Zeughäusern die Waffen und die Kriegswerkzeuge, womit es versehen werden sollte. Als alles bereit war, stieg eine Schaar von dreihundert Mann, ganz leuchtend von Stahl, in den Rollkörben aus der Festung herab, und bedeckte die Ebene.

„Der Feind! der Feind!" rief Scharfblick aus.

„Hat er sich von seinen Minaretthürmen herabgelaßen?" fragte Bergspalter. —

„Ja, mein Feldherr: jetzt eben leeren sich die Körbe; dreihundert Mann steigen heraus, und ein Hauptmann führt sie an . . . Es ist der Zwingherr selber; ich erkenne ihn an dem Wuchs; er erscheint noch größer, als gewöhnlich . . . Ah! welchen wunderlichen Helm hat er auf dem Kopfe! es ist ein großer Kochtopf: Blasefeuer muß ihn selber darin schmoren . . . sein Schild ist fünf Finger dick; seine Blicke funkeln wie Feuer . . . Mein Feldherr, soll ich vor Zieltreffer den Zielstock hinstellen, damit er ihm einen Gruß von euch ins linke Auge sende?"

„Du bist sehr diensteifrig, Soldat!" sagte Bergspalter: beobachte, aber gieb keinen Rath . . . Mein Feind ist also im Felde, so lächerlich verwahrt gegen meine Streiche! . . . Auf, Immerschlummer, ruf alle unsere Leute herbei, und laßt uns auf den Feind losgehen."

Dreihundert und eilfter Tag.

Bald standen die beiden Heere in der Entfernung eines Pfeilschusses einander gegenüber. Bergspalter stellte sich in die Mitte zwischen Immerschlummer und Blasefeuer; Saufaus und Scharfblick standen auf dem rechten Flügel, Schneidewind und Zieltreffer auf dem linken; Gutrücken und Allvergrößrer bildeten die Nachhut; Wolkengreifer zog einen Zug Gewitterwolken mit sich fort, welche er in der Luft schweben ließ, bis zur gelegenen Zeit, sie zu entladen.

Bigstaf seinerseits machte auch seine Anordnungen; er stellte sein Heer in Schlachtordnung, in einer Reihe drei Mann hoch. Die erste Reihe führte blinkende Waffen; in der zweiten war jeder Krieger mit einer Handspritze bewaffnet, und in der dritten Reihe jeder mit einer Scheere: alle waren mit Schutzwaffen vom härtesten Stahle bedeckt.

Als Bergspalter diese drei Reihen vor ihm sich entfalten sah, rückte er, voll Vertrauen auf seine Stärke, zuversichtlich vor, und wähnte zum gewissen Siege zu gehen: er schritt zehn Schritte vor seiner Schaar her, als wenn er seinen Feind zum Zweikampfe herausforderte. Bigstaf trat auch vor, denselben anzunehmen; die beiden Heere standen still, und Bergspalter befahl Immerschlummer, zum Angriff zu blasen. Nur dieser Befehl wurde noch ausgeführt; denn

übrigens vereitelten unvorhergesehene Zufälle alle Entwürfe Bergspalters und vernichteten seine Anstrengungen.

Sobald Bergspalter mit seinem Gegner Schild gegen Schild stand, wollte er auf Bigstafs Haupt einen jener entscheidenden Streiche führen, wodurch er so manchmal die Stärke seines Arms und die Schärfe seines Säbels bewährt hatte; aber bevor er zuschlug, glaubte er, seinen Feind, dessen Besiegung er sicher war, noch also anreden zu müßen:

„Bigstaf," sprach er zu ihm, „Oberhaupt der Küchenjungen, schämst du dich nicht, dich mit dem Kochtopf auf dem Kopfe zum Kampfe zu stellen? Wähnst du denn, daß deine Küchenrüstung dich vor den Streichen schützen werde, welche dir drohen? oder hat mein Unstern dir eingegeben, mir diese lächerliche Bewaffnung entgegen zu stellen, damit ich von meinem Siege nur den Schimpf haben soll, den Fürsten der Köche erlegt zu haben? Sollen denn die tapfern Kämpfen Bergspalters mit Apothekern und Schneidern fechten? . . . Wage es, deine Keule gegen mich zu schwingen, die deiner entwürdigten Hand minder ziemt, als der Bratspieß, welcher täglich deinen Braten wendet: das wäre ein würdiges Seitenstück zu dem Helm und dem Schilde, die du trägst."

„Bergspalter," antwortete Bigstaf, „deine Reden gleichen deinen Thaten. Ich bin nicht hieher gekom-

men, einen Krieger zu bekämpfen, sondern einen Schlächter vom Handwerk; und wenn es mir geziemt, in allen Dingen edel zu Werke zu gehen, so gebührt es dir, auf eine schimpfliche Weise umzukommen. Du forderst mich auf, den ersten Streich zu thun: wage du selber, ihn zu führen."

„Bei Mahomed! du sollst nicht gelogen haben," sagte Bergspalter, und ein Donnerschlag glich nicht der Gewalt des Streichs, welchen er auf den Topf auf dem Kopfe seines Feindes niederschmetterte: aber anstatt einzuschneiden, prallte der Säbel, sobald er den Topf berührte, dermaßen ab, daß er die starke Faust, die ihn festhielt, erschütterte. Bergspalter, erstaunt über diesen Widerstand, will nun mit Einem Streiche den Arm und den Schild seines Gegners von einander hauen: aber die Klinge seines Schwertes zerspringt daran in Stücke; anstatt auf Eisen zu hauen, wie er wähnte, war es ein hohler Kürbiß und eine schimmlichte Käserinde, woran die Zauberkraft seines Säbels zerscheiterte.

„Tausend Schock Schwerenoth!" rief Bergspalter aus, indem er vier Schritte zurückprallte; „hola! Blasefeuer, röste mir diesen Kopf da, blas ein höllisches Feuer an."

Blasefeuer will gehorchen, aber alsbald überschwemmen hundert gegen sein Maul gerichtete Feuerspritzen es dermaßen mit Wasser, daß nur ein dicker

Rauch daraus hervorqualmt. Dieser Hülfe beraubt, ruft der bestürzte Feldherr Wolkengreifer herbei, der mit einer Ladung Hagel und Ungewitter über dem Heere schwebte: aber alsbald erheben sich alle Scheeren der dritten Reihe von Bigstafs Soldaten in die Luft, zerschneiden die unsichtbaren Fäden, und wenden das Unwetter auf das feindliche Heer ab.

Bergspalter dachte jetzt auf einen ehrenvollen Rückzug, und wollte sein letztes Hülfsmittel anwenden: er ließ Immerschlummer zum Marsch trommeln. Aber das feindliche Heer wurde dadurch nicht in Schrecken gesetzt; sondern mit Hülfe der Baumwolle, womit die Ohren der Soldaten verstopft, dringen sie heran, und schließen Bergspalter ein. Der Trommelschläger trommelt nun mit verdoppelten Schlägen auf seinen ungeheuern Bauch: das entsetzliche Getöse betäubt aber nur seine eigenen Genossen, die im vollen Lauf entfliehen. Bergspalter blieb jedoch das Schlachtopfer; der Zwingherr von Kallakahabalaba zerschmetterte ihn mit seiner Keule. Immerschlummer zerplatzte der Bauch, und Blasefeuer erstickte in seinem eigenen Rauche. Die Uebrigen retteten sich, so gut sie konnten, und suchten ihre Sicherheit in den Höhlen, die ihnen zum Schlupfwinkel dienten."

Hiemit beschloß Dobil-Haßen sein Mährchen. Die ihm geschenkte Aufmerksamkeit, die Zufriedenheit, welche er auf den Gesichtern seiner Zuhörer zu bemerken glaubte, gaben ihm eine gute Meinung von seinem Erfolge.

„Ich habe da," fügte er hinzu, „sehr außerordentliche Dinge erzählt, aber die Bedingungen, welche wir eingegangen sind, zwangen mich zu einer Erzählung, deren Begebenheiten durchaus neu wären; ich habe sie ebenso unbekannte Personen erleben laßen: mein größtes Verlangen ist gewesen, meiner liebenswürdigen Muhme zu genügen; ich weiß nicht, ob ich so glücklich gewesen bin."

„Gewiß," sagte Vaßümeh, „euer Mährchen hat uns Allen großes Vergnügen gemacht; und meine gute Naneh wird nicht läugnen, daß sie herzlich darüber gelacht hat."

„Ich will es bekennen," sagte die Amme, „ich war ganz Ohr; jeden Augenblick erwartete ich ein neues Abenteuer. Diese Art von Erzählungen war mir bisher unbekannt, und durchaus neu für mich . . . Aber ist das nun alles, was wir hören sollten?"

„Nein, meine Gute," antwortete Vaßümeh, „es ist uns noch eine Erzählung übrig, und wir erwarten mit Ungeduld, daß derjenige, an dem nun die Reihe ist, sie beginnen möge."

Mit diesen Worten blickte sie den jüngsten ihrer Vettern an, dem Furchtsamkeit den Mund verschloß.

Valid-Haßen liebte Vaßümeh leidenschaftlicher, als die beiden anderen Vettern; eine zartere und minder eigennützige Neigung beseelte ihn, und er zog sie den vortheilhaftesten Verbindungen in Szurat vor: aber die Furcht, sie zu verlieren, beraubte in diesem Augenblick seinen Geist aller Quellen der Einbildungskraft: obwohl er mit ungemeinem Gedächtnis und Verstande begabt war, so bot sich gegenwärtig doch seinem Geiste gar nichts dar, was ihm nicht schon von anderen verbraucht schien; vielleicht war auch die Eigenliebe dabei im Spiele: wie dem nun sei, man bemerkte wohl seine Verlegenheit; seine Lippen zitterten, und eine unwillkührliche Röthe überzog seine Stirn. Diese Ungewißheit beunruhigte die schöne Vaßümeh, welche besonders diesem jüngsten Vetter hold war, und im Stillen ihm den Sieg wünschte, und die gute Naneh wartete immer noch auf eine Erzählung.

Endlich ermuthigte sich Valid-Haßen, und wagte den gefährlichen Schritt, vor welchem er sich so sehr fürchtete, indem er also begann:

Valid-Haßens Traum.

„Nach den angenehmen Erzählungen, welche ich eben gehört habe, würde es sehr vermessen von mir sein, sie allein mit den Flügeln meiner Einbildungskraft erreichen zu wollen: indessen sagt man, daß den Träumen oft etwas Göttliches inwohne, und der Traum, welchen ich diese Nacht gehabt habe, ist so außerordentlich, daß ich selbst, ohne ihn zu verstehen, genöthigt bin, ihn zu ehren; und dieser Eindruck welchen er auf mich gemacht hat, ermuthigt mich, ihn euch zu erzählen.

Bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche mich täglich beschäftigen, und deren Früchte ich noch zu ärnten hoffe, war ich gestern Abend, ermüdet vom Lesen einer Streitschrift, an meinem Tische, mit dem Kopf auf die Hände gestützt, eingeschlummert.

Kaum war ich fest eingeschlafen, als ich mich mitten auf eine dürre Ebene versetzt sah, wo ein bren-

nender Durst mich verzehrte. Ueberall suchte ich mit den Augen eine labende Quelle: aber wie war die mitten in dem brennenden Sande zu finden, der mich rings umgab? . . . Endlich erblickte ich an einem schon verdorrten Stiel eine schöne Melone. Ich nahm mein Messer, und bückte mich über die Frucht, sie anzuschneiden: sobald aber die Klinge hineindrang, folgte das Heft nach; es zog meine Hand hinterdrein, dann den Arm, den Ellenbogen, die Schulter, kurz mein ganzer Leib fuhr hinein, ohne daß ich Zeit hatte, die geringste Betrachtung darüber anzustellen.

In einem Augenblick saß ich, ohne zu wissen, worauf, mitten in der Melone, deren Inneres meinen Blicken einen dicken, fast völliger Finsternis gleichen Nebel darstellte; mich dünkte, ich arbeitete ängstlich mit den Händen, ihn zu entfernen, als er sich plötzlich von selber in leichten Dünsten zu zerstreuen schien, wie sie über die Gipfel der Gebirge hinziehen. Er verschwand völlig, und ich konnte nun ungehindert die mich umgebenden Gegenstände betrachten.

Ich saß auf einem schönen, mit wundersamen Blumen und Kräutern durchwirkten Rasen; der Himmel stand über mir, und die Sonne beleuchtete mich von Osten her mit ihren Strahlen: ein einziger Gegenstand zog fortwährend meine Aufmerksamkeit an. Es war ein prächtiger Nußbaum, von solcher Größe

und Schönheit, daß sein Gipfel den Himmel zu berühren schien, während sein Schatten das ganze Erdreich bedeckte, auf welchem ich saß. Dieser stolze Baum hatte so viel Zweige, und diese waren von so wunderbarer Größe, daß fünfhundert Menschen, deren jeder auf einem Aste saß und die Nüsse abschlug, einander nicht verstehen konnten, wenn sie sich zuriefen; aber ich bemerkte an ihrem Drohen mit den Stöcken, daß sie sich die Nüsse streitig machten, welche auf der Erde lagen, und demjenigen gehören sollten, der sie abgeschlagen hatte; indessen zankten sie sich nur von Zeit zu Zeit, und die Arbeit ging ihren Gang.

Ich nahm zwei Nüsse auf, öffnete sie, fand aber nur leere Schalen: „Wozu doch so viel Lärmens," sprach ich bei mir selber, „und so viel Mühe, um taube Nüsse abzuschlagen, und sich darüber zu zanken?"

Indessen brachte dieser Hagel von Nüssen, der auf meinen Kopf herabfiel, mich in einige Gefahr, ich suchte mir also eine andre etwas entferntere Stelle, wo ich nur Blätter abschlagen sah; aber man schien eben so eifersüchtig über diese, als über die Früchte.

Indem ich nun rings um den Baum ging, bemerkte ich, daß in seinem Gipfel noch eine einzige Nuß saß; sie schien nicht besser zu sein, als die übrigen, aber die ungeheure Höhe täuschte den Blick.

Kein Stock und kein Arbeiter konnte sie erreichen; auch sahen diese sie nicht einmal.

Ich fühlte mich angespornt, die einzige Frucht herab zu holen, welche noch übrig war; aber wie sollte ich es anfangen? ich hatte keinen Stock, und ich konnte auch nicht einmal an dem Stamme des Baumes hinaufklettern.

Ich hatte junge Leute mit Schleudern Steine werfen sehen, und dieß brachte mich darauf, aus meinem Tuche eine Schleuder zu machen, ich legte einen Kiesel, etwa ein halb Pfund schwer, hinein, und schleuderte ihn hinauf, ohne fast nach dem Ziele zu blicken: die Nuß war getroffen, sie fiel herab, und ihr Fall war stark genug, die Aufmerksamkeit der auf dem Baume sitzenden Arbeiter zu erregen.

Verwundert über meinen glücklichen Wurf, nahm ich die Nuß auf, öffnete sie, und o Wunder! die Schale enthielt Millionen von Bäumchen, alle in ihrer Art eben so vollkommen, als der große Nußbaum, welcher sie trug. So wie ich sie aus einander las, nahmen sie mir die Arbeiter, welche mich beobachtet und sich auf meine Schulter gesetzt hatten, und riefen aus: „Seht doch, was ich Schönes gefunden habe!“ Vergeblich wollte ich mein Vorrecht an dieser Entdekkung geltend machen. „Was!“ sagten sie zu mir, „ihr habt diese Nuß abgeschlagen? ihr habt ja nicht einmal einen Fuß auf den Baum gesetzt.“ — „Aber,“

erwiederte ich, „mit einem Stein ist es mir gelungen, ich habe ihn mit meinem Tuche hinaufgeschleudert, welches in den Zweigen hangen geblieben, wo ihr es noch sehet!"

Meine Nebenbuhler zuckten die Achseln; und ich, gekränkt, mir einen Schatz entrissen zu sehen, welchen ich meiner Geschicklichkeit und dem Zufalle verdankte, und ärgerlich, nur noch eine leere Schale in Händen zu haben, — ich erwachte, sehr bewegt von einem Traume, der eine Bedeutung haben muß, und um dessen Auslegung ich denjenigen inständig bitte, der sie zu finden vermag."

„Ihr lobt hiemit den Erzähler," sagte Vaßümeh hierauf, „und ich bekenne, daß er es verdient. Wenn man so angenehm träumt, ist es sehr verdrießlich aufzuwachen."

„Nun," sagte Naneh, „laßt uns wieder eine andre Geschichte hören; denn alle, die man hier erzählt, sind so, daß ich Essen und Trinken darüber vergesse."

„Es giebt hier keine Erzählung mehr zu hören, meine liebe Amme," sagte die schöne Vaßümeh; ich habe dich wegen der drei nun vollendeten Erzählungen rufen laßen; ich hatte bei denselben Neuheit zur Bedingung gemacht, findest du diese nun wohl erfüllt?"

„Vollkommen wohl," sagte die Blinde; „ich habe in meinem Leben viele Erzählungen gehört, und selber welche gemacht, aber ich kenne keine eigenthümlicheren, als die, welche ich hier vernommen habe, so wohl was den Inhalt betrifft, als die Art des Vortrages."

„Du sollst mir nun sagen, meine gute Naneh," fuhr Vaßümeh fort, „welcher der drei Erzählungen du den Vorzug geben würdest; dein Geschmack soll meine Wahl entscheiden; dein Ausspruch kann nicht durch irgend ein Vorurtheil zu Gunsten eines der drei Erzähler bestimmt werden, weil du sie nicht kennst; demnach, meine liebe Amme, erwarte ich deinen Bescheid." —

„Ich kann dir nichts abschlagen, meine geliebte Tochter; und so vernimm denn meine Meinung über die erste Erzählung.

Nichts ist sinnreicher,“ fuhr die blinde Naneh fort, „als die Art, wie der vorgebliche Armenier Marilha und ihren Sohn anführt: aber hat man nicht zu viel Erfindung aufgewendet, ein wahnwitziges Weib und einen dummen Jungen zu täuschen? Hat man nicht zu viel Anstalten verschwendet, um die Tochter eines Barbiers mit dem Sohn eines Töpfers zu verheiraten? und hat man mich auf die Hochzeit begierig gemacht, für welche ich theilnehmen sollte? ich habe die Braut nicht kennen gelernt, und von dem Bräutigam wenig reden gehört. Ueberdieß, dünkt mich, war es unnöthig, das Gold mit vollen Händen und so wunderbar auszustreuen, während eine Hand voll Zeckienen hingereicht hätte, alles abzumachen. Endlich, liebe ich nicht die hinterdrein folgenden Bestrafungen, und ich hätte bis zum Schlusse fortlachen mögen; denn ich bekenne es, diese Erzählung hat mich, ungeachtet dieser kleinen Ausstellungen, sehr vergnügt, und es that mir Leid, daß das Ende minder heiter war.

Die zweite Erzählung hat mich mitten unter eine Menge außerordentlicher Wesen versetzt: ich habe über die Tollheiten aller Art, die darin vorkommen, herzlich gelacht; sie hat mich höchlich ergetzt: aber das

ist auch alles; ich habe diese täuschenden Luftgebilde, ohne Bedauern verschwinden sehen; und die ganze Erzählung hat weder mein Gefühl, noch meinen Geist angeregt. Wenn ich viel gelacht habe, meine liebe Tochter, so mag ich gern, daß die Veranlaßung dazu mir eine freudige Erinnerung zurücklaße.

Die dritte Erzählung betreffend, so ist sie zwar nur ein kurzer Traum, aber der unendlich viel zu denken giebt. Ich glaube indessen die Hauptzüge desselben deuten zu können.

Der auf dem dürren Sande verirrte Träumer zeigt mir den forschenden Gelehrten: er durstet nach Kenntnissen. Die Natur ist unter der Schale der Melone verborgen, welche er anschneidet; sein ganzer Leib folgt der Klinge des Messers, weil er sich rückhaltslos der Nachforschung der Wahrheit hingiebt: anfangs findet er sich in Dunkel gehüllt, bis der Augenblick kömmt, daß er sich selber erkennen kann. Der schöne Nußbaum ist der Gegenstand seiner Wißbegierde; derselbe ist mit Neugierigen besetzt, die übelverstandene Dinge thun, indem sie leere Schaalen und Blätter abschlagen, und sich neidisch die Frucht ihrer nutzlosen Arbeit streitig machen. Ein geschickterer Mann schleudert einen Stein hinauf, der die Nuß vom Gipfel des Baumes herunter bringt; er öffnet sie, und die Wahrheit ist darin verborgen unter dem Bilde einer Unzahl kleiner Nußbäume, welche aus einem einzigen

Kerne hervorgehen: man verdankt diese Entdeckung dem Zufalle, dem Vater aller nützlicher Entdeckungen.

Ich bekenne, meine Tochter, daß dieser kleine Traum mir mehr Vergnügen gewährt hat, als die beiden Erzählungen, und daß diese gar viel von ihrem Werthe verlieren, wenn ich an die sinnreiche Allegorie von dem Nußbaume denke."

Vaßümeh stimmte dem Ausspruche ihrer Amme bei: „Eine gute Erzählung," sagte sie, „muß zugleich belehren und vergnügen, das Gefühl aufregen, und das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden."

Sie gab also ihrem Vetter Valid-Haßen den Preis; ihre Hochzeit wurde in Szurat mit großer Pracht gefeiert, und ihr Glück war kein Traum."

Simustapha und die Prinzessinn Ilsetilsone.

Dreihundert und zwölfter Tag.

„Unter der Regierung des Chalyfen Harun-Al-raschid," fuhr die Amme fort zu erzählen, „ließ sich ein junger Mann zu Bagdad nieder, der sich durch seine Gestalt, die Regelmäßigkeit seiner Züge, die Schönheit und Anmuth seiner Gesichtsbildung, und durch die Hoheit und Zierlichkeit seines Wuchses auszeichnete. Er kaufte ein ansehnliches Haus, welches durch den Tod eines Großen der Stadt erledigt war; er verschönte die Gärten, seinen Absichten gemäß, gab den Zimmern eine andre Eintheilung: mit Einem Worte, er verwandelte diesen kleinen Palast in ein prächtiges Speisehaus, dergleichen bisher niemals in Bagdad, und vielleicht in keiner andern Stadt Asiens, zu finden war.

Man wurde hier auf Silber und Porzelan durch Sklaven bedient, welche mit ausgesuchtem Geschmack und Sauberkeit gekleidet waren. Die Pasteten und übrigen Speisen waren auf eine so schmackhafte Art zugerichtet, daß selbst die Köche des Chalyfen sie nicht erreichen konnten.

Dieser in seiner Art außerordentliche Speisewirth nannte sich Simustapha. Seine schöne Gestalt, sein verbindliches und höfliches Wesen, und die gute Bewirthung bei ihm, zogen bald eine Menge von Liebhabern in sein Haus; die vornehmsten Leute in Bagdad konnten der Neugier nicht widerstehen, seine Geschicklichkeit kennen zu lernen; und da er die Kunst verstand, durch seine Würzen auch den abgestumpftesten Gaumen zu reizen, so ward er bald der Lieblingskoch aller Vornehmen und Reichen des Hofes und in der Stadt. Seine Säle und seine Gärten wurden nicht leer von solchen Leuten, die mehr leben um zu essen, als essen um zu leben.

Die Hofleute des Chalyfen unterhielten sich täglich in seiner Gegenwart von der auserlesenen Bedienung, welche sie bei dem schönen Speisewirth gefunden; aber dieser Fürst war entweder zu sehr beschäftigt, um solchen Küchengesprächen seine Aufmerksamkeit zu leihen, oder die Lust, sich selber von Simustapha's Geschicklichkeit zu überzeugen, sollte ihm erst auf eine seinem

Charakter und seinen bekannten Eigenheiten entsprechende Weise entstehen.

Die Sklaven, besonders die Weiber, aus Haruns Palast, gingen niemals aus, ohne Simustapha's Speisehaus zu besuchen, und ohne einige kleine Meisterstücke seiner Kunst mitzubringen. Die geschäftigste von allen war Namuna, die Pflegerinn, von der Wiege an, der Prinzessinn Ilsetilsone, der geliebten Tochter des Chalyfen und einzigen Frucht seiner Ehe mit Sobeïde'n, welche er von allen seinen Frauen am meisten liebte, und der er bis an den Tod zugethan blieb.

Namuna genoß der den Frauen ihres Alters zustehenden Freiheit, und wanderte täglich durch die Straßen von Bagdad. Die kleinsten Kinder kannten sie unter ihrem Schleier und grüßten sie bei ihrem Namen, sobald sie sie erblickten. Simustapha, dessen Haus sie oft besuchte, wie er von Natur gegen jedermann höflich war, war es noch mehr gegen sie. Er bat sie, sich niederzulaßen, bediente sie zuerst, und erwies ihr durch sein Benehmen und seine Reden alle Aufmerksamkeit und ungezwungene Höflichkeit, deren Anmuth bezaubert, ohne in Verlegenheit zu setzen.

Höchst vergnügt über diese zuvorkommende Behandlung, sagte die gute Alte, auf dem Heimwege bei sich selber:

„Ah! schöner junger Mann, der Himmel segne dich! Du verachtest nicht das Alter.“

Wenn sie dann die junge Prinzessinn von den mancherlei Neuigkeiten unterhielt, welche sie auf ihren Wanderungen durch die Stadt vernommen hatte, so endigte sie immer mit dem Lobe des reizenden Simustapha: er hatte ihr mit so großer Gefälligkeit alle seine Gärten gezeigt; er hatte sie so ehrerbietig und mit so viel Aufmerksamkeit behandelt, und das alles ohne sie zu kennen. Dieß ganze Benehmen war ihm natürlich und floß von selber aus einer wohlwollenden Seele und einer innigen Achtung und Verehrung des weiblichen Geschlechts.

„Seine Reden,“ fügte sie hinzu, „sind so verbindlich, der Ton seiner Stimme so einschmeichelnd, so lieblich, daß man mit seinen Worten allein schon zufrieden wäre. Seine Haltung ist edel, wie seine Gebärden, und er ist so schön, daß er alles in Vergessenheit bringt, was von dem Sohne Jacobs, dem schönen Joseph von Aegypten, geschrieben steht. Gott behüte die vor allem Uebel, die versucht wird, ihn beim Mantel fest zu halten; aber das wäre vergeblich, denn er ist so sittsam, wie eine Taube.“

Ilsetilsone ergetzte sich an dem Geschwätz ihrer alten Vertrauten. Sie war die erste, wenn dieselbe aus der Stadt zurückkam, sie zu fragen, ob sie wie-

der ihr Glück bei dem schönen Speisewirthe gemacht hätte.

„Ich würde mich wohl gehütet haben," antwortete eines Tages Namuna, „es zu versäumen; ich bin nicht so thöricht, mich in ihn zu verlieben, aber ich vergönne mir, mich mit dem gütlich zu thun, was er zurichtet; er selber wäre ein Bissen für eine Königinn. Man müßte sehr ekel sein, wollte man sich nicht einen jungen Mann gefallen laßen, der schöner ist, als alle Prinzen der Erde. Warum sollte ich mir das Vergnügen versagen, ihn zu sehen, und die Freundlichkeit, welche er mir erzeigt; ein einziger seiner Blicke scheint mich zu verjüngen, und ich glaube, es ist der Zauber seiner Augen, womit er seine Pasteten würzt, deren Köstlichkeit nichts gleichkömmt: ich habe Meßrur, dem Obersten der Verschnittenen, ein Pröbchen davon mitgebracht, wovon man in dem ganzen Palast wird sprechen hören."

Namuna täuschte sich nicht. Meßrur, der Oberste der Verschnittenen, hatte die Torte, welche die gute Hofmeisterinn ihm mitgebracht, der Favoritsultaninn gegeben; diese hatte den Chalyfen damit bewirthet, ohne ihm zu sagen, daß dieses Backwerk von außen herkäme. Harun hatte dessen Trefflichkeit laut gerühmt, und vernahm nun, daß es aus der Küche des Speisewirths Simustapha käme, von welchem so oft die Rede gewesen war. Die Favoritinn erbot Harun,

ihn morgen mit einem vollständigen Mahle aus der Küche dieses ausgezeichneten Speisewirthes zu bewirthen, und Meßrur erhielt Befehl, hinzugehen und die Zurichtung bei ihm zu bestellen. Der Chalyf speiste nun bei seiner Favoritinn mit außerordentlicher Eßlust und Behagen. Am folgenden Tage ließ er seine eigene Tafel mit Gerichten aus derselben Küche besetzen, und seine Frauen thaten sich höchst gütlich daran: kurz, das Vorurtheil ging bald so weit, daß man in dem Palast schlecht gegessen zu haben meinte, wenn man nicht eine oder zwei Schüsseln von Simustapha's Hand auf der Tafel gehabt hatte.

Dreihundert und dreizehnter Tag.

Namuna frohlockte, als sie den Ruf ihres Abgotts so zunehmen sah: der Chalyf hatte von seiner Tafel schon mehrere Gerichte, welche ihm die leckersten dünkten, seiner Tochter Ilsetilsone gesandt: sie hatten aber ihrem Gaumen nicht so geschmeichelt, als die Hofmeisterinn sich einbildete. Die unaufhörlichen Erzählungen derselben gewährten ihr zwar Zerstreuung, aber die Leckerhaftigkeit hatte keinen Theil daran.

„Sehet," sprach die gute Alte zu ihr, „wie sehr dieses schon dem Auge schmeichelt: athmet den Wohlgeruch dieses Kuchens!" Sodann ging sie zur

Beschreibung der Küche Simustapha's über: „sie ist so glänzend, als wenn die Wände mit Spiegeln bedeckt wären; der Fußboden ist von geglättetem Marmor; das Geräth hat einen blendenden Glanz: umgeben von sieben schönen jungen Leuten, die wie zu einem Hochzeittage geschmückt sind, und an den Backöfen Acht geben, wacht Simustapha über alles, was um ihn her gethan wird: sein Haupt, welches seine Arbeiter überragt, giebt ihm das Ansehn des Mondes, von sieben Sternen umgeben. An jeder Schüssel, wenn sie bereit ist, legt er die letzte Hand, und giebt ihr diesen geheimen und unnennbaren Reiz, der allem eigen ist, was von ihm herkömmt."

Die Alte, welche bei jeder Wiederholung die Lobpreisungen des Speisewirths steigerte, bemerkte nicht die Wirkung, welche ihre Reden auf die junge Prinzessinn machten: sie entzündeten darin eine eben so lebhafte als gefährliche Flamme.

Ilsetilsone, die sich selber, so wie anderen, die Neigung verbergen wollte, welche sie unwiderstehlich hinzog, einen Mann von Simustapha's Gewerbe zu lieben, und eine aufkeimende Leidenschaft zu bekämpfen strebte, verlor darüber Schlaf, Eßlust und Seelenruhe, und versank in ein Hinschmachten, dessen Folgen Haruns Zärtlichkeit beunruhigten. Die arme Hofmeisterinn bejammerte den Zustand, worin sie ihre reizende Gebieterinn sah; die Seufzer, welche ihr

entfuhren, ließen sie dunkel den Gegenstand ihrer Unruhe ahnden. Endlich, bestätigte ein Befehl, den sie erhielt, obwohl an sich unbedeutend, ihre Vermuthungen.

Ilsetilsone hatte seit zwei Tagen nichts essen mögen: „Ich sehe wohl," sprach Namuna zu ihr, „daß ich genöthigt sein werde, hinzugehen und für euch, wie für mich, ein Gericht von Simustapha's Hand zu holen."

Die Schöne lächelte, ohne zu antworten, und die bescheidene Alte lief nach dem Hause des Speisewirths:

„Bedienet mich ja recht gut, schöner junger Herr," sprach sie zu ihm: „ich habe eine Tochter, deren Leben mir mehr am Herzen liegt als das meinige: wendet alle eure Kunst an, eine Schüssel zu bereiten, deren Würze ihr die Eßlust wiedererwecken kann: es sind zwei Tage, daß sie nichts gegessen hat, und ich fürchte, sie stirbt. Findet ihr Mittel, ihr ein Gericht zu bereiten, welches ihr gefällt, so achte ich hundert Zeckienen für nichts, euch zu belohnen."

Simustapha sah der Alten unter die Augen: er kannte sie genau, und wußte wohl, daß sie keine Tochter hatte; überdieß waren die erbotenen hundert Zeckienen geeignet, ihn über die Sache zu verständigen, wenn er es noch bedurft hätte.

„Sie ist also unpäßlich?" fragte er mit besorgter Miene.

„Mehr als unpäßlich," antwortete Namuna: „ihr seht mich deshalb in einem Kummer . . . Aber alles was von euch kömmt, ist so gut, daß ich hoffe, wenn ihre Lippen es nur berühren, sie wird sich besser befinden."

„Ich fürchte das erstemal in meinem Leben," erwiederte Simustapha, „daß es mir nicht recht gerathen werde."

Er geht sogleich ans Werk, und giebt nicht zu, daß ein andrer außer ihm die Hand daran lege. Nach kurzer Zeit kann die Alte wieder nach dem Palast zurückkehren, aber zuvor will sie bezahlen, was sie mitnimmt. Simustapha schlug jede Bezahlung aus, und sagte:

„Wenn das Gericht eßbar ist, so bin ich übrig bezahlt; ist es aber nicht werth, gegessen zu werden, so darf ich auch keine Bezahlung dafür nehmen."

Namuna kam zurück, und setzte der Prinzessinn das Gericht vor. Ilsetilsone versuchte es, fand es köstlich, und aaß es ganz auf.

Die Augen der Alten funkelten vor Freuden, als sie den Erfolg ihrer kleinen List sah; sie erhub die Gefälligkeit, den Eifer und die Geschicklichkeit Simustapha's bis zu den Wolken:

„Er hat geglaubt," sagte sie, „es wäre für meine Tochter: augenblicklich hat er sich an die Arbeit gemacht. Ich habe ihm hundert Zeckienen angeboten,

er aber hat gar nichts nehmen wollen, es war ihm genug, mir einen Dienst zu erweisen."

„Wo hat doch die Seele und der Edelmuth eines Fürsten ihre Wohnung genommen!" sagte Ilsetilsone seufzend.

„Sie wohnt," antwortete Namuna, „in einem Leibe, in welchem Salomon selber sich geehrt fühlen würde zu wohnen, wenn er wieder auf Erden erschiene, und er würde Mühe haben, mit eben so viel Anstand zu herrschen, als Simustapha die Küche bestellt."

Als das Mahl der Prinzessinn beendigt war, und sich die junge Schöne von neuen ihren Träumereien hingab, sagte Namuna zu ihr:

„Wie! ihr wollt noch, nachdem ihr so gut gegessen, fortträumen, anstatt Zerstreuung zu suchen, um euch in den Stand zu setzen, den Chalyfen angenehmer zu empfangen, als ihr bisher gethan, und ihm Trost zu gewähren!"

„Ich kann nicht anders, meine liebe Namuna," erwiederte die Prinzessinn; „mir ist das Herz wider meinen Willen beklommen."

„Ich verstehe es wohl," sagte die Hofmeisterinn; „ihr traget in euch ein schweres Geheimnis, welches euch erdrückt, und ihr verberget es mir; mir, die ich euch mehr liebe, als mein Leben."

„Das kömmt daher,“ antwortete Ilsetilsone, „weil mein Geheimnis mir nicht zur Ehre gereicht, und mit mir sterben muß: wenn ich es nicht bewahren kann, darf ich da hoffen, daß ein andrer es bewahre?“

„Mit diesen Bedenklichkeiten,“ versetzte die gute Hofmeisterinn, „werdet ihr euch ins Grab bringen, meine schöne Prinzessinn; meine Brust ist ein Brunnen, in welches euer Geheimnis sich versenken kann, um nie wieder aufzutauchen; und vielleicht kann ich ein Mittel ersinnen, euch Linderung zu verschaffen.“

„Oh! Namuna,“ unterbrach sie die Prinzessinn, „bitte Gott mit mir, mich zu heilen: es kann nur durch ein Wunder von ihm geschehen.“ —

„Nun gut! wenn wir nur erst wissen, worauf es ankömmt, so wollen wir ihn gemeinschaftlich bitten, und er wird uns dieses Wunder gewähren: er hat schon mehr als eins in diesen Gegenden gethan; hier hat er die Juden, sein zuerst erwähltes Volk, hergeführt, als er sie den Händen Pharao's entriß. Um euch aus der Bedrängnis zu ziehen, meine Prinzessinn, bedarf es nicht der Austrocknung des Meeres. Anstatt eines großen Mannes, wie Moses, bedarf er nur eines untergeordneten Werkzeuges, und ihr sehet mich ganz bereit, ihm dazu zu dienen: habet Vertrauen zu mir, befürchtet weder Treulosigkeit noch Schwatzhaftigkeit von einer, die euch mehr liebt, als

ihr Leben, welches sie bereit ist, aufzuopfern, so bald es auf euer Glück ankömmt. Ich habe Jahre und Erfahrung; ich kann euch heilsamen Rath geben, und Hülfsmittel ersinnen, von welchen eure Unerfahrenheit sich nimmer eine Vorstellung machen könnte. Mit Einem Worte, ich verlaße euch nicht eher, als bis ihr in meinen Busen den Gegenstand eurer Schwermuth ausgeschüttet habt, der ihr euch mit Gefahr eures Lebens hingebet."

„Oh! meine gute Namuna," erwiederte die Prinzessinn, „die Beschämung sollte mir den Mund verschließen; aber mein Vertrauen zu dir nöthigt mich, ihn zu öffnen: du kennst viel besser, als ich, den wahren Grund meines Uebels, und ich hätte dir vorzuwerfen, daß du mehr, als jemand anders, dazu beigetragen hast, wenn ich nicht deutlich einsähe, daß es ein unvermeidliches Schicksal ist, welches mich trifft.

Ich hege eine thörichte Liebe: alles hier hat dazu beigetragen, mir den Kopf zu erhitzen und zu verwirren; du, Namuna, die Frauen im Palast, der Chalyf mein Vater, alles, bis zu meinen eigenen Träumen, in welchen ich ihn zu zwei verschiedenen Malen gesehen habe . . . Nunmehr nenne, wenn du es wagst, den Gegenstand meiner Liebe: sage, wer ist der einzige Mann, für welchen die Tochter des Beherrschers der Gläubigen, des Königs der Könige der

Erde, leben möchte; ohne welchen das Leben ihr unerträglich ist: entschuldige, wenn du kannst, diese unglaubliche Verirrung, und verzeih dir selber, sie durch deine Erzählungen und Lobeserhebungen bis zu dieser Höhe getrieben zu haben."

„Ihr habt ihn im Traume gesehen?" fragte die alte Hofmeisterinn mit nachdenklicher Miene; „man muß sich zuvörderst versichern, ob er es auch wirklich war: war er auch so schön, als der Engel, welcher dem großen Propheten den Scherbet verschüttete, als Mahomed bis in den siebenten Himmel verzückt wurde? Erinnert ihr euch seiner Züge?"

„Nein, das ist mir unmöglich," antwortete Ilsetilsone; „ich war verwirrt und entzückt durch den Anblick eines himmlischen Jünglings; er lag zu meinen Füßen, er schwur, nur mich anzubeten: aber in beiden Träumen war es stäts dieselbe Gestalt, die ich gesehen habe; ich würde ihn wieder erkennen, wenn er mir nochmals erschiene; aber es ist mir eben so unmöglich, ihn zu beschreiben, als zu vergessen.

So geschieht es denn, Namuna," fügte die Prinzessinn mit verschämter Miene hinzu, „daß, während die Könige des Morgenlandes sich einer nach dem andern einer abschläglichen Antwort meines Vaters aussetzen, und vergeblich nach der Ehre trachten, meine Hand zu erhalten, — daß der Gegenstand der Liebe und des Ehrgeizes so vieler Fürsten nur darin sein

Glück finden würde, sich für immer zu verbinden mit . . ."

„Mit Simustapha," fuhr die Alte fort; „nennet ihn nur dreist; sein Name schon ist ein Lob. Es giebt viele Kronen auf Erden, und fielen auch alle auf Simustapha's Haupt, so wäre doch nicht eine an der unrechten Stelle. Es giebt hundert Könige, aber es giebt nur Einen Simustapha."

„Nimm dich in Acht, Namuna," sagte Ilsetilsone, „du richtest mich vollends zu Grunde." —

„Wer, ich? meine theure Prinzessinn, ich liebe euch mehr, als mein Leben. Ich verstatte es dem Engel des Todes, mir die Augen zu schließen, so bald sie Zeugen eurer Glückseligkeit gewesen sind. Wir müßen mitsammen Simustapha besuchen, und wenn ihr ihn für denselben erkennet, der euch zweimal im Traum erschienen ist, so ist der Ausspruch des Schicksals, der euch ihm bestimmt, unwiderruflich, und ich mache mich auf der Stelle zum Werkzeug eurer Bestimmung."

„Aber wie," sagte Ilsetilsone, „wie kann ich ihn sehen, ohne mich auszusetzen."

„Verlaßet euch dieserhalb auf mich," antwortete die Alte; „schlafet diese Nacht ganz ruhig, und laßt den Schlummer die Rosen eurer Wangen und den Purpur eurer Lippen wieder hervorrufen. Morgen, und nicht später, sollt ihr euern Geliebten sehen, und

erkennen, ob er es ist, welchen ein zauberischer Traum euch gezeigt hat; und da ich hier zu euerm Dienst über alles zu schalten habe, so will ich es schon so einrichten, daß ihr weder beschränkt, noch bloßgestellt werdet."

Hierauf ging Ilsetilsone, etwas getröstet, zu Bette.

Dreihundert und vierzehnter Tag.

Gleich am folgenden Morgen früh flog die Alte nach Simustapha's Hause:

„Ich komme," sprach sie zu ihm, „euch von dem Gerichte zu erzählen, welches ihr mir gestern übergeben habt: ihr seid dafür nach eurem Wunsche bezahlt, denn es ist auch keine Spur davon übrig geblieben. — Aber, mein schöner junger Herr," setzte sie hinzu, „was gebt ihr mir, wenn ich euch eine Botschaft bringe, welche für einen Mann von euerm Alter und eurer Geschicklichkeit die glücklichste von der Welt ist?"

„Alles was ihr von mir fordert," antwortete Simustapha.

„So will ich euch sagen," fuhr die Alte fort, „daß das Fräulein, die ihr so trefflich bewirthet habt, heute aus eurer Küche zu Mittag speisen will: aber

seid wohl darauf bedacht, daß alles von eurer eignen Hand zugerichtet werde."

„Ihr gebt mir da," antwortete Simustapha, „einen Befehl, dessen Ausführung mich mit Freuden erfüllen wird."

„Wenn das ist," sagte Namuna, „so seid ihr mir schon einen Kuß schuldig; aber laßt sehen, ob ich eure Verpflichtungen gegen mich noch vermehren kann. Wißt ihr wohl, daß euer Mittagsmahl der höchsten und schönsten Prinzessinn auf Erden, der unvergleichlichen Ilsetilsone bestimmt ist?"

„Mein Herz," erwiederte Simustapha erröthend, „hatte es mir schon verkündigt."

„Wie!" sagte Namuna, „euer Herz . . . was will das sagen, euer Herz? Solltet ihr meine Prinzessinn gar lieben?"

„Die Herzen der Könige Asiens," antwortete Simustapha, „brennen für sie, und dürfen es bekennen: ihre Schönheit, ihre Tugenden unterwerfen ihr alles, was irgend von ihr reden hören kann: ich dagegen begnüge mich, nur zu ihren Sklaven zu gehören."

„Wenn ihr für sie eingenommen seid," erwiederte Namuna, „so habe ich euch auch bei ihr keinen übelen Dienst erwiesen; und wenn ihr ungeduldig seid, sie zu sehen, so kann ich euch sagen, daß sie fast dieselbe Neugier in Betreff eurer hegt."

„Ihr Sklave," sagte Simustapha, „ist bereit zu ihren Füßen zu fliegen."

„Da ihr in solcher Stimmung seid," sagte die Alte, „so wird es gut sein, wenn ihr selber euch eure Bezahlung abholt; ihr werdet sie aus ihren schönen Händen empfangen. Bereitet das Mittagsessen, schicket es nach dem Palast, durch das große Thor, und mit euren eigenen Sklaven. Sobald die Mahlzeit vorbei ist, so kommet an einen geheimen Eingang, welchen ich euch bezeichnen werde.

Jetzo gestehet, mein lieber Simustapha, daß ihr mir noch einen Kuß mehr schuldig seid . . ."

„Tausend bin ich euch schuldig," sagte Simustapha, indem er die Alte mit Entzücken umarmte. Hierauf schieden sie von einander.

Simustapha bereitete nun das Mahl, und wandte alle seine Kunst dabei an. Zehn junge blonde Sklaven, rothwangig, schön wie Liebesgötter, und aufs geschmackvollste gekleidet, wurden beauftragt, es nach dem Palast zu bringen.

Ilsetilsone wurde durch diese Artigkeit angenehm überrascht. Die alte Vertraute machte die Haushofmeisterinn, und die junge Prinzessinn aaß die von ihrem Geliebten gewürzten Speisen, und that eine Mahlzeit, von deren Köstlichkeit sie zuvor keine Vorstellung gehabt hatte.

Sie belobte gegen Namuna alle Gerichte, eins nach dem andern.

„Esset, esset," sagte die gute Alte zu ihr; „was von liebenden Händen kömmt, kann keinen Schaden thun."

„Liebt mich denn Simustapha?" fragte die Prinzessinn: „er hat mich ja niemals gesehen."

„Habt ihr ihn denn gesehen?" erwiederte Namuna: „ihr, die ihr eure Ruhe seinetwegen verloren habt? Was in dem Himmel geschrieben steht, mein liebes Kind, geht hier unten durch außerordentliche Mittel in Erfüllung.

So bald ich ihm gesagt, daß ein hohes Fräulein, sehr zufrieden mit der ersten von ihm zugerichteten Schüssel, ein vollständiges Mittagsmahl von seiner Hand verlangte, hat er gleich gerathen, daß ihr es wäret, weil sein Herz es ihm verkündigt hatte; und in dem Entzücken, worein die Freude ihn versetzte, für euch arbeiten zu können, und in der Hoffnung euch zu sehen, hat er mich, so alt ich bin, recht herzlich umarmt.

Ihr werdet mir zu gute halten, meine Prinzessinn, daß ich die ersten Liebkosungen eures Geliebten empfangen habe, weil ich euch die gute Botschaft bringe, daß er sterblich in euch verliebt ist: übrigens bin ich bereit, euch das Empfangene wiederzugeben."

Mit diesen Worten fiel die alte Hofmeisterinn ihrer Gebieterinn um den Hals, und küßte sie von ganzem Herzen.

„Du bist recht thöricht, meine gute Namuna," sagte Ilsetilsone.

„Nicht mehr, als alle Frauen in Bagdad," erwiederte Namuna. „Wenn die Küsse des schönen Speisewirths zu verkaufen wären, da würdet ihr eine schöne Versteigerung sehen! Ein Ausrufer könnte dabei sein Glück machen."

Während dieses kleine Gespräch im Palast vorfiel, kamen die jungen Sklaven Simustapha's, welche die Schüsseln für die Tafel der Prinzessinn gebracht hatten, voller Freuden zurück, da sie so freundlich waren aufgenommen worden, und jeder von ihnen fünf Goldstücke aus den eigenen schönen Händen der Prinzessinn empfangen hatte.

Simustapha, durch die günstige Vorbedeutung des freundlichen Empfangs seiner Sklaven ermuthigt, selber seinen Besuch zu machen, besorgte seine Geschäfte, begab sich dann ins Bad, ließ sich Wohlgerüche dahin bringen, und legte seine schönsten Kleider an. Hierauf verfügte er sich nach dem Palast, auf dem ihm bezeichneten Wege zu der geheimen Thüre. Namuna erwartete ihn an derselben, und führte ihn herein.

Die Prinzessinn schaute von der Terrasse des Palasts, schwebend zwischen Liebe, Hoffnung und Furcht, nach dem Manne, welchen man ihr zuführte:

„Er ist es!" rief sie aus, „ganz so wie ich ihn zweimal im Traume gesehen habe; in eben diesem Kleide erschien er mir auch das erstemal: das zweitemal war er so prächtig gekleidet, daß ich den Glanz davon nicht ertragen konnte."

Dreihundert und funfzehnter Tag.

Während sie diese kurzen Bemerkungen machte, war Simustapha in das zur Zusammenkunft bestimmte Gemach getreten. Die Prinzessinn trat von der andern Seite herein. So bald Simustapha sie erblickte, machte er die ehrerbietigste Verbeugung, und erwartete mit niedergesenkten Augen und über die Brust gekreuzten Armen, bis er angeredet würde."

„Ihr seid also," sagte die Prinzessinn Ilsetilsone, „der Speisewirth Simustapha, von dem ich so viel Rühmliches gehört habe."

„Man hat mir," antwortete Simustapha, „mehr Ehre angethan, als ich verdiene."

„Ich bin nicht dieser Meinung," fuhr die Prinzessinn fort, „ihr erscheinet in Allem so sehr über euer Gewerbe erhaben, obwohl ihr dasselbe mit unendlicher

Geschicklichkeit ausübt: ihr benehmet euch darin auf eine so edle Weise, daß, obwohl es für euch gemacht scheint, ihr doch keinesweges für dasselbe gemacht scheint. Aber welche Ursachen können euch bewogen haben, Bagdad zu eurem Wohnorte zu wählen?"

„O Prinzessinn, der Bewunderung der ganzen Erde würdige Prinzessinn," antwortete Simustapha, „wollt ihr, daß euer Sklave aufrichtig zu euch rede, so nehmet diesen Schleier ab, der sein Vertrauen schwächt, damit die Wahrheit, welche aus seinem Munde kommen soll, auf dem Wege zu euch dadurch nicht aufgehalten werde. Ich habe schon zu viel gelitten, daß ich so lange des Glückes beraubt gewesen, diese Reize zu bewundern, welche dieß überlästige Hindernis hier noch meinen Blicken entzieht."

„Ihr seid erst," sagte die Prinzessinn, „ein Jahr in Bagdad, und wenn mein Schleier euch lästig ist, so kann dieß erst seit einem Augenblicke sein, wie könnt ihr da von langen Leiden sprechen? Wann können die begonnen haben?"

„Seit dem Augenblick," antwortete Simustapha, „da ich das erste Entzücken einer Liebe empfand, die nur mit meinem Leben endigen wird."

„Ein strenges Gesetz," erwiederte Ilsetilsone, „verbietet mir, meinen Schleier aufzuheben."

„Eine ehrerbietige Scheu," antwortete Simustapha, „hält mein Geheimnis auf meinen Lippen zurück."

„Diese Kinderei," rief die gute Namuna dazwischen, „bringt uns um die schöne Zeit, und wir müßen befürchten, den Obersten der Verschnittenen herkommen zu sehen, der nicht in großen Zwischenräumen seine Runde macht."

Mit diesen Worten näherte sie sich der Prinzessinn, und entriß ihr den Schleier. Es schien, als wenn die Blödigkeit und selbst die Zurückhaltung an dieses leichte Stück Zeug gebunden wäre: so bald Ilsetilsone von dieser lästigen Hülle befreiet war, trat sie einen Schritt Simustapha entgegen, und ein gegenseitiger unwiderstehlicher Zug riß beide dahin, sich mit der innigsten Zärtlichkeit zu umarmen.

Ein Frühmahl stand bereit: die beiden Liebenden — denn dieses Wort war ihnen gegenseitig entschlüpft, — setzten sich: sie sahen einander an, seufzten, aaßen aus Zerstreuung, und gleichwohl verflog eine glückselige Viertelstunde. Namuna mahnte sie daran. Sie trennten sich, mit Thränen in den Augen; es war, als wenn sie sich ihr Lebelang geliebt hätten, und als müßten sie hier zugleich von den Fesseln der Wonne und der Gewohnheit sich losreißen.

Ilsetilsone versank bald aus dem Uebermaaße der Freude in das der Betrübnis. Vergeblich besetzte man täglich ihren Tisch mit Speisen, welche ihr Geliebter bereitet hatte: ihr Geist konnte nicht mehr durch die Feinheiten der Kunst befriedigt werden. Sie hatte

eines zu wonnevollen Augenblicks genossen, als daß ihr nicht alles Uebrige abgeschmackt vorkommen sollte. Sie ward mager, und verzehrte sich augenscheinlich. Namuna beunruhigte sich deshalb, und sagte zu ihr:

„Seid doch vernünftig. Genießet des Vergnügens zu lieben und geliebt zu werden. Ihr verlanget, euern Geliebten zu sehen und bei ihm zu sein. Aber die Klugheit gebietet euch Mäßigung: ihr könnt durch eure Ungeduld alles verderben und von eurem Antlitze diese Blüte der Jugend vertreiben, welche der höchste Reiz eurer Schönheit ist. Laßt uns die Umstände in Acht nehmen. Man kann das Glück mit so viel Heftigkeit und Uebereilung nicht heranziehen.

Betrachtet an diesem schönen Nachthimmel alle Sterne: wenn einer von ihnen seinen Lauf beschleunigen will, verirret er sich, stürzt herab, und erscheint nicht wieder. Das Gestirn, das eure glückliche Liebe leitet, hält gleichen Schritt mit den übrigen; es wäre gefährlich, seinen Lauf beschleunigen zu wollen."

„Ich erkenne wohl, wie vernünftig dein Rath ist," sagte Ilsetilsone, „aber ich vermag ihn nicht zu befolgen. Willst du mich dahin bringen, wieder zu essen, so versprich mir, daß du mich Simustapha sehen laßen willst." —

„Wohlan! weil ihr denn doch auf euern Kopf bestehet, so setzet euch zu Tische und esset. Ich will euch das Mittel mittheilen, welches ich ersonnen habe."

Die Prinzessinn ließ sich Speisen bringen, genoß mäßig davon, und forderte auf der Stelle die Belohnung ihrer Folgsamkeit.

„Weil ihr denn meinen Entwurf wissen wollt," sagte Namuna, „so höret. Es sind schon einige Tage, daß ihr das Bette hütet, und dem Chalyfen nicht euern gewöhnlichen Besuch gemacht habt. Ich sehe voraus, daß der Oberste der Verschnittenen herkommen wird, sich nach den Ursachen zu erkundigen, welche euch in euerm Zimmer zurückhalten. Auf seinen Bericht, wird der Chalyf selber und Sobeïde, eure Mutter herkommen, zu sehen, welcher Art eure Unpäßlichkeit ist. Macht euch auf alle die Fragen gefaßt, welche die älterliche Liebe ihnen eingeben kann. Erwartet, daß man euch fragen wird: „Fühlst du irgend einen Schmerz? Ist etwas hier, das dich kränkt oder dir misfällt? Womit kann man dir Linderung verschaffen?" und bereitet euch zum voraus auf die Antwort.

Hütet euch wohl, zu sagen, daß ihr an irgend einem Uebel leidet. Man würde euch Arznei schicken, eine langweilige Krankenpflege würde folgen, und deren bedürft ihr nicht: sondern saget, ihr fühlet ein Misbehagen, dessen Quelle die Langeweile sei, und daß ein wenig Zerstreuung euch heilen werde.

Ihr müßt ganz dreist verlangen, daß man euch ausgehen laße, in Bagdad Unterhaltung zu suchen,

daß man euch zu einem Spaziergange zwei Tage bewillige, welche sich nahe genug folgen, daß ihre Wirkung in einander greife, und doch weit genug abstehen, daß sie den Lauf der öffentlichen Geschäfte nicht hemmen; weil Ausrufer euern Ausgang zuvor ankündigen müßen, damit ihr niemand auf euerm Wege treffet, dessen Anblick euch in Verlegenheit setze, und dem es verderblich werden könnte, euch gesehen zu haben.

Verlanget, den ersten Tag ins Bad zu gehen, und den andern die Kaufläden der Stadt zu besuchen. Es kann geschehen, aber in der Folge erst, daß die Andacht uns auch die Moscheen besuchen läßt: ich werde alles so einrichten, daß ihr die Erlaubnis gehörig benutzen könnet, welche man euch in ihrer ganzen Ausdehnung bewilligen wird."

Dreihundert und sechzehnter Tag.

Namuna hatte kaum ihren Entwurf dargelegt, als Meßrur, der Oberste der Verschnittenen, im Namen des Chalyfen die Prinzessinn zu besuchen kam. Die Folge dieses kleinen Ereignisses rechtfertigte völlig Namuna's Voraussetzung. Harun und Sobeïde kamen, ihre Tochter zu besuchen, und sie erhielt von ihnen die Erlaubnis, an den bestimmten beiden Tagen und

unter den zuvor überlegten Bedingungen in Bagdad umherzugehen.

Als Harun wieder in seinen Zimmern war, gab er Giafar Befehl, alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, damit die Prinzessinn Ilsetilsone, gleich am nächsten Tage, sich das Vergnügen machen könnte mit ihrem Gefolge in allen Straßen von Bagdad umher zu gehen, um alles Merkwürdige daselbst zu sehen, ohne jemands Blicken ausgesetzt zu sein.

Der Großvesyr gab diesen Befehl weiter an das Oberhaupt der Polizei, und noch denselben Abend wurden alle Bewohner Bagdads durch die öffentlichen Ausrufer angewiesen, in ihren Läden die merkwürdigsten Sachen aller Art auszustellen; es sollte aber zur Stunde des Gebets sich niemand in den Straßen, noch selbst in den Häusern zeigen, um nicht den Gang, noch die Neugier der Prinzessinn Ilsetilsone zu stören, welche zu dieser Stunde in der Stadt umhergehen würde. Alles was sie durch die Leute ihres Gefolges mitnehmen würde, sollte genau bezahlt, und für die geringste Beschädigung Ersatz geleistet werden; aber die strengste Strafe ward denjenigen angedrohet, die sich von Unruhe oder Neugier zum Ungehorsam verleiten ließen.

Als alles so veranstaltet war, kam Namuna zu Ilsetilsone, und frohlockte zum voraus über den Erfolg:

„Wohlan! Prinzessinn, ist euch nun alles zu Dank angeordnet? Werden die Straßen Bagdads morgenfrüh für euch frei genug sein?“

„Sie werden es nur zu sehr sein,“ antwortete die Prinzessinn, „wenn alle Einwohner sich entfernen müßen, wenn niemand selbst in den Häusern bleibt.“ —

„Ihr versteht nicht, wie ich, den Sinn des Befehls, meine Gebieterinn: alle Läden, alle Häuser an der Straße, oder welche die Aussicht nach derselben haben, sollen ganz leer sein; wenn aber morgen alle Einwohner Bagdads genöthigt wären, draußen vor der Stadt zu lagern, so würden sie, in Ermangelung von Zelten, vor Sonnenhitze umkommen. Jeder zieht sich nur in den Theil seines Hauses zurück, wo er von euch weder etwas hören noch sehen, noch weniger selber gesehen werden kann. Die reichen Leute begeben sich nach ihren Landhäusern, die Armen suchen sich irgendwo zu verbergen; die Stadt gleicht einer Wüste, und so dient sie zu unserm Vorhaben. Ihr könnt darin alles thun, was euch beliebt; eure Frauen werden sich mit einer Neugier und Lüsternheit in den Kaufläden zerstreuen, von welcher ihr keine Vorstellung habt. Die Verschnittenen werden ihnen folgen, um sie zu beobachten, und aufzuzeichnen, was sie etwa daraus mitnehmen, und zugleich ihre eigenen kleinen Anliegenheiten zu besorgen; und während dieser Zeit können wir den unsrigen nachgehen. Seid gutes

Muthes; nehmet ein Bad; speiset fröhlich zur Nacht, schlafet aufs beßte, und vernachläßiget keine Sorgfalt, welche ihr eurer Schönheit schuldig seid. Ich will morgen die Genugthuung haben, vor meinen Augen ein Paar ohnegleichen auf Erden zu sehen.."

Ilsetilsone that alles, was ihre gute Hofmeisterinn von ihr forderte; diese aber ging noch vor Ablauf des Tages hin zu Simustapha, um ihn auf den morgenden Besuch vorzubereiten.

Der schöne Speisewirth war in Verzweiflung, als er durch die Ausrufer vernahm, daß, während seine Prinzessinn in Bagdad umhergehen würde, jedermann sich zurückziehen sollte, und daß denjenigen die Todesstrafe treffen würde, der die Kühnheit hätte, ihren Blicken zu begegnen.

Da kam Namuna, und fand ihn in tiefer Betrübnis:

„Wie!" sprach sie zu ihm, als sie ihm den Beweggrund ihres Besuchs erklärt hatte, „ihr betrübet euch über einen Befehl, welchen ich ausdrücklich ausgewirkt habe, um eure Zusammenkunft mit meiner Prinzessinn zu erleichtern! Morgenfrüh schicket alle eure Sklaven nach eurem Landhause; ihr selber stellet euch, als wenn ihr ihnen folgtet: ihr kommet aber durch eine Hinterthüre in euer Haus zurück, und erwartet uns dort im Hintergrunde eures Gartens. Wenn wir in euern Laden treten, wird das Geräusch, welches

wir machen werden, uns hinlänglich ankündigen; und auf alle Fälle weiß ich zum voraus, wo wir euch finden, ohne daß ihr euch der Gefahr aussetzet, euch zu zeigen. Bereitet heut Abend noch, womit ihr uns morgen bewirthen wollt: ich weiß wohl, daß Geiz nicht euer Fehler ist, und dennoch wollte ich wetten, daß ihr euch gegen mich karg bezeigen werdet."

„Das sollte mich wundern," erwiederte Simustapha, „zumal, da ich gegen euch so gesonnen bin, wie ich es bin."

„Ich stelle euch sogleich auf die Probe," fuhr die Alte fort; „was ich euch gesagt habe, muß euch entzücken: ihr erinnert euch, wie ihr mich für die erste gute Botschaft, welche ich euch gebracht, belohnt habt: hättet ihr wohl noch etwas von dieser Münze für mich?"

„Ich verstehe euch, meine Gute," antwortete Simustapha; ihr seid hier mitten unter allen meinen Besitzthümern, wählet: aber was ihr von mir verlanget, gehört mir nicht mehr, ich habe es verpfändet."

„Bloßer Geiz!" rief Namuna neckend aus; „ich werde es eurer Herrinn sagen, daß ich an euch einen Fehler gefunden habe, welcher den Leuten eures Alters nicht gewöhnlich ist. Ich werde mich für diesen Geiz an euch rächen.

Indessen will ich meinem lieben Kinde nicht wehe thun; sie hat, seit sie euch gesehen, keinen Augenblick Ruhe gehabt; sie hat nichts gethan, als seufzen; ja sie wäre nicht mehr am Leben, wenn ich nicht ein Mittel ersonnen hätte, in Bagdad alles aus dem Wege zu räumen, um euch beiden mitten unter einer blind und taub gemachten Volksmenge, eine Zusammenkunft zu verschaffen; ich möchte ihr gern ein freundliches Wörtchen von euch bringen: laßt hören, was soll ich ihr sagen?"

„Daß ich bezaubert, entzückt bin!" antwortete Simustapha; „daß die Ausdrücke mir fehlen; daß die Ungeduld sie zu sehen mich verzehren wird, bis zu dem glücklichen Augenblicke, der uns wieder vereinigen soll. Wenn sie, seitdem wir uns zum erstenmal gesehen, wenig Ruhe gehabt, so bin ich nicht einen Augenblick meiner selbst froh geworden; mein Kopf ist von ihrem reizenden Bilde dermaßen erfüllt, mein Herz so davon durchdrungen, daß ihr Name fortwährend auf meinen Lippen schwebt. Ich bin genöthigt, mich zum völligen Stillschweigen zu verurtheilen, um ihn nicht entschlüpfen zu laßen."

„Gut!" sagte die Alte; „vorausgesetzt, daß ich dieß alles zu wiederholen vermag, kann ich sagen, daß ich mit vollen Taschen weggehe; aber daß sind alles nur Worte: anlangend die Thaten . . . ihr gebt

mir also nichts mit auf den Weg? Ich würde es doch treulich überbringen."

Mit diesen Worten bot die gute Alte ihre Wange dar, aber vergeblich. Sie mußte es endlich aufgeben, und sagte:

„Lebet wohl, geiziger Simustapha!"

Namuna eilte wieder nach dem Palast, und wiederholte fast Wort für Wort ihre Unterredung, bis auf den Scherz, welcher sie beschlossen hatte.

„Wie! im Ernst, meine Gute," sagte Ilsetilsone, „ihr wolltet einen Kuß von ihm haben? Seid ihr denn noch verliebt?"

„Das sage ich eben nicht," antwortete Namuna; „aber unter meinen Runzeln trage ich ein Herz von zwanzig Jahren, und wenn ich auch hundert Jahre alt werde, so werde ich doch nie eine Männer-Feindinn, wenn sie von der Art des schönen Simustapha sind. Meine Anforderungen gehen nicht weit, ich begnüge mich mit einer Kleinigkeit: aber diese macht mir großes Vergnügen. Wenn ich mit einem male ganz aufhörte zu lieben, so könnte ich zu boshaft werden. — Aber jetzo gehet schlafen, und schlafet wohl: der nächste Tag ist ein großer Tag für euch."

Dreihundert und siebzehnter Tag.

Am folgenden Tage, so bald die Stunde des Gebets vorüber war, ging Ilsetilsone mit sechzig schönen jungen Sklavinnen in die Stadt hinab. Die Prinzessinn nahm, unter der Leitung ihrer Hofmeisterinn, den Weg nach den von dem Hause des schönen Speisewirths am wenigsten entfernten Bädern. Sie trat hinein, und sagte zu ihrem obersten Verschnittenen:

„Ich will mich hier von den Sklavinnen des Hauses bedienen laßen: alle die meinigen mögen sich unterdessen erlustigen und der Freiheit genießen; führe sie in ganz Bagdad umher."

Der Verschnittene gehorchte; sie trat in das Bad, blieb kurze Zeit darin, und ging allein in Begleitung Namuna's, wohin die Liebe sie zog.

Simustapha harrte mit Ungeduld in einer abgelegenen Gegend seines Gartens, unter einer natürlichen Grotte, an einer Quelle, in welcher er gewöhnlich seine Getränke abkühlte; er bereitete das Frühmahl, und sang von Zeit zu Zeit Verse, in welchen er die Glut seiner Leidenschaft und das ihm bevorstehende Glück zu schildern suchte. Er hatte von all seinem Gesinde nur einen jungen, sehr geschickten, ungemein schönen, aber stummen Sklaven bei sich behalten. Plötzlich trifft sein Ohr ein Geräusch, welches sich in seinem Garten vernehmen läßt; er springt auf, und

läuft hin: es ist der Gegenstand seines Verlangens, seiner süßen Träumereien, und seiner Lieder.

Ilsetilsone war schon seit einigen Augenblicken im Garten. Sie hatte sich unbemerkt der Grotte genähert, und mit dem innigsten Vergnügen die Verse ihres Geliebten gehört: der Inhalt derselben war so anziehend für sie, und die Schönheit der Stimme verlieh ihnen noch einen Reiz mehr. Um nicht zu verrathen, daß sie ihn behorcht hatte, entfernte sie sich wieder, und machte ein Geräusch, um sich vernehmlich zu machen. Endlich waren die beiden Liebenden vereint.

Es war nicht eine gewöhnliche Leidenschaft, entsprungen aus der Ueberraschung der Sinne, welche sie zu einander hinzog: es war die Gewalt der Sympathie; ja, es war noch mehr, wenn, wie beide einigen Grund hatten zu glauben, die Bestimmung hiebei im Spiele war.

Sie standen sich nun gegenüber und betrachteten sich mit Neugierde, in welche sich die lebhafteste Freude mischte, mit gegenseitiger Bewundrung: ihre Arme erhuben sich zu gleicher Zeit, sie umschlangen sich, und beide sanken mit dieser ersten Umarmung in Ohnmacht. Glücklicherweise war der Boden der Grotte mit Moos bedeckt, und die vorsorgliche Namuna hatte immer etwas zur Stärkung bei solchen Vorfällen bei sich.

Man mußte diesen für eine so anziehende Zusammenkunft zu wenig bequemen Ort verlaßen. Simustapha führte seine Geliebte am Arm in eine den Strahlen der Sonne undurchdringliche Laube, wo sie ein bequemes Sopha und ein Frühmahl von den erlesensten Gerichten fand. Dieser Ort vereinigte sonst alles, was der Prinzessinn Erquickung gewähren konnte. Ein tiefes Becken empfing ein krystallhelles Wasser aus den Mäulern und Schnauzen verschiedener Thiere, deren Mannigfaltigkeit das Auge vergnügte, und verbreitete unter dem Laubdache die köstlichste Kühlung. Ilsetilsone und Simustapha setzten sich zusammen an den Tisch, Namuna und der Stumme bedienten sie. Sie aaßen wenig, und sprachen noch weniger: die Sprache der Augen genügte ihnen; sie ist die Sprache der starken Leidenschaften.

Endlich, unterbrach die Prinzessinn dieses beredte Stillschweigen, und rief mit einer Engelsstimme aus:

„O Simustapha! ich liebe euch, und ich fühle, es würde mir unmöglich sein, einen andern zu lieben, als euch. Ich weiß nicht, wie die furchtbare Kluft verschwinden kann, welche das Schicksal zwischen uns befestigt hat. Bedürfte es, zur Ausfüllung derselben, nur des Hinabwerfens meiner hohen Ansprüche, so sollte es auf der Stelle geschehen. Meine Seele kann nichts einbüßen, indem sie sich mit der eurigen vereinigt, deren Adel ihrer Hoheit gleich ist. Ihr macht

das Schicksal erröthen, welches, wie es scheint, euch hat herabwürdigen wollen; und ich würde stolz darauf sein, könnte ich durch eure Erhöhung seine Ungerechtigkeit beschämen."

„Ich bin schon zu sehr erhöhet, meine Herrinn," erwiederte Simustapha, „durch die Neigung, welche ihr mir gewähret. Sie macht meinen Stolz, meinen Ruhm aus, eben so wie mein Glück. Ihr liebt mich; mein Ehrgeiz ist befriedigt: und wäre ich auch im Besitz einer Krone, ich würde doch keine andre Befriedigung von ihr haben, als die, euch einen gekrönten Sklaven zu Füßen zu legen."

„Wir wollen uns zuschwören," sagte die Prinzessinn, „immerdar für einander zu leben, trotz allen Begegnissen, und keine Bande einzugehen, welche unsrer Vereinigung hinderlich sein könnte."

„Ich schwöre es zu euren Füßen, beim Namen des großen Propheten," rief Simustapha aus.

Die schöne Prinzessinn hub ihn auf, und die zärtlichsten Küsse waren das Siegel ihrer Eide, und machten wechselsweise ihre Thränen fließen und versiegen.

Namuna, die eben nicht dazu gemacht war, den Werth dieser Thränen zu empfinden, wollte ihren Lauf hemmen, und sprach:

„Wie! ihr verbringet die Zeit mit Weinen, anstatt euch zu erfreuen! Wie verhaßt sind mir die

schmachtenden Liebenden! Trinket, esset, und fort mit der Schwermüthigkeit!"

Zu gleicher Zeit legte sie ihnen mehrere Speisen vor, und ließ sie wechselsweise aus derselben Schaale trinken.

„Habt ihr kein Saitenspiel?" fragte sie Simustapha; „laßt eins holen; wir sind vor allen Blicken geborgen, und während ihr euch zusammen ausweinet, will ich euch lehren, wie man sich vergnügt."

Der Stumme flog, auf einen Wink seines Herrn, dahin, und kam sogleich mit verschiedenen Saitenspielen zurück; Namuna nahm eins davon, und fing ein Vorspiel an, welches eben so fröhlich war, als ihre Gemüthsstimmung: da hub Ilsetilsone mit zärtlicher und schmelzender Stimme an, liebliche Verse zu singen, welche durch die wohlklingenden Töne der Laute, die sie mit Anmuth spielte, noch rührender wurden.

Simustapha antwortete ihr auf der Stelle, indem er eben so viel Geist und Gefühl in seinen Versen vereinigte, als Geschmack in der Tonbegleitung; es war ein wechselseitiges Ueberbieten in zärtlichen und rührenden Ausdrücken.

Damit war Namuna zufrieden; es hatte doch das Ansehen, daß man sich vergnügte: aber sie setzte dieser Unterhaltung ein Ziel, indem sie daran mahnte, daß man sich trennen müßte, um bei den Verschnittenen und den Frauen des Gefolges keinen Verdacht

zu erwecken. Nicht ohne Herzeleid wichen die beiden Liebenden der Nothwendigkeit: sie versiegelten ihr Lebewohl durch zärtliche Umarmungen und neue Thränen.

„Bei Mahomed!“ sagte Namuna, ungeduldig, „endet doch einmal diese Klagelieder, und laßt uns eiligst gehen.“

Die Liebenden trennten sich endlich. Die Prinzessinn wußte ihren Gesichtszügen solche Gewalt anzuthun, daß man den Sturm der Leidenschaften, von denen sie war bewegt worden, nicht darauf bemerkte; und so kam sie wieder zu ihren Sklavinnen, und kehrte mit ihnen nach dem Palast zurück, getröstet durch die Hoffnung, ihren geliebten Simustapha bald wiederzusehen.

Dreihundert und achtzehnter Tag.

Der Chalyf erwartete seine Tochter mit Ungeduld; sobald der Oberste der Verschnittenen ihm ihre Rückkehr gemeldet hatte, ging er mit der größten Eile der Prinzessinn entgegen, um von ihr selber zu vernehmen, wie sie sich nach dem Bade und nach dem Spaziergange befände.

Ilsetilsone bezeugte, daß die Bewegung, und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche sie in den Läden gesehen, ihr das größte Vergnügen gewährt

hätten. Der Chalyf fand ihre Augen lebhafter, als gewöhnlich, ihre Farbe frischer, als den Tag vorher, und freute sich über den Erfolg seiner Willfährigkeit, daß er ihr das Vergnügen verschafft hatte, sich in den Straßen von Bagdad ergehen zu können. Die Fürstinn Sobeïde war nicht minder zufrieden, als sie ihre Tochter heimkommen, und nicht mehr die bisherige Schwermuth an ihr sah, deren Folgen gefährlich werden konnten.

Kurz, es wurde beschlossen, daß Ilsetilsone zwei Tage ausruhen, und nach Verlauf derselben, abermals in Bagdad umhergehen und neue Zerstreuungen und Gesundheit aufsuchen sollte; den Ausrufern wurde befohlen, den Willen des Chalyfen öffentlich zu verkündigen.

„Ach! wie lang sind zwei Tage!" sagte die Prinzessinn; „begreifst du meinen Zustand, theure Namuna, während dieser grausamen Trennung? wie kann ich so lange fern von Simustapha leben?"

„Wenn diese beiden Tage den meinigen zugesetzt würden," erwiederte Namuna, „sie sollten mir schneller verfließen, als euch." —

„Und wie wolltest du sie ausfüllen?" —

„Ich würde eine gute Hälfte davon verschlafen, und das übrige damit hinbringen, zu essen, zu trinken, und mich zu erfreuen, indem ich an das Vergnügen dächte, meinen schönen Simustapha bald

wiederzusehen. Es ist aber auch recht der Mühe werth, sich nach dem Wiedersehen zu sehnen, wenn man die ganze Zeit desselben damit verbringt, zu weinen wie die Kinder, oder sich so ernsthafte Höflichkeiten zu erzeigen, daß es mir vorkam, als sähe ich die Vorstellung eines Mufti.*) Ich bin nicht immer alt gewesen; ich habe auch meine Liebschaft gehabt, obwohl es nicht ruchtbar geworden ist; aber ich benahm mich anders dabei: man meint, so fröhliche Leute, wie unser eins, denken an nichts, weil wir so viel lachen; aber oft lachen wir über das, was die anderen meinen. Und wenn ich vormals ein Abenteuer der Art gehabt hätte, wie das eurige, so würde ich es ganz anders benutzt haben." —

„Namuna, du warst nicht die Tochter des Chalyfen. Der Stolz meines Vaters, sein Rang und seine Zärtlichkeit bekämpfen meine Gefühle, und mein Geliebter, in meinen Augen der Abstammung eines Königs würdig, ist nur ein . . ."

„Sprecht es aus, Prinzessinn," sagte lebhaft Namuna, „ist nur ein Speisewirth. Er mag nun sein, was er will: aber sicherlich giebt es nichts Liebenswürdigeres auf Erden. In jedem Stande erfreuet man sich des Glücks; ich verachte eine lästige Hoheit, und finde mehr Anziehendes für mich bei dem schönen

*) Mahomedanischen Oberpriesters.

Speisewirth, als in dem Besitz aller Könige des Morgenlandes."

„Du bist eine Thörinn, Namuna," erwiederte Ilsetilsone.

„Es muß doch eine von uns beiden fröhlich sein," sagte die Alte, „sonst würde dieser Palast gar ein Haus der Trauer werden. Seid auf euer Wohlsein bedacht, damit ihr nicht in Bagdad wie eine lebendige Mumie umherwandelt."

Die Munterkeit der Hofmeisterinnn gewährte der Prinzessinn unmerklich Zerstreuung und besänftigte ihre Ungeduld.

Simustapha seinerseits beschwichtigte die seinige durch Beschäftigung mit neuen Vorbereitungen, seine Geliebte angenehm zu überraschen. Goldenes Geschirr und köstliche Gefäße nahmen die Stelle des Silbers und Porzelans ein; die Speisen wurden noch sorgfältiger zugerichtet; das Haus war von Wohlgerüchen erfüllt; alles darin verkündigte Geschmack und Sauberkeit; alle Sklaven waren in Bewegung: es würde noch mehr gethan werden, fürchtete man nicht die Neugierde derjenigen zu erregen, deren man sich zur Arbeit bedienen mußte.

Endlich sind die beiden Tage abgelaufen, und die ersehnte Stunde ist gekommen: Ilsetilsone, im vollen Glanze ihrer Reize aus dem Bade steigend, erhöhte denselben noch durch den Schmuck des reichsten und

geschmackvollsten Anzuges, und trat, im Gefolge aller ihrer Sklavinnen in die Straßen von Bagdad hinab.

In der Nähe des Hauses ihres Geliebten ging sie in alle Läden, welche sie antraf; ihr Gefolge zerstreute sich in den mancherlei Krambuden, und war darüber her, alles zu beschauen und zu untersuchen. Als sie nun Aller Aufmerksamkeit hinlänglich gefesselt glaubte, trat sie sogleich mit Namuna in Simustapha's Haus, wo nur der Stumme zurückgeblieben war.

Gleich am Morgen hatte der Speisewirth seinen Leuten angekündigt, daß die Tochter des Chalyfen wieder durch die Straßen von Bagdad kommen würde, sie sollten sich also aus Vorsicht entfernen, und jenseits der Flüsse Dschalla und Ilphara ihr Mittagsessen halten, wozu er ihnen alles Nöthige mitgab; dieser Befehl, begleitet von einigen Goldstücken, war ihnen allen sehr willkommen gewesen.

Ilsetilsone ging durch das Haus in den Garten, der Stumme gab ein Zeichen, und bald lagen die beiden Liebenden einander in den Armen.

Früchte und allerlei Erfrischungen wurden aufgetragen. Ilsetilsone beschaute neugierig die mancherlei Schönheiten des Gartens und die Einrichtung des Hauses, wo mehr Geschmack und Zierlichkeit, als Reichthum zu herrschen schien: aber im Innern des Hauses überraschte sie ein Zimmer über das andre durch die ausgesuchteste und durchaus schicklich angebrachte Pracht.

„Meine Prinzessinn," sagte Simustapha zu ihr, „ihr sollt ein Gemach betreten, welches noch niemand gesehen hat, und worein ich selber nie den Fuß setze: es war nur für eine einzige Person bestimmt, und ich wagte nie, mir zu schmeicheln, daß sie es eines Tages durch ihre Gegenwart verschönern würde."

Dreihundert und neunzehnter Tag.

Diese Rede versetzte Ilsetilsone'n in außerordentliche Spannung; sie war schon sehr überrascht, bei einem Speisewirth, so viel Reichthum zu finden, und sollte nun ein noch prächtigeres Gemach sehen, welches für eine einzige Person bestimmt wäre, und alles sagte ihr, daß sie diese eine wäre.

Die Thüre ging auf, und es zeigte sich zuerst ein Saal, welcher mit mehr Reichthum ausgestattet, als in Bagdad irgendwo zu finden war, und zum Empfange des mächtigsten Königs gemacht schien. Von hier trat man in ein andres prächtiges Zimmer, mit Sopha's und Kissen von Brokat geschmückt. Die Prinzessinn konnte sich nicht erwehren, das höchste Erstaunen zu bezeugen. Namuna machte große Augen; alles was sie sah, überraschte sie von neuen, so daß sie ganz verstummte; sie wagte nicht, etwas

anzurühren, und stand wie versteinert inmitten so vieler Reichthümer.

„Für wen ist denn dieses Gemach bestimmt?" fragte die Prinzessinn.

„Es soll keiner andern," antwortete der verliebte junge Mann, „als der schönsten und geliebtesten aller Prinzessinnen angehören."

„Ah!" rief sie aus, „gebe der Himmel und Mahomed, daß sie sich einst desselben erfreuen möge!"

Indem sie dieses sagte, machte eine plötzliche Aufwallung, daß sie in Ohnmacht sank: man brachte sie auf das Sopha, wo sie bald wieder zu sich kam.

„Wer hat mich hieher gebracht?" fragte sie.

„Ich bin es." —

„Er ist es," wiederholte Namuna: „alles ist hier für euch bestimmt, gebietet als Sultaninn."

„Ihr bleibet doch bei mir, Simustapha?" sagte die Prinzessinn.

„Derjenige, der euch sein ganzes Leben gewidmet hat, kann euch keinen Augenblick desselben entziehen." —

„Was für Umstände, was für Redensarten!" sprach Namuna, indem sie ungestüm das Zimmer verließ: „ich werde mit dem Verschnittenen den Tisch decken."

Als die beiden Liebenden allein waren, setzte die Leidenschaft sie in Entzücken; aber ihre Pflichten blieben ihnen vor Augen; die ausdrucksvollsten Reden

wurden mit den zärtlichsten Liebkosungen verschmolzen: Betheurungen gegenseitiger Liebe; Wünsche, den Bund einer ewigen Glückseligkeit zu knüpfen; Vorstellungen der Schwierigkeiten, welche die Hoffnung darauf zu vereiteln schienen; einige durch die Furcht entlockte, durch die Hoffnung bald wieder abgetrocknete Thränen: dieß war der Inhalt des Gemäldes, welches Namuna verschloß.

„Mein theurer Simustapha," sagte die zärtliche Ilsetilsone, „ihr scheint so große Reichthümer zu besitzen! ihr scheint dazu gemacht, derselben auf eine edlere Weise zu genießen: wer hat euch denn gezwungen, euch zu dem Stande herabzulaßen, in welchem ihr lebt?" —

„O! meine Prinzessinn, ich bin durch eine unwiderstehliche Gewalt dazu gezwungen; ihr habe ich mein Leben geweihet, und ihr gelobe ich hier in euren Händen völligen blinden Gehorsam: denken wir gegenwärtig nicht an das Vergangene, sondern nur an die Zukunft: ich kann nur in der Hoffnung eures Besitzes leben." —

„Und ich, Simustapha, nur in der Gewißheit, euch zu sehen: aber wie wollen wir dazu gelangen?" —

„Diese Sorge laßt euch nicht kümmern, meine theure Prinzessinn," antwortete Simustapha; „eures Herzens versichert, ist es allein meine Sache, die Ruhe und den Besitz desselben zu bewahren: ich werde

alle Hindernisse überwinden, und nur der Tod vermag uns zu trennen."

In diesem Augenblick hörte man den Schlüssel im Schlosse sich drehen; es war Namuna; ganz vergnügt trat sie herein, und sagte:

„Auf, meine Kinder, der Tisch steht besetzt; die Stunden verfliegen schnell, und wir müßen die uns noch übrige Zeit gut anwenden."

Indem sie dieses sagte, warf sie einen Blick auf die beiden Liebenden: Simustapha, neben seiner Geliebten sitzend, bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen.

„Habt ihr nicht abermals," sagte sie, „eure Zeit mit Weinen verbracht? Ihr seid unverbesserlich, das sehe ich wohl: kommt denn, schöner Celadon! ihr habt eure Sinne in Thränen ertränkt, ihr werdet sie bei dem bereitstehenden Mahle wiederfinden."

Die Liebenden begaben sich wieder nach der Laube: der Ausdruck ihrer Gefühle mahlte sich in ihren Augen, ihr Mund legte sie aus; ihre Blicke waren Liebkosungen; feines Zuvorkommen und leise Aufmerksamkeit, alles trug das Gepräge der zärtlichsten und innigsten Leidenschaft.

„Vortrefflich!" sagte Namuna, „Entzücken und Bewundrung haben die Stelle der Thränen eingenommen; wohlan, einige Seufzer noch! beschauet euch in einander; und wenn ihr alles gesagt zu haben

wähnt, so bleibt euch noch unendlich viel zu sagen übrig."

Die schöne Ilsetilsone lächelte über ihre Hofmeisterinn. Die Liebenden standen auf, und suchten die Einsamkeit an den heimlichen Plätzchen des Gartens.

„Theurer Simustapha," sprach sie, „die Stunde unserer Trennung nahet: ich bin euer für immer; betheuret mir durch einen neuen Eid, daß ihr auch immer nur mir angehören wollt."

„Ich rufe den Himmel und den göttlichen Propheten deshalb zu Zeugen an!" antwortete Simustapha: „empfanget diesen Ring zum Unterpfande meines Versprechens! Eher soll dieser Diamant erweichen, als mein Herz gegen euch sich verändern!"

Der Glanz und die Schönheit dieses Diamants erregten von neuen die Bewundrung und Neugierde der Prinzessinn.

„Ihr dürft mich nicht eher verlaßen," sagte sie zu ihrem Geliebten, „als bis ihr mir über euer Schicksal Aufklärung gegeben habt, mit welchem das meinige fortan unauflöslich verknüft ist: eure Reichthümer setzen mich je mehr und mehr in Erstaunen; dieser Adel in euerm ganzen Benehmen, dieser Geist, diese Anmuth, diese Bildung, die Frucht einer seltenen Erziehung, alles überrascht mich hier, und verräth eine besondere Gunst der Vorsehung gegen euch; noch so jung, wie ihr seid, von Sklaven umgeben, mitten unter Zer=

streuungen, welcher Leitung folgt ihr da? und durch welchen wunderlichen Eigensinn seid ihr dazu gebracht, ein euch so wenig angemessenes Gewerbe zu treiben? Löset meine Zweifel, wenn es möglich ist, und krönet meine Glückseligkeit durch das Geständnis, welches ich von euch fordre."

„Es ist wahr," antwortete Simustapha, „ich stehe hier allein, und niemand wacht über mich: aber ich hatte vormals einen Lehrmeister, der mich in den Wissenschaften und Künsten unterrichtete; unter ihm lernte ich erkennen und denken, und dieser ehrwürdige Weise pflegte in mir den Keim der Tugenden, worin ich gegenwärtig meinen Ruhm setze. Eure Zärtlichkeit darf sich nicht über meine Hülfsquellen, noch über meine Lebensweise beunruhigen. Ich bin fremde hier in Bagdad; ich habe noch Aeltern; befraget mich jetzt aber nicht um die Ursache, welche mich gezwungen hat, mich von ihnen zu trennen, noch warum ich in diesem Stande lebe: mein Geheimnis soll bald keins mehr für euch sein; ich werde derjenigen nichts verbergen, welche ich mehr liebe, als mein Leben, und mit welcher ein heiliges Band mich für immer verknüpfen wird."

„Ah! wann wird dieser glückliche Tag kommen!" sagte die Prinzessinn mit zärtlicher Beunruhigung.

„Das Mittel dazu steht in meiner Hand," erwiederte Simustapha; „aber die Anwendung desselben

erfordert große Vorsicht, und die Folgen davon könnten gefährlich werden.“ —

„Ah! mein theurer Simustapha, thut es, ganz auf meine Gefahr.“

Indem sie diese Worte aussprach, kam Namuna, welche sie aufsuchte, und sagte zu ihr:

„Laßt uns gehen, Gebieterinn, es ist Zeit, wieder zu eurem Gefolge zu kommen; hier ist eine heimliche Thüre, zu welcher der Stumme mir den Schlüssel gegeben hat, durch dieselbe wollen wir hinausgehen, und mit einem Umwege uns das Ansehen geben, als kämen wir fern her, so daß es unmöglich ist, zu errathen, wo wir unsre Zeit zugebracht haben.“

Die Liebenden waren gezwungen zu gehorchen.

Dreihundert und zwanzigster Tag.

Die Prinzessinn kam bald wieder zu einigen Leuten ihres Gefolges:

„Was macht ihr hier, so weit entfernt von den Augen, welche euch bewachen sollen?“ sagte Namuna scheltend zu ihnen: „wenn euch ein Unglück zugestoßen wäre! — Ihr hattet wohl Ursache, Gebieterinn,“ sagte sie zu Ilsetilsone, „zu befürchten, daß diese Jugend sich Gefahr aussetzen würde.“

Die jungen Sklavinnen sammelten sich nun wieder um ihre Herrinn, und die Prinzessinn kam wieder zu ihrem ganzen Gefolge, ohne daß jemand sich zu rühmen wagte, daß er sich von ihr getrennt hätte.

Harun und Sobeïde erwarteten mit einer Art von Ungeduld die Heimkehr ihrer geliebten Tochter; sobald dem Chalyfen gemeldet wurde, daß sie in den Palast zurückkäme, begab er sich in die Wohnung der Prinzessinn, sie dort zu empfangen und sich selber der guten Wirkungen des Vergnügens zu erfreuen, welches er ihr verschafft hatte.

Endlich erschien sie, und der Chalyf konnte nicht genug die Veränderung rühmen, deren Urheber er sich wähnte; er umarmte seine Tochter mit Entzücken, und alles schien sich zu seiner Zufriedenheit zu vereinigen: Ilsetilsone, von Liebe und Hoffnung belebt, war ein neues Wesen geworden; und der glückliche Vater eilte, Sobeïde'n eine so freudige Nachricht zu bringen.

„Ich versah mich nicht," sagte die Prinzessinn zu Namuna, „so großer Theilnahme von dem Chalyfen; seine Zärtlichkeit rührt mich: ach! wenn er den Gegenstand meiner Leidenschaft wüßte!"

„Genug der Wehklagen, ich bitte euch!" sagte die Alte, „lebet für den schönen Simustapha, und laßt mich nur machen: denket an ihn, ihr sollt von ihm Nachricht erhalten, und er von euch; aber weinet nicht mehr, eine wie der andre."

„Ich will alles thun, was du verlangst, meine Gute," sagte Ilsetilsone, „wenn ich nur die Hoffnung habe, bald meinen Geliebten wiederzusehen, und wenn du mit mir unaufhörlich von ihm redest; diese süßen Thränen, deren Werth du so verkennst, werden versiegen, sobald ich seiner Beständigkeit gewiß bin: ach! wenn er treulos wäre, so hörte ich auf zu leben!"

Zu erfinderisch sich zu quälen, kannte die Prinzessinn das Herz ihres Geliebten zu wenig. Simustapha war nicht so bald allein, als er sich mit den Mitteln beschäftigte sich des Besitzes des geliebten Gegenstandes seiner Liebe zu versichern: er flog in sein Zimmer; dort bewahrte er unschätzbare Geschenke seines Lehrmeisters, dem er seine Erziehung verdankte: wissenschaftliche Bücher, Vorschriften zur Anfertigung heilsamer Dinge, und unter anderen Seltenheiten auch eine kleine geheimnisvolle Büchse, welche aus einem einzigen kostbaren Steine bestand. Diese Büchse durfte er nur bei einer Sache von der größten Wichtigkeit öffnen, und wenn es ihm unmöglich wäre, den Erfolg einer Angelegenheit, von welcher sein Glück abhinge, auf natürlichem Wege zu bewirken.

Simustapha nahm die Büchse, welche in ein Papier gewickelt war, worauf von der Hand seines weisen Lehrmeisters folgende Vorschriften standen:

„Mein liebes Kind, vergreif dich nicht in der Wahl des Gegenstandes welcher dein Glück

machen soll; prüfe ihn wohl in allen Beziehungen; mistraue insonderheit dem Anscheine. Wenn es dir dereinst begegnete, daß du eine solche Verbindung eingingest, mit deren Entbehrung dein Unglück verknüpft wäre; und wenn dabei dein Gewissen dir keine Vorwürfe über die Mittel macht, welche du schon angewendet hast, diesen Gegenstand deines Trostes zu erhalten: alsdann nimm deine Zuflucht zu meiner Büchse; setze sie auf deinen Tisch, wasche dich, verneige dich ehrerbietig vor ihr, und sprich zu ihr:

„Meine theure Büchse, meine einzige Hoffnung, gewähre mir deine Huld, im Namen des Freundes, welcher dich mir geschenkt hat, hilf mir in meiner Rathlosigkeit; ich beschwöre dich, im Namen deiner Gebieterinn!"

Die Büchse wird sich öffnen, und alsdann nimm deine ganze Standhaftigkeit zusammen, um dich nicht von dem furchtbaren Gegenstand, der vor dir erscheinen wird, niederwerfen zu laßen; und wie er auch beschaffen sei, gebiete ihm; du wirst von ihm selber vernehmen, was er für dich zu thun vermag. Aber, mein liebes Kind! dieses Hülfsmittel ist nicht ohne Gefahr; die geringste Unvorsichtigkeit kann dir das größte Unglück zuziehen; schwere Prüfungen werden darauf folgen; und wenn du ihnen erlägest, so würde

das Geschenk, welches meine Freundschaft dir hinterläßt, dir höchst verderblich werden."

„O mein theurer Benalab!" sagte Mustapha, nachdem er diese Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, „dein Schüler erkennt den ganzen Werth der Gütigkeit, welche dich für ihn beseelte, indem du ihm diesen kostbaren Schatz und diese weise Vorschrift hinterließest. Als die Flammen der Liebe mein Herz ergriffen hatten, und ich auf Gefahr meines Lebens alle Hindernisse besiegen wollte, da kamst du mir zu Hülfe, mein würdiger Lehrer! Ich verdanke dir das Glück meiner Tage, du hast mich dem Gegenstande meiner Liebe genähert, und ohne dich würden noch immer unzugängliche Mauern mich davon trennen; wäre ich in sie eingedrungen, so hätte ich das Gesetz des Propheten verletzt, und meine Geliebte verloren, ohne Hoffnung, jemals unsere Herzen zu vereinigen.

Bisher, mein theurer Benalab, hat dein Geist meinen Lebenswandel geleitet; deine Aussprüche sind meine Vorschrift gewesen: steh deinem Freunde jetzt auch bei; lenke den gefährlichen Versuch, den ich nun machen will. Ich soll schwere Prüfungen bestehen: aber, o mein weiser Freund! derjenige, der leidenschaftlich entbrannt für das schönste Meisterstück der Natur, sich zu besiegen und sich selber in seiner Liebe zu ehren vermocht hat, ist doch wohl einiges Vertrauens würdig. Seine Mäßigung und sein Glück

sind dein Werk, und du wirst rühmlich vollenden, was du begonnen hast."

Nach dieser Anrufung, stand Simustapha muthvoll auf, nahm die Büchse, riß das keine Siegel davon ab, und sprach alle Worte der Beschwörung, deren Formel er vor Augen hatte, mit Nachdruck aus . . .

Dreihundert und ein und zwanzigster Tag.

Plötzlich beginnen die Kerzen zu flimmern und knistern; ein Getöse, gleich dem dumpfen und majestätischen Donner des heraufziehenden Gewitters, läßt sich vernehmen; die Büchse öffnet sich von selber, nichts scheint daraus hervorzukommen, indessen verbreitet sich ein schwarzer Dunst in dem Gemache; er wächst allmählich, bis eine dicke Wolke den Raum vom Boden bis zur Decke ausfüllt.

Endlich zertheilt sich der Dunst, eine unförmliche Masse erscheint, und das Auge erschrickt vor dem Anblick einer eben so scheußlichen, als furchtbaren Gestalt. In dem Maaße wie das Gespenst deutlicher vortrat, machte der beherzte Simustapha sich vertraut mit ihm:

„Wer bist du? Wer sendet dich her?" redete er das Ungethüm an.

„Meine Herrinn sendet mich," antwortete die Schreckgestalt; „ich muß den Befehlen Benalabs und seines Schützlings gehorchen."

„Wer ist deine Herrinn?" fuhr Simustapha fort; „ich befehle dir, mir ihren Namen zu sagen."

„Ich kann dir nicht gehorchen, ohne ihre Erlaubniß," antwortete die Gestalt.

„Kehre denn zu ihr zurück," sagte Simustapha, „und sage ihr, daß der Freund des weisen Benalab in die Fußstapfen seines Lehrers zu treten wünscht; daß er sich bestrebt, durch sein Betragen, die große Huld zu verdienen, womit sie ihn beehrt, und den Namen der Macht, welche zu seinen Gunsten ins Mittel tritt, zu wissen wünscht, um ihr die schuldige Huldigung darzubringen."

Der Geist verschwand, und war wie ein Blitz wieder da.

„Dein Begehren ist bewilligt," sagte er: „du bist der einzige Zögling Benalabs, und er hat dich, wie sein andres Selbst empfohlen. Meine Gebieterinn ist die Königinn der Geister: ihr Name ist Setelpedur, das heißt Stern der sieben Meere; sie sendet mich wieder her, mit der nöthigen Macht ausgerüstet, all dein Begehren zu erfüllen. Und weil meine Gestalt dir abschreckend erscheinen möchte, so habe ich Befehl von ihr, die alles über mich vermag,

die Gestalt anzunehmen, welche es dir beliebt, mir zu geben."

„So nimm," sagte Simustapha, „die Gestalt Dschemals an, des ersten Sklaven, der zu meinen Diensten war, und den ich das Unglück gehabt habe zu verlieren."

„Ich gehorche mit Freuden," sagte der Geist.

Hierauf zog er sich in den Hintergrund des Zimmers zurück, löste sich von neuen in Dunst auf und bildete eine Wolke, aus welcher man einen jungen Mann von angenehmer Bildung hervortreten sah.

„Was befehlet ihr nunmehr?" fragte der Neuverwandelte; „ich bin euch ergebener, als es Dschemal je war; so bald ihr meiner Dienste nöthig habt, dürft ihr nur die Büchse berühren, und mich rufen: ich erwarte eure Befehle." —

„Ich liebe die reizende Ilsetilsone, die Tochter des Chalyfen; sie erwiedert meine Liebe. Aber darf ich mich mit ihr vereinigen, ohne Einwilligung unserer Aeltern, und allein unter Begünstigung der Geisterköniginn? Eile, Dschemal, und bedenke, daß mein Glück von der Antwort abhängt, welche ich erwarte."

Er sprach's, und Dschemal verschwand.

Jetzo rief Simustapha die weisen Lehren seines Erziehers in sein Gedächtnis zurück:

„In der Lage, in welche deine Liebe dich versetzt hat," hatte Benalab zu ihm gesagt, „wird die Hülfe

der Geister dir vielleicht nothwendig sein; aber vernachläßige unterdessen nicht, auch selber an deinem Glücke zu arbeiten; die übernatürliche Hülfe würde dir unnütz werden, wenn du aufhörtest, an ihrem Erfolge durch alle dir zu Gebote stehende Mittel mitzuwirken. Ich hinterlaße dir Reichthümer, welche deine Bedürfnisse weit übersteigen."

Simustapha besaß in der That alles was Arabien nur kostbares hervorbringt; aber es fehlten ihm Frauen, die Prinzessinn zu bedienen, und wo waren dergleichen in Bagdad zu finden, die weder Augen, noch Zungen, noch Ohren hatten; die auf den Wink gehorchten, bei Nacht stäts thätig, und am Tage unsichtbar waren, — ohne die wunderbare Hülfe der Büchse, die Dienste Dschemals, und die Begünstigung der Fee?

In dieser Ungewißheit kam Dschemal zurück, und legte Rechenschaft von seiner Sendung ab:

„Unsre Herrscherinn," sprach der Geist, „erkennt in deinem Betragen die Wirkungen der guten Lehren des weisen Benalab: sie hat dein Vorhaben überlegt, und du kannst dich morgen Abend mit der Prinzessinn vermählen, indem ihr die Gestirne zu Zeugen eurer Vereinigung anrufet; ich habe Befehl mich, mit sinkendem Tage, nach dem Palaste des Chalyfen zu begeben, dort die Wachen einzuschläfern, die Prinzessinn zu entführen und sie hieher zu bringen."

„Vor allen Dingen," sagte Simustapha, „zeige dich meinen Sklaven als Dschemal, dessen Verlust sie mich oft bedauern gehört haben; nimm viere der jüngsten von ihnen mit dir; sie sind die einzigen, die Dschemal gekannt haben können; sie werden dir viele Liebkosungen erzeigen, laß sie dir unbefangen gefallen. Hier auf meinem Tische findest du die Vorschrift, was du zu thun hast, den großen Saal meines Hauses in gehörigen Stand zu setzen. Hier ist der Schlüssel des Schenktisches in welchem alles Geräth verwahrt ist, dessen Aufstellung ich deiner Sorgfalt und Einsicht überlaße; meine vier kleinen Sklaven werden deine Befehle vollziehen. Wenn du aber die meinigen ausgerichtest hast, kannst du mir auch noch solche Frauen verschaffen, wie ich zur Bedienung der Prinzessinn bedarf?"

„Wollt ihr hundert," antwortete der Geist, „der schönsten, welche den Thron der Königinn Setelpedur umgeben? deine Befehle werden ihnen Gesetze sein." —

„Ihre Güte beschämt mich," sagte Simustapha; „sechs Frauen sind hinreichend."

„Ihr sollt sie haben," sagte der Geist.

Der neue Dschemal ging hin und gab sich den Sklaven des Hauses als solchen zu erkennen: die vier jüngsten überhäuften ihn mit Liebkosungen; man nimmt an, daß dieser geschätzte Diener wieder in seine Vorrechte eingesetzt ist, und daß er fortan die Befehle

seines Herrn ertheilt; alle beeifern sich, ihm zu gehorchen. Er kündigt ihnen an, daß Simustapha die große Wohnung beziehen will, welche niemand von ihnen kannte, und daß er mit den vier kleinen Sklaven alles dazu nöthige einrichten werde.

Dreihundert und zwei und zwanzigster Tag.

Am folgenden Morgen war Simustapha früher auf, als die Sonne, und machte sich an die Arbeit. Alle Gerichte, welche zu diesem Festmahle bestimmt waren, sollten das Werk seiner Hände sein; sein Geschmack bezeigte sich dabei desto strenger, um den der Geliebten zu reizen und ihm zu schmeicheln.

Unterdessen verrinnen die Stunden, und das Gestirn des Tages vollendet seinen Lauf. Simustapha ging ins Bad, und erhöhte darnach die Anmuth seiner Gestalt durch den Glanz eines prächtigen Anzugs: Kunst und Natur verschönen dieses Meisterstück der Bildung, Verlangen und Liebe beseelen seine Blicke; alles vereint sich zum Glücke der zärtlichsten Geliebten.

Schon verbreitete die Nacht ihre Schatten über Bagdad; Simustapha ließ die Kerzen in seinen Zimmern anzünden, und die Vorrichtungen eines prächtigen Mahles machen, welches zum Voraus

schon dem Geruch und den Augen schmeichelte. Die vier Sklaven entfernten sich, auf Dschemals Befehl; er selber schien ihnen zu folgen; aber dieser dienstbare Geist hatte noch andere Verrichtungen: er flog nach dem Palaste des Chalyfen.

Ilsetilsone lag traurig auf ihrem Bette, ohne Nachricht von Simustapha; Namuna hatte ihre gute Laune verloren, und legte sich auch mürrisch nieder; die Sklavinnen und Verschnittenen hatten sich vorgenommen, die Nacht fröhlich zuzubringen: aber auf einmal wurden alle in Schläfrigkeit versenkt, das Wort erstarb ihnen auf den Lippen, ihre wankenden Füße hielten sie nicht mehr aufrecht, und die Polster wurden von der Last ihrer Leiber erdrückt. Die Verschnittenen der Wache wurden eben so eingeschläfert, und die Macht der Fee verbreitete über den ganzen Palast einen Zauberschlaf.

Sobald der Gott des Schlafs seine Mohnhäupter über Alle geschüttelt hatte, hub der gewaltige Diener Setelpedurs, gehorsam Simustapha's Befehlen, die Prinzessinn auf, und brachte sie ohne Geräusch in das für sie bereitete Zimmer.

Das Flackern der Lichter, über welche auf einmal ein starker Wind hinwehte, verkündigte die Ankunft des Geistes. Die Prinzessinn wurde auf das Hochzeitbette hingelegt, und Dschemal, der sich wieder sichtbar gemacht hatte, sprach zu Simustapha:

„Herr, deine Befehle sind erfüllt: verlangst du sonst noch etwas von deinem Sklaven?“ —

„Wo sind die zur Bedienung der Prinzessinn bestimmten Frauen?“

„Alles ist bereit,“ antwortete der Geist, „und wenn eure Hoheit sich die Mühe geben will, in das nächste Zimmer zu treten, so werden sie nicht säumen, zu erscheinen.“

Er sprach's, und Simustapha folgte. Augenblicklich sprühet eine Feuerkugel Lichtstrahlen aus, welche das Auge blenden; allmählich mildert sich der Glanz, und an seiner Stelle erscheinen sieben Fräulein, deren Schönheit dem Reichthum ihrer Kleider gleich ist; jede trug ein Musikinstrument in der Hand. Ehe man diese reizende Erscheinung noch näher betrachten konnte, verneigten sich alle vor Simustapha. Er befahl Dschemal diese neuen Dienerinnen zu den nöthigen Verrichtungen anzuweisen, ging wieder in das Zimmer, wo die Prinzessinn noch schlief, und schloß die Thüre hinter sich zu.

Er näherte sich nun dem Gegenstande, dessen Besitz alle Wünsche seines Herzens befriedigen sollte. Oh! wie würdig erschien sie aller der Opfer, welche er für ihren Besitz dargebracht hatte! Der junge Fürst war so in Liebe entbrannt, daß er gern den Gegenstand derselben geweckt hätte: aber die Ruhe und die Glückseligkeit, welche sich in ihren Zügen

malten, hielten ihn ab, einen so süßen Schlummer zu unterbrechen.

„Ach!" sagte Simustapha, „ich werde sie vielleicht niemals so glücklich machen, wie sie es im Traume sein mag!"

Indessen riß ihn die Macht der Leidenschaft hin, er wagte einen Kuß auf ihre Rosenlippen: der Liebeszauber löste die Bezauberung des Geistes, und Ilsetilsone schlug ihre schönen Augen auf.

„Ah! welch ein entzückender Traum!" rief sie aus.

„Es ist kein Traum," sagte der liebevolle Simustapha; „ihr seid bei demjenigen, der in wenigen Augenblicken euer Gemahl sein wird."

„Mein Gemahl!" wiederholte Ilsetilsone, erstaunt über diese Bezauberung: „durch welche außerordentliche Begünstigung?" —

„Beruhiget euch, o Königinn meiner Seele! ein Ausspruch des Himmels bestimmt uns für einander. Eine euch unbekannte Macht, welche auch mir fast unbekannt ist, vereinigt uns heute, und für unser ganzes Leben: aber, bevor wir dieses feierliche Bündnis eingehen, vernehmet noch Simustapha's Herkunft, und sehet hier vor euch den Erben des großen Hilmar, Beherrschers von Indien."

Mit diesen Worten nahm Simustapha seinen Turban ab, und zeigte ihr ein mit Perlen und Edelsteinen

geschmücktes Band, über welchen ein Diamant blendend hervorstrahlte; auf der Fassung dieses Diamants standen folgende Worte eingegraben:

„Geschenk des Chalyfen Harun=Alraschid an seinen geliebten Simustapha, Sohn seines Bruders Hilmar, des großen Königs von Indien.“

Welche Entdeckung für die zärtliche Ilsetilsone! Wenn ihre Liebe auch keiner Erhöhung fähig war, so ward sie nun doch stolz auf ihre Wahl; Hoheit und Ehre vollendeten ein Glück, welches nur von der Liebe abzuhangen schien.

Simustapha seinerseits genoß des Vergnügens, sie so überraschend aus einer Täuschung gezogen zu haben, welche seine Verkleidung zu bestätigen schien.

„Aber warum,“ fragte sie jetzt, „habt ihr euch zu dem Stande herabgelaßen, in welchem ihr hier in Bagdad erscheint?“

„Die Liebe soll euch davon Rechenschaft geben,“ antwortete der Prinz; „gegenwärtig,“ fügte er hinzu, „dürfen wir nur noch die himmlischen Wesen zu Zeugen unsrer Vereinigung anrufen, bis unsere Aeltern sie durch ihre Zustimmung bestätigen.“

„Mögen Mahomed, die Gestirne, und der Stern der sieben Meere,“ sprachen beide zugleich, indem sie die Arme über die Brust kreuzten, „die Bürgen unserer Eide sein! Möge euer himmlischer Einfluß sich von uns abwenden, wenn wir jemals die heiligen

Verpflichtungen brechen, welche wir heute eingehen!"

Urplötzlich antwortete der Himmel auf diese Anrufung durch einen Donnerschlag; eine unsichtbare Hand verbreitete Dunkelheit, die Kerzen erlaschen, und die beiden Liebenden waren allein.

Dreihundert und drei und zwanzigster Tag.

Das Schweigen hatte mit der Dunkelheit ziemlich lange geherrscht, bis endlich Ilsetilsone, neugierig, die Geschichte ihres Geliebten umständlicher zu vernehmen, ihn um die Gründe befragte, welche ihn bewogen hatten, seine erlauchte Abkunft zu verbergen; da beider Aeltern schon durch Freundschaft und durch Staatsverhältnisse verbunden waren, so schien ihr, daß diese vereinten Umstände eine so vortheilhafte Verbindung begünstigen müßten.

„Unser Rang," antwortete Simustapha, „entfernte uns weit mehr, als du denkst; vielleicht war unter allen den Fürsten, denen deine Hand versagt wurde, nicht einer, mit dem eine Verbindung deinem Vater in aller Hinsicht so angemessen gewesen, als die mit uns, welche durch die Bande einer alten und beständigen Freundschaft vorbereitet war. Unser Geschlecht ist noch in den Irrthümern des Götzendienstes

geboren, aber, Dank den eifrigen Bemühungen Haruns, des Statthalters Gottes und rechten Arms seines großen Propheten auf Erden, wir sind zur Erkenntnis der Wahrheit zurückgeführt, durch die Lesung und das Verständnis des göttlichen Korans.

Dieser weise Beherrscher der Gläubigen hat stäts wie ein guter Vater über uns gewacht; der König Hilmar, mein Vater, unterhielt sich mit meiner Mutter unaufhörlich über dessen Gefälligkeit gegen uns, und seine Anhänglichkeit an ihn:

„Er hat eine so schöne Tochter!“ sagten meine Aeltern: „ah! wenn er uns doch die reizende Ilsetilsone zur Schwiegertochter gewähren wollte! Aber andere Herrscher haben schon vergeblich um sie angehalten; er liebt sie zu zärtlich, und wird niemals in eine Verbindung willigen, welche sie von ihm entfernet.“

Diese Gespräche machten tiefen Eindruck auf mich; ich war fortan allein mit dir beschäftigt.

Mein Vater hatte einen Persischen Weltweisen, namens Benalab, an seinen Hof gezogen; diesem war meine Erziehung anvertraut, und er pflegte in meinem Herzen den Keim der Tugend, während er zugleich meinen Geist mit seltenen Kenntnissen schmückte, womit er ausgerüstet war.

Benalab entfernte sich von Zeit zu Zeit zu Nachforschungen für die großen wissenschaftlichen Arbeiten,

mit welchen er beschäftigt war. Einst war er abwesend, Kräuter auf den Armenischen Bergen zu suchen. Meine Aeltern hörten nicht auf, deine Reize und Fähigkeiten zu rühmen, und die Unmöglichkeit zu bedauern, welche sie voraussahen, eine so passende Verbindung zu bewirken; zugleich dachten sie darauf, mir eine andre Gattinn zu verschaffen. Ich begab mich in unglaublicher Unruhe in mein Zimmer. Kaum hatte ich mich niedergelegt und war in tiefen Schlaf versunken, als du mir in einem Traume erschienst, ganz so, wie ich dich zum erstenmal in der Wirklichkeit sah: mein Traum verschwand, und ich erwachte; aber eine unbekannte Stimme rief mir ganz deutlich deinen Namen zu.

Du kannst, meine geliebte Ilsetilsone, aus dem Zustand, in welchem ich mich befand, und aus den Unternehmungen, zu welchen die Liebe mich begeistert hat, die Gewalt ermessen, welche dein Bild über mich gewann. Ich wagte nicht, meine Leidenschaft zu gestehen, und überließ mich derselben ohne Rückhalt, ohne Hülfe; sie warf mich bald darnieder, vergeblich erschöpften die Aerzte ihre Kunst, und ich war auf dem Wege, dem Siechthum zu erliegen, welches mich verzehrte.

Da kam Benalab aus Armenien zurück; er befragte und beobachtete mich; und nachdem er über

die Beschaffenheit meiner Krankheit nachgedacht hatte, näherte er sich mir, und flüsterte mir ins Ohr:

„Theurer Prinz, ich kenne eure Krankheit vollkommen: Ilsetilsone ist die Ursache derselben."

Bei diesen Worten überzog eine plötzliche Röthe meine Wangen:

„Beruhiget euch," sprach mein Lehrer zu mir; „euer Uebel ist nicht unheilbar; fasset wieder Muth. Ihr seid beide für einander geschaffen: überlaßet mir die Leitung; ich will euch in den Stand setzen, sie nach Gefallen zu sehen und ihre Hand zu erhalten."

Die Hoffnung ermunterte meine Kräfte wieder, und ich schien ein neues Leben zu beginnen. Benalab schlug eine Seereise vor, als zu meiner Genesung nöthig; er ließ ein Fahrzeug ausrüsten, dessen Leitung er selber übernahm. Um meine Aeltern über diese Entfernung zu trösten, zeigte Benalab ihnen einen fast verdorrten Rosenstock, nahm eine Schaufel, häufte damit Sand und Erde auf, vermischte beides, und bedeckte damit den Fuß des Rosenstrauchs, goß dann auf denselben einige Tropfen eines Elixirs, welches er in seiner Tasche trug, und sprach zu meinen Aeltern:

„Dieser Busch wird wieder grünen; je mehr er sich mit Blättern und Blumen bedeckt, je mehr dürft ihr euch der Genesung eures Sohnes getrösten. Hier würde er von dem Todesengel getroffen werden;

anderswo wird er am Leben bleiben: setzet Vertrauen in Benalab."

Der Rosenbusch fing wieder an zu grünen. Benalab, jetzo mein Hofmeister, konnte aus dem Schatze meines Vaters alles nehmen, was er für nöthig hielt; er fügte dazu seine eigenen Schätze, von welchen du schon einige Stücke bewundert hast. Wir schifften uns ein, landeten an den Küsten der Staaten deines Vaters, und kamen nach Baßra, wo wir uns einige Zeit aufhielten.

Sobald wir den Fuß ans Land gesetzt hatten, schickte Benalab mit dem Schiffe, welches uns hergebracht hatte, alle unsere Indischen Sklaven zurück; so blieben wir in Baßra, und überlegten, auf welche Weise ich unbekannt zu Bagdad leben, und welches Gewerbe mich in den Stand setzen könnte, dich zu sehen und dir bekannt zu werden, ohne meinen Rang und Stand zu entdecken: wenn wir nur in Baßra geschickte Köche kauften, so waren wir wohl gewiß, vermittelst Benalabs Elixire den Speisen einen so köstlichen Geschmack zu geben, welcher uns zum voraus einen für unsere Absicht nöthigen Zuspruch und Vorzug versicherte.

Laß uns gegenwärtig dem Entwurfe des weisen Benalab Gerechtigkeit widerfahren: ein Gahrkoch machte in der Stadt Bagdad bald mehr Aufsehn, als ein großer Mann von irgend einem andern Stande

gethan hätte; ich sah unsern Ruf mit jedem Tage wachsen, und die Hoffnung, nachdem ich für die wichtigsten Leute im Staate gearbeitet hatte, auch zu Haruns und deiner Bedienung zu gelangen, stieg, als ich das Unglück hatte, meinen weisen Lehrer zu verlieren.

Mit ihm war auch die Hoffnung entflohen, wäre nicht Namuna, welche mir unbekannt zu sein wähnte, von selber gekommen, und hätte mir glücklicherweise die Mittel dargeboten, welche mich dir genähert haben."

Dreihundert und vier und zwanzigster Tag.

Während dieser ganzen Erzählung Simustapha's, konnte Ilsetilsone kaum athmen und hätte ihn nicht zu unterbrechen vermocht.

„Also," sagte sie jetzt, „ist unsre Vereinigung einzig das Werk der Liebe und die Fügung des großen Propheten! Ah! wie süß ist es, die Erfüllung einer solchen Bestimmung zu erleben! Aber erkläre mir, wie ich, im Palaste meines Vaters eingeschlafen, mich nun hier in deinen Armen finde? Wie lebhaft auch die Gefühle sind, welche mich durchdringen, doch fürchte ich immer noch, alles sei nur ein Traumgesicht, so außerordentlich erscheint es mir."

Hierauf erzählte Simustapha der Prinzessinn, welche Dienste ihm die Büchse Benalabs geleistet hatte, und verbreitete sich über die Hülfe, welche er noch in der Folge von ihr erwartete.

Die Nacht hatte nun die Hälfte ihres Laufs zurückgelegt, als, auf ein von dem Indischen Prinzen mit dem Geiste verabredetes Zeichen, dieser in einem Augenblick alle Kerzen wieder angezündet hatte; zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre nach dem Saale, und ein Gesang der lieblichsten Stimmen ließ sich hören.

„Welches neue Wunder ist dieß?“ fragte die Prinzessinn.

„Es sind deine Sklavinnen, die mein Glück feiern,“ antwortete Simustapha.

„Meine Sklavinnen sollten auch hier sein, und etwas davon wissen?“ —

„Die hier gegenwärtigen sind dir unbekannt, und können dich nicht verrathen.“

Ilsetilsone stand nun auf; sie fand ein prächtiges Kleid zur Hand, und legte es an. Simustapha führte sie in den Saal, wo ein köstliches Mahl bereit stand. Die sechs Sklavinnen warfen sich vor der Prinzessinn nieder, und waren bemüht, sie zu bedienen. Sie hatte seit ihrer letzten Wanderung in Bagdad alle Eßlust verloren: aber hier war alles von der Hand ihres Geliebten bereitet, und es ward ihr nicht schwer, dem Mahl Ehre anzuthun. Musik und Tanz verschönten

dieses Fest, und die Sklavinnen boten alles auf, das Vergnügen der glücklichen Gatten zu erhöhen. Die Prinzessinn bedurfte bald wieder der Ruhe. Simustapha führte sie in das Brautgemach zurück: die Thüre schließt sich und die Lichter verlöschen von neuen.

Beide schliefen noch, als der Geist, durch den Hahnenruf an die Wiederkehr der Morgenröthe gemahnt, erschien, die Prinzessinn aufhub, und sie in den Palast des Chalyfen zurückbrachte. Nachdem er sie, während sie eines wohlthätigen Schlummers genoß, wieder eben so hingelegt hatte, löste er den Zauber, welcher noch alle Leute dort in Schlaf versenkt hielt; jeder stand von der Stelle auf, wo er sich fand, und ging hin, in einer bequemeren Lage auszuschlafen.

Die Sonne hatte schon einen Theil ihres Laufs vollbracht und Ilsetilsone schlief noch. Die alte Hofmeisterinn hatte schon dreimal hinter die Vorhänge geblickt, und sagte leise:

„Ich wage es nicht, ihren süßen Schlummer zu unterbrechen: schlaf, mein holder Engel!"

Endlich gingen die beiden Sterne, welche den Lebenslauf des Prinzen von Indien beherrschten, in ihrem vollen Glanze auf. Namuna näherte sich, und sagte:

„Wie strahlet ihr heute, meine schöne Prinzessinn! habt ihr in Rosen geschlafen, daß ihr noch schöner erwachet, als die Morgenröthe?“

„Ich habe einen himmlischen Traum gehabt.“ —

„Ihr habt Simustapha gesehen? —

„Ja, ich habe ihn gesehen, und recht nach meinem Gefallen.“

„War er eben so bescheiden, wie gewöhnlich?“ —

„Nicht so ganz.“ —

„Desto besser für euch, meine Prinzessinn; ihr werdet heute doch gut zu Mittag essen? Ich gehe hin, euch von Simustapha eine Schüssel zu holen.“

Die Alte eilte zu dem Speisewirth. „Ich bin nicht so glücklich,“ murmelte sie für sich zwischen den Zähnen, „so schön zu träumen; was ist es doch für ein ander Ding, wenn man jung ist! — Hurtig, hurtig!“ sagte sie als sie hinkam: „eure Prinzessinn hat die ganze Nacht geschlafen, und an euch gedacht; jetzo hat sie Eßlust, gebet mir etwas für sie.“

Simustapha sah, daß Namuna von nichts wußte, und sagte:

„Da, nehmet diese Schüsseln, meine Gute, und saget eurer reizenden Gebieterinn, daß sie zu Mittage, nicht viel essen soll; es wird ihr diesen Abend desto besser schmecken.“

Die Alte wollte sich in ein längeres Gespräch einlaßen, aber Simustapha entschuldigte sich höflich, und entließ sie.

So standen hier die Sachen, als Dschemal durch eine Wolke zu den himmlischen Gegenden entrückt wurde. Er kam, von den Ereignissen der vergangenen Nacht Bericht abzustatten. Sobald Setelpedur ihn erblickte, sprach sie zu ihm:

„Rede, Kossak, hast du meine Befehle zu Gunsten des Zöglings Benalabs ausgeführt?"

„Große Königinn," antwortete Kossak, „ich habe allen Eifer und alle mögliche Behutsamkeit dabei angewendet."

„Erinnere dich," fuhr die Fee fort, warum du in die Büchse versperrt worden, und der scheußlichen Gestalt, welche du darin erhalten hast, so wie der Gründe einer so gerechten Strafe. Zeige dich fortan getreu, und rede die Wahrheit. Sind die jungen Königskinder vermählt, und was denkst du von ihrer Vereinigung?" —

„Die Vermählung ist vollzogen. Nichts gleicht den Tugenden und der Schönheit dieses glückseligen Paares; und es wäre unmöglich, ein ähnliches im ganzen Dschinnistan*) zu finden: ihr seht mich von Bewundrung desselben erfüllt.

*) Das Reich der Dschinnen, Genien, Geister.

Wenn Ilsetilsone durch ihren Glanz alle Sterne des Himmels verdunkelt, so ist Simustapha der Sonne zu vergleichen. Aber was beide vor allen auszeichnet, sind die edelen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, welche sie im höchsten Maaße verbinden."

„Du kanntest das Gute, Kossak," versetzte die Königinn, „bewundre es nun, um es endlich lieben zu lernen. Ich empfehle dir diese beiden Gatten, diene ihnen treulich. Ich will sie diese Nacht sehen, du sollst sie mir, so bald sie in süßen Schlaf gesunken sind, hieherbringen; und bis ich deine Aufführung geprüft habe, erlaube ich dir, dich künftig unter der Gestalt und dem Namen Dschemals zu zeigen, welche du von Benalabs Zögling empfangen hast."

Der Geist entfernte sich vergnügt. Setelpedur aber war beunruhigt: „Wie!" sagte sie, „Unschuld und Liebe sind in meinem Reiche so selten, und auf Erden findet man sie? ich kann es nicht glauben!... Wie verlangt mich, diesen so schönen, so tugendhaften, so gefühlvollen Sterblichen zu sehen!... Wie glücklich ist Ilsetilsone, eine Seele, wie die seinige, gefunden zu haben!"

So sprach die Geisterköniginn: sie hatte bis daher ihre Freiheit bewahrt; der bloße Gedanke an einen Sterblichen setzte sie schon dem Untergange aus. Sie begab sich in diese Gefahr, als Dschemal den zuletzt von ihr empfangenen Befehl ausführte.

Dreihundert und fünf und zwanzigster Tag.

Ilsetilsone hatte aus Namuna's Botschaft vollkommen verstanden, daß sie noch denselben Abend eine Zusammenkunft mit ihrem Geliebten haben sollte. Die Nacht, mehr ersehnt als der schönste Tag, kam heran; die Schöne begab sich zur Ruhe, um sich einer Erwartung zu freuen, welche keine Täuschung befürchtet. Bald verbreitete sich der einschläfernde Dunst um sie her; sie bemerkte die Annäherung desselben, und wünschte die Wirkung herbei. Der ganze Palast war bald von neuen in Schlaf versunken, Dschemal erschien, und entführte die Prinzessinn zu ihrem Gatten, wo alles zu ihrem Empfange bereit war.

Die Speisen waren aufgetragen, das Konzert begann, und eine noch prächtigere Bekleidung schmückte das Gemach: aber was vermag glänzender Aufwand und seine Erfindungen der Wonne hinzuzufügen, welche aus der Hingebung zweier liebevoller Herzen entspringt? Da beide vor Liebe gestorben wären, wenn sie hätten verzweifeln müßen, jemals vereint zu werden, so begreift man, daß sie gegenwärtig ohne so viel Anstalten leben konnten.

Die Stunde der Ruhe war gekommen: Simustapha lud die Prinzessinn zärtlich ein, sich ihr hinzu-

geben, und die jungen Sklavinnen setzten alles dazu in Bereitschaft.

Viele Leute bilden sich ein, daß die Nächte der allein durch die Liebe vereinten Gatten sich alle gleichen müßen: die jetzo beginnende kann aber das Gegentheil beweisen.

Kaum lag Simustapha mit der Prinzessinn auf dem Kissen, als der Geist sie in tiefen Schlaf versenkte, und sie nach dem Palast der Geisterköniginn brachte.

Setelpedur erwartete sie mit Ungeduld; sie ließ beide auf zwei prächtige Sopha's legen. Zuerst zog Ilsetilsone ihre Aufmerksamkeit an; sie wollte sehen, ob ihre Schönheit völlig den Lobeserhebungen entspräche, welche man von ihr gemacht hatte, und fand nichts, daß nicht Dschemals Preis weit übertroffen hätte.

Als sie hierauf aber anfing, Simustapha zu betrachten, so war sie überzeugt, daß nichts auf Erden mit ihm zu vergleichen und seiner würdig wäre. Während sie nur wähnte, sich der Bewundrung hinzugeben, ließ sie sich bald viel weiter verleiten; und indem sie sich selber die Bewegung verhehlte, in welche sie versetzt war, — um den Geistern ihres Hofes die unwiderstehliche Neigung zu verbergen, welche sie zu einem der beiden Geliebten hinzog, rief sie aus:

„Oh! schönster der Sterblichen! wie glücklich schätze ich mich, für dich meine Macht angewendet zu haben!“

Mit diesen Worten drückte sie zwei Küsse auf Ilsetilsonens Lippen, um berechtigt zu sein, eben so viele, noch zärtlichere Simustapha's Lippen zu rauben.

Die Königinn der Geister erfuhr was ihresgleichen begegnet, wenn sie sich zu sehr dem gefährlichen Leimen 'dieser Erde nähern: Setelpedur ward ein Raub der Verwüstungen ihres eigenen Elements. Aber diese Wirkung hatte noch nicht ihr für ihre Nebenbuhlerinn gefaßtes Wohlwollen verlöscht, deren Glück gemacht zu haben sie gleichwohl bald bereuen sollte. Sie band ihr ein Halsband von außerordentlicher Pracht um den Hals, und steckte ihr einen Ring an den Finger, dessen Diamant eben so viel Feuer ausstrahlte, wie ein Karfunkel; und was den Werth dieses Kleinods noch erhöhte, waren die in den Ring eingegrabenen Namen der beiden Gatten.

Sie wand hierauf in die Haarflechten des Prinzen eine Diamantenkette und steckte ihm einen noch schönern Ring an den Finger, als jener, den sie der Prinzessinn gegeben hatte: für beide ließ sie zwei Kleider bringen, deren Besatz aus Rubienen, Saphieren, und Smaragden so kunstreich zusammengewirkt war, daß sie die Mannigfaltigkeit der Blumen nachbildeten.

Als sie ihren Reichthum und ihre Huld genugsam dargethan hatte, war sie darauf bedacht, die Belohnung dafür auf den Lippen des schönen Simustapha zu suchen. Nachdem sie so ihre Neugier und einen Theil ihres Verlangens befriedigt hatte, rief sie wieder den Geist herbei.

„Dschemal,“ sprach sie zu ihm, „laß dir durch andere Geister helfen, und bringe diese Gatten auf demselben Sopha, den du hier siehst, in das Gemach zurück, woher du sie entführt hast; den Sopha, worauf sie zuvor gelegen haben, mußt du anderswohin schaffen; lege diese beiden Kleider vor ihnen hin, und beobachte sie bis sie erwachen, um mir darnach von allem Bericht abzustatten, was vorgegangen ist.“

Der Geist gehorchte, und brachte die Gatten wieder nach Bagdad in das Gemach des Prinzen von Indien; er verdoppelte den Glanz der Lichter, und hub die Wirkung des Zauberschlafs auf.

Simustapha und Ilsetilsone öffneten die Augen, und wurden beide von dem Glanz ihres Schmuckes geblendet, und die Pracht ihrer ganzen Umgebung erfüllte sie mit Bewundrung.

Simustapha ergriff die Büchse; der Geist erschien auf seinen Befehl.

„Sprich, Dschemal, ich befehle es dir! woher kömmt dieser überschwängliche Reichthum?“

„Von der Hand, welche eure Verbindung begünstigt hat,“ antwortete der Geist.

„Bezeug' ihr morgen,“ sagte der Prinz, „unsre Erkenntlichkeit: „wenn zwei dem Willen der Königinn gänzlich ergebene Herzen ihr Glück erhöhen können, so bring' ihr die Huldigungen der unsrigen.“

Dschemal verschwand, und unsere Liebenden entledigten sich bald des Schmuckes der ihnen beschwerlich war: die glückliche Liebe verlangt Bequemlichkeit. Simustapha sah in der Aufmerksamkeit der Geisterköniginn nur ihre Geneigtheit, ihnen bei dem Chalyfen behülflich zu sein, daß er ihre Verbindung genehmigte: bald vergaßen beide, viel angenehmer beschäftigt, aller ihrer Reichthümer, und die übrige Nacht verfloß unter glückseligen Zerstreuungen.

Dreihundert und sechs und zwanzigster Tag.

Als die Morgenstunde kam, bezeugte Ilsetilsone ihrem Geliebten, daß es ihr großes Vergnügen gewähren würde, ihn in dem Kleide seiner Beschützerinn zu sehen.

„Ich gehorche, Licht meines Lebens,“ antwortete der Prinz; „ich bedarf alles, um dir zu gefallen: nichts dagegen soll hier meinen Augen die Reize verhüllen, deren Besitz mich hinreißt und entzückt.“

Simustapha zog hierauf sein prächtiges Kleid an. Ilsetilsone erfreute sich des Anblicks dieses Putzes.

„Der meinige," sagte sie, „ist mir gegenwärtig unnütz; wenn ich diesen Staat im Palaste meines Vaters zur Schau trüge, würde ich eine Neugier erregen, welche ich unmöglich befriedigen könnte."

Indem sie diese Worte aussprach, beschlichen sie die Vorläufer des Schlafs. Simustapha empfand dieselbe Wirkung, und hatte kaum noch Zeit, sich auf ein Sopha hinzuwerfen, ohne sich seiner Kleidung zu entledigen. Die Prinzessinn schlief schon, und der Geist brachte sie in den Palast des Chalyfen zurück.

Hierauf flog Dschemal zu Setelpedur, und erstattete ihr Bericht, auf welche Weise ihre Geschenke aufgenommen worden, und welcher Ausdrücke sich Simustapha bedient hatte, seine Dankbarkeit zu bezeugen: er sagte mehr, als die Königinn hören wollte.

Setelpedur glich nicht mehr sich selber; seitdem sie von Simustapha's Reizen eingenommen worden, war sie inneren Kämpfen hingegeben, deren Gewalt sie zuvor niemals erfahren hatte; die Eifersucht begann, ihr Herz in Unruhe zu setzen; sie erstaunte über ihren eigenen Zustand: sie, die bisher nur beschäftigt war, die Leidenschaften Anderer zu zügeln, die niemals die Macht derselben empfunden hatte, und stäts unempfindlich gewesen war für die Reize der Bewohner

Dschinnistans: „Ich sollte mich so herablaßen," sprach sie, „einen Sterblichen zu lieben! . . . aber Simustapha ist ein Zögling Benalabs, er ist selber ein Muster der Tugend und Weisheit: welche von meinesgleichen hätte die Ehre verschmäht, sich der Gunst des großen Soleiman zu erfreuen? Unsre Königinn kam aus den entferntesten Gegenden des Nordens zu ihm." *)

Während Setelpedur also sprach, erwartete der Geist ihre Befehle.

„Kehre zu deinem Herrn zurück," sagte sie zu ihm, „und sei, sichtbar oder unsichtbar, stäts zu seinen Diensten. Bemerkst du an ihm das geringste Verlangen, mich kennen zu lernen und mir seine Huldigungen darzubringen, so ermuntere ihn dazu und bring' ihn mir auf der Stelle her. Meine Gränzen sind von noch entsetzlicher gestalteten Wesen bewacht, als du zuvor warest. Ich werde Befehl ertheilen, diese furchtbaren Wächter zu entfernen, und die Gränzen so zu besetzen, daß sie keinen abschreckenden Anblick darbieten."

Der Geist verneigte sich vor der Königinn, begab sich wieder zu Simustapha, und fand ihn noch auf

---

*) Es wird im Morgenlande angenommen, daß die Königinn von Saaba, die um Soleimans, oder Salomons, Huld zu werben kam, ein weiblicher Geist und die Königinn der himmlischen Gesichte war.

dem Sopha im Zauberschlafe liegen. Er weckte ihn auf, zeigte sich ihm, und gab ihm den Rath, eine bequemere Lage für seine Ruhe zu wählen.

Der Prinz öffnete die Augen: Ilsetilsone war verschwunden; er sah um sich her nur die prächtigen Geschenke, mit welchen er überschüttet war, und ohne welche er wähnen würde, nur so schön geträumt zu haben. Beim Anblicke dieser Gegenstände wurde er von Dankbarkeit durchdrungen, welche ihn an noch größere Wohlthaten erinnerte; er brannte vor Ungeduld, seine ehrerbietige Huldigung dem erhabenen Wesen darzubringen, dessen Huld und Macht er bewunderte. Er ergriff seine Büchse, und der Geist erschien.

„Dschemal,“ sprach er zu ihm, „wenn meine Bitte nicht unbescheiden ist, so befehle ich dir, mich zu den Füßen meiner Wohlthäterinn, der Königinn der Geister, zu bringen.“

„Ich gehorche,“ antwortete der Geist, „dem Herrn der Zauberbüchse und dem Günstlinge des strahlenden Sterns der sieben Meere, welche die Erde theilen.“

Simustapha begab sich ins Bad, schmückte sich mit allen Kostbarkeiten, welche er der Großmuth der Fee verdankte, und überließ sich der Führung des Geistes.

Dschinnistan ist ein weit von uns entferntes Reich; gleichwohl umgiebt es uns und berührt uns von allen

Seiten; es besteht aus so weiten Räumen, daß sie mit dem kleinen Raum, welchen wir einnehmen, nicht zu vergleichen sind: in wenigen Augenblicken aber hatte sie der Prinz von Indien durchmessen, und wurde am Eingange von Setelpedurs Palast niedergesetzt.

Die Königinn trat ihm daraus entgegen; obwohl von ihrer Schönheit geblendet, vergaß er doch nicht der Ehrerbietung, und wollte sich vor ihr auf ein Knie niederlaßen: sie aber hub ihn eilig auf, faßte ihn bei der Hand, und führte ihn in ihren Palast, indem sie mit ihm durch ihre Gärten ging, in welchen Wunder aller Art ihn überraschten und bezauberten.

Simustapha, von so viel vereinten Genüssen überströmt, empfand eine Aufregung, deren Wirkung Setelpedur mit Vergnügen betrachtete:

„O liebenswürdigster der Sterblichen!" sprach sie bei sich selber, „möchten doch die Schönheiten, welche du hier antriffst, dich aller derjenigen vergessen machen, welche du auf Erden zurückgelaßen hast."

Endlich kamen, fast ohne mit einander zu reden, die Königinn und ihr neuer Gast an ein Wasserbecken, welches mit dreihundert sechs und sechzig Thierbildern umgeben war, deren jedes, von dem andern verschieden, das Sinnbild eines Tages im Jahre darstellte. Sie bestanden aus Jaspis und Porphyr, und ihnen entströmten beständig geistige und liebliche Getränke.

Die Mittagstafel war an diesem Orte, unter einer Laube von Rosen und Schasmin, errichtet; Sophas, mit Rasen bedeckt, boten bequeme Sitze dar; Veilchen und Maiblumen dienten zum Teppich: man kann sich vorstellen, wie üppig inmitten so vieler Schönheiten das Mahl war.

Unsichtbare Diener brachten und holten die Speisen; man sah nur die schönen Hände Setelpedurs, die eben so geschickt waren, jedem Gelüste zuvorzukommen, als ihre Augen sich aufmerksam zeigten, es zu errathen.

Dreihundert und sieben und zwanzigster Tag.

Der Prinz von Indien schien verwirrt; aber ein belebteres Gemälde stellte sich jetzo seinen Augen dar: eine im Halbrund ihm gegenüber aufsteigende Bühne bevölkerte sich auf einen Wink. Sechshundert Geister beiderlei Geschlechts, setzten sich auf den Rasen und begannen ein Konzert, welches der Feenköniginn würdig war, und die Sterblichen zu entzücken vermochte. Simustapha war in Bewundrung versunken.

„Ihr sehet,“ sprach Setelpedur zu ihm, „welcher Vergnügungen man hier genießt; findet ihr darunter einige, die euch reizen, o mein theurer Simustapha!

so wird das Herz, welches euch sie darbietet, sich bemühen, sie unaufhörlich abwechseln zu laßen."

Mit diesen Worten stand die Königinn vom Tische auf, und ging mit Simustapha nach ihrem Palast; Gold und Asur wechselten hier unter allerlei Gestalt. Simustapha mußte sich auf ein Sopha niedersetzen, und die Königinn der Geister, an seiner Seite sitzend, sprach folgendermaßen zu ihm:

„Theurer Prinz, die Zurückhaltung ist nicht für mich gemacht: ich liebe euch, ich will euer Glück, und das meinige ist damit verknüpft. Ihr waret der Zögling und Freund des weisen Benalab, der meine Blicke auf eure Bestimmung lenkte. Seit eurer zartesten Kindheit wirkte ich unsichtbar auf die Begebenheiten ein, von welchen ihr eure Glückseligkeit abhängig gemacht habt. Ihr verdanket mir Ilsetilsonens Besitz; ich bin erfreut über eure Vereinigung mit ihr, und empfinde keine Eifersucht deshalb: aber seitdem ich euch nun näher kenne, beseelen mich für euch die zärtlichsten Gefühle; eure Tugenden und die Anmuth eures ganzen Wesens haben aus der Königinn der Geister eine demüthige Sklavinn der Liebe gemacht."

„O anbetungswürdige Königinn," erwiederte Simustapha, „ich bin nicht so stolz, auf eine so ruhmvolle Eroberung Anspruch zu machen: erlaubet mir, euch mein Lebelang zu verehren und zu dienen. Ich verdanke euch das Glück, mit der Tochter des Cha-

lysen vereinigt zu sein: aber wenn auch meine durch euch begünstigte Liebe mir erlaubte, euch mein Herz darzubieten, so bin ich doch Muselmann, durch die Gnade Gottes und des großen Propheten, so wie durch die segensreiche Bemühung des frommen Beherrschers der Gläubigen, und ich werde mein Glück in der Beobachtung des Gesetzes suchen."

„Ihr übertreibet, mein theurer Simustapha," versetzte die Königinn, „so wohl meine Ansprüche auf euch, als die Strenge des Gesetzes. Ich will Ilsetilsone'n nicht aus eurem Herzen verbannen; liebet sie immerhin: sie soll der Gegenstand meiner Huld sein, wie ihr der Gegenstand meiner Liebe seid. Mahomed hat sich mehr als Eine Frau verstattet."

„Ich prüfe nicht," sagte Simustapha, „die Handlungsweise des Propheten: aber als Ilsetilsone sich mir gänzlich hingab, haben wir ein unverletzliches und heiliges Bündnis geschlossen."

„Das soll es auch nicht minder bleiben," erwiederte die Königinn; „Ilsetilsone kann weder eure, noch meine Feindinn werden: und wenn sie mir erlaubt, euch zu lieben, kann sie da eure Undankbarkeit gut heißen? Mit Einem Worte, theurer Prinz, mein Herz gehört euch ganz, könnt ihr mir nun versagen, das eure zu theilen, wenn niemand dadurch gekränkt wird? Bedenket, daß ich meine große Macht nur zu neuen Gunstbezeugungen

für euch anwenden werde, und daß diejenige, die euch anflehet, die unbeschränkte Gebieterinn eures Schicksals ist."

„O meine Königinn!" sagte Simustapha, „ermesset die Quaal eures Sklaven, dem das Zugeständnis, wie die Weigerung dessen, was ihr verlanget, gleich unmöglich dünkt."

„Genug davon, mein theurer Prinz," erwiederte Setelpedur; „ihr müßt gegenwärtig auf eure Erhaltung bedacht sein; ich habe euch die Mittel dazu gewährt, und darunter solche, um die ihr nicht wisset, und deren Wichtigkeit ihr vielleicht in der Folge noch kennen lernen werdet. Aber ich muß euch sagen, daß die Büchse Benalabs euch großen Gefahren aussetzt: diese Büchse gehörte einst dem Aegyptischen Zauberer Mamuk, der sie zu Frevelthaten misbrauchte: ich habe ihn, zur Strafe, derselben beraubt.

Ich überließ diesen Elenden dem Gerichte seines Verhängnisses: Ich bestrafte Kossak, euern jetzigen Sklaven Dschemal, der durch seine niederträchtige Willfährigkeit seinen verderbten Meister vollends zu Grunde gerichtet hatte. Ich rechne daranf, daß dieser Sklave meiner Befehle sich gegen euch nicht vergessen wird. Mamuk lebt noch, er hat einen Sohn in seiner Kunst unterrichtet, der eben so gefährlich ist, als er selber: ganz Dschinnistan verflucht ihn; aber die Lasterhaften finden immer irgendwo Schutz.

Mamuk ist noch mächtig, und arbeitet unablässig daran, die Büchse, welche ich Benalab gegeben, wiederzufinden: seid auf eurer Hut, daß niemals, weder ein Aegypter, noch jemand, der aus Aegypten kömmt, bei euch Eingang finde."

Simustapha wußte keine Worte zu finden, um für so viele Beweise der Huld zu danken. Indessen fing es schon an spät zu werden, und es war Zeit, heimzukehren, um dort seine Gattinn zu empfangen. Er suchte der Königinn die Nothwendigkeit seiner Entfernung bemerklich zu machen, indem er bedauerte, daß er gezwungen wäre, sich von so vielen Freuden loszureißen.

„Meine Gunstbezeigungen," erwiederte Setelpedur, „folgen meiner Neigung, und kosten mich nichts. Die Reichthümer hier verlieren alsbald all ihren Werth, wenn ihr euch entfernet. Wollt ihr sie mir theuer machen? Kommt mit Ilsetilsone'n her, euch derselben zu erfreuen, und von dem Augenblick an, wird nichts mehr hier sein, das meinen Augen nicht wahrhaft theuer wäre: kommet, hier zu gebieten, und seid der Unterwürfigkeit aller Geister versichert, welche mich umgeben."

„Ach, Herrinn," erwiederte Simustapha, „hütet euch, weil ihr mich liebt, mich über meine Pflichten zu verblenden; ich bedarf es, mich zu erinnern, daß ich der Sohn des Indischen Königs bin, den seine

Aeltern so zärtlich lieben, und der ihren Unterthanen über die Bestimmung des vermuthlichen Thronerben Rechenschaft schuldig ist."

„Lebet wohl, mein geliebter Simustapha," sagte die Königinn, indem sie ihn umarmte; „lebet wohl, Prinz, Muster eines Fürsten, Licht der Welt, und Schatz aller Tugenden!"

Dreihundert und acht und zwanzigster Tag.

Simustapha wurde von dem Geiste wieder heimgebracht: sein von Dankbarkeit aufgeregtes, aber stäts von Ilsetilsone'n erfülltes Herz brannte, sie wiederzusehen; er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfange: die seltensten Früchte standen auf dem Tische, die Rauchfässer dufteten, und die Prinzessinn erschien. Sie schmückte sich mit dem prächtigen Kleide, welches Setelpedur ihr geschenkt hatte; Simustapha hatte das seinige anbehalten. Die Musik ließ sich hören, das Mahl begann, und inmitten all dieser Freuden beschäftigte man sich nur mit Entwürfen künftiger Glückseligkeit.

Unterdessen erzählte Simustapha seinen Besuch in dem Palast der Fee, beschrieb die Schönheiten, welche er dort gesehen, die Huld, womit er dort überhäuft worden; er überging keinen Umstand, und seine

Erzählung erregte weder Verdacht, noch Eifersucht. Und wenn die Prinzessinn alle Herzen ihrem Geliebten zufliegen sähe, so würde sie diese Huldigung nur als einen Tribut ansehen, welche alle lebenden Wesen ihm schuldig sind. Als Simustapha auf die Vorsicht kam, zu welcher er gegen den Aegypter Mamuk, den alten Besitzer der Büchse, aufgefordert war, wollte sie den Prinzen bereden, ein so gefährliches Geschenk der Königinn zurückzugeben: aber beide hätten, ohne dessen Hülfe, auf das Vergnügen verzichten müßen, ferner zusammen zu kommen, und es wäre vielleicht unmöglich geworden, den Chalyfen zu bewegen, so süße Bande zu bestätigen.

Alle Befürchtungen mußten so mächtigen Beweggründen weichen: „Aber wenigstens,“ sagte Ilsetilsone, „sei darauf bedacht, dich vor der Annäherung dieser treulosen Fremdlinge zu verwahren. Verschließ deine Thüren und Fenster selbst vor den Winden, die aus Aegypten herkommen mögen.“

Während sie so ihre Ruhe zu sichern suchte, zog sich in Dschinnistan ein Gewitter zusammen, welches dieselbe bald stören sollte. Als der Geist, der Sklave der Büchse, die Prinzessinn aus dem Palast zu Simustapha, und von hier wieder zurückgebracht, und der Prinz von Indien ihm nichts weiter zu befehlen hatte, verfügte er sich zu seiner Gebieterinn, und brachte ihr Bericht von allem, was er gesehen hatte.

Der Geist lieferte ein wahrhaftes Gemälde dessen, wovon er Augenzeuge gewesen, und sagte:

„Noch niemals bot eine eheliche Verbindung ein so anziehendes Bild dar! Niemals schienen zwei Herzen sich so innig zu verstehen und sich zu entsprechen! Niemals vereinigten zwei Wesen Tugend und Schönheit in einem so hohen Grade! Niemals . . .“

„Halt ein, Unseliger!“ unterbrach ihn die Königinn, „deine Begierden brennen schon wieder lichterloh! Erinnere dich was du, als Kossak im Dienste des verfluchten Aegypters gethan hast! Mein Finger hat auf deiner schuldvollen Stirne die Brandmale deines lasterhaften Wandels eingegraben. Ich werde dießmal noch schlimmer mit dir verfahren, wenn du wieder aus der Bahn weichst: ich will alle deine Gesichtszüge verzerren, ich will deine Ohren lang recken, und du sollst mit den Fersen vorwärts gekehrt gehen.“

„Oh! meine Herrscherinn,“ sagte der Geist, „euer Zorn thut mir weher, als eure Drohung mich erschreckt. Ilsetilsonens Schönheit und Tugend ist so groß, daß sie mir die höchste Ehrfurcht einflößt: ah! wie sehr verdient sie die Liebe Simustapha's!“

„Sie ist zu groß,“ erwiederte Setelpedur, „sie macht, daß er der Sorge für seine Sicherheit, und selbst seiner Pflichten vergißt. Der einzige Sohn des Königs von Indien läßt seinen Vater in Unwissenheit

über seine Abenteuer, und ohne einen von Benalab verjüngten Rosenstrauch, dessen Laub ich sorgfältig erneuen laße, würden seine Aeltern der Ungewißheit preisgegeben, und in tiefen Kummer versunken sein. Dschemal, man muß deinen jungen Herrn aus einer für ihn so gefährlichen Bezauberung befreien: stelle dich unsichtbar zwischen ihnen beiden; verbreite einen giftigen Hauch um Ilsetilsone . . ."

„Große Königinn, ich gehorche," sagte der Geist, indem er hinwegeilte.

„Bleib! Elender," sagte aber Setelpedur zu ihm: „du bist sehr hurtig, dich in den Pfuhl zu stürzen, um auf der Stelle seinen Qualm zu verbreiten . . . Bleib!" wiederholte sie, nachdem sie sich einen Augenblick wieder gefaßt hatte; „sei geschäftiger, das Gute zu thun, als das Böse, wenn du nicht wieder ein Ungeheuer werden willst . . . Ich befehle dir von neuen, sorgfältig über alle Bedürfnisse und Gefahren der beiden Gatten zu wachen.

Dschemal entfernte sich; er vermochte nicht, in der Seele seiner Gebieterinn zu lesen, und wähnte, sie hätte ihn auf die Probe stellen wollen. Setelpedur aber blieb ein Raub der Unruhe; ihre Leidenschaft quälte sie; sie wähnte, dieselbe durch Opfer befriedigen zu können, und um sich in ihrem Vorhaben bestärken zu laßen, befahl sie auf der Stelle ihren

Großvesyr Asmonschar*) herbeizurufen. Er erschien sogleich, sie ließ ihn neben ihr niedersitzen, und sprach folgendermaßen zu ihm:

„Vesyr, noch hat niemand auf mein Herz Eindruck machen können, und ich bin unabhängig geblieben, bis auf diesen Tag. Gegenwärtig aber ist mein Verhängnis eingetreten und schreibt mir Gesetze vor: ein Sterblicher, der über alle anderen erhaben ist, hat meine ganze Zuneigung auf sich gezogen: es ist Simustapha, der Sohn des großen Königs von Indien.

Ich weiß, daß der Stolz der Geister, meiner Vasallen, sie auf die Menschen verächtlich herabsehen läßt, weil sie gewöhnlich ihren Spielball aus ihnen machen: sie haben vergessen, daß sie selber alle das Knie gebeugt haben vor dem großen Mahomed, dem Besieger meines Vaters, des unsterblichen Kokopilesobeh,**) der aller Strahlen seines Ruhms beraubt wurde.

Unser Wirkungskreis ist beschränkt: von allen geschaffenen Wesen ist der Mensch der einzige, der den seinen erweitern kann. Die Tugenden Simustapha's können ihn zu der höchsten Erhebung führen, und ich will mich seinen Hoffnungen zugesellen; wenn du nun,

*) Asmodeus.

**) Kokopilesobeh ist einer von den Arabischen Namen Lucifers.

wie ich glauben muß, meine Wohlfahrt und meinen Ruhm im Auge hast, so erwarte ich von dir einen deiner Weisheit und deiner Anhänglichkeit würdigen Rath."

Dreihundert und neun und zwanzigster Tag.

Während dieser Rede schien Asmonschar, mit niedergesenkten Augen, in tiefem Nachsinnen; er brach endlich das Stillschweigen, und antwortete:

„Große Königinn, deine Entwürfe sind stäts von der Weisheit geleitet, und können ihren Ursprung allein in einem edlen Ehrgeize haben. Ich sehe hier nur zwei Schwierigkeiten.

Ihr habt edelmüthig die Verbindung des Prinzen von Indien und der Tochter des Chalyfen begünstigt; ihr habt die Stärke und Unauflöslichkeit derselben gegen euch selbst durch die beiden Ringe gesichert, welche ihr ihnen angesteckt habt: eure Befriedigung hängt nur von ihrer Einwilligung ab. Wir haben von unseren Ahnen verfaßte Gesetze, deren Urkunden sie selber aufbewahren: sie werden viel besser als ich entscheiden, worin sie euerm Verlangen genügen können; und es wird euch annehmlicher sein, die Verbindung, welche ihr im Sinne habt, mit Zustimmung aller eurer Gewalt unterworfener Wesen einzugehen, als nur mit

dem Rathe eures gänzlich euerm Willen gewidmeten Ministers."

Setelpedur, nur mit ihrem Vorhaben und den Mitteln es zu befördern beschäftigt, durchdrang nicht die Absichten Asmonschars.

Der heuchlerische Vesyr hatte nicht so bald den Befehl, die Versammlung zu berufen, empfangen, als er sich zu Bahlisbull,*) seinem Großvater, begab, dem ältesten und boshaftesten aller Geister in Dschinnistan: die Wuth verlieh seinen Schwingen Stärke und Schnelligkeit. Er verabscheute Bahlisbull; aber es kam darauf an, die Königinn von einem Vorhaben abzubringen, welches ihm verhaßter war, als jedem andern, weil er leibhaftig der die menschliche Natur verderbende Geist, und ihr erklärtester Feind war; und weil er den Namen Mahomed nicht konnte aussprechen hören, ohne vor Wuth zu schäumen, und jetzo die Königinn gar einen Muselmann heiraten wollte. Er wußte, daß durch einen berühmten Vertrag zwischen Kokopilesobeh und Mahomed, der Prophet sich alle Geburten aus den Ehen der Menschenkinder mit den Kindern Dschinnistans vorbehalten hatte.

Der alte Bahlisbull sah mit einer Art von Erstaunen seinen Enkel zu ihm kommen; sie hatten seit langer Zeit keinen andern Verkehr mit einander gehabt,

*) So viel als Beelsebub.

als um sich gegenseitig zu schaden. Er vernahm nun das Vorhaben der Königinn, und sagte darauf zu Asmonschar:

„Ich sehe, du fürchtest, deinen Einfluß zu verlieren; die Königinn ist nicht die einzige, welche eine ungleiche Verbindung eingegangen; sie ist die Tochter des großen Kokopilesobeh, und darf uns gegenüber wichtige Vorrechte behaupten: die Gesetze anlangend, welche, wie du weißt, bei mir verwahrt liegen, weil ich den mit Mahomed eingegangenen Vertrag unterzeichnete, so kömmt es dir nicht zu, auf Mittel zu sinnen, denselben zu umgehen, oder auf die Möglichkeit, ihn zu übertreten: versammle den Divan; das ist deine Pflicht.“

Asmonschar kehrte zurück; Bahlisbull aber, von Bosheit und Ehrgeiz erfüllt, beschäftigte sich mit einem Anschlage, die Königinn zu entthronen, den Großvesyr, seinen eigenen Enkel, zu verderben und sich selber auf dem Untergang aller emporzuschwingen.

Der Divan war versammelt. Setelpedur erschien und nahm ihre Stelle ein; alle Geister verneigten sich vor ihr. Auf einen Wink der Königinn erhuben alle sich wieder und setzten sich; niemand wußte den Grund einer so feierlichen Zusammenberufung: Asmonschar erhielt Befehl, die Sache vorzutragen.

Der Vesyr warf die Augen ringsumher, und bemerkte einen leeren Sitz; es war derjenige, den sein

Großvater Bahlisbull einnehmen sollte; da zögerte er noch, seine Rede anzuheben, er fürchtete, die Mehrheit möchte dem Antrage der Königinn beistimmen; ein großer Theil der Stimmenden war von demselben Geschlechte, wie Setelpedur, und folglich jedem Gesetze feind, welches die Freiheit fesseln und einer solchen Schwachheit vorbeugen sollte. Der übrige Theil bestand aus leichtsinnigen Geistern, die sich aus ihrer Willfährigkeit ein Verdienst machten, und jedem Wunsche der Königinn nachgaben. Also sah der Minister sich in Gefahr, unter die Herrschaft eines Menschen und Muselmanns zu kommen; er lästerte im innersten seiner Seele gegen Mahomed, und fühlte zugleich alle seine Kräfte gelähmt. Setelpedur gebot ihm abermals, zu reden, und er begann nun zu stammeln, als plötzlich der alte Bahlisbull erschien, gestützt von den Seinigen, die ihn zu den Füßen des Throns führten.

„Verzeih, o meine Herrscherinn!" sprach der gefährliche alte Schlaukopf, „wenn ich so spät euren Befehlen Folge leiste. Die Zeit hat meine Kräfte aufgezehrt, die Jahrhunderte haben meine Schwingen gelähmt: ich wurde in dem ersten großen Kampfe, welchen wir bestanden, von Michaël schwer verwundet, und in einem vom Alter gänzlich geschwächten Leibe wie der meinige, brechen die alten Wunden wieder auf."

Setelpedur nahm die Entschuldigung des alten Geistes an, und befahl ihm, seinen Sitz einzunehmen. Asmonschar, durch die Gegenwart seines Großvaters wieder ermuthigt, nahm nun das Wort, und setzte den Gegenstand aus einander, worüber die Königinn den Divan zu Rathe ziehen wollte.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagen, Friedrich Heinrich von der, 1780-1856

Tausend und ein Tag morgenländische Erzählungen aus dem Persischen, Tü
rkischen und Arabischen nach Petis de la Croix ...

Bd.: Fünfter Band

Prenzlau 1827

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.arab.o.12(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11716400-3